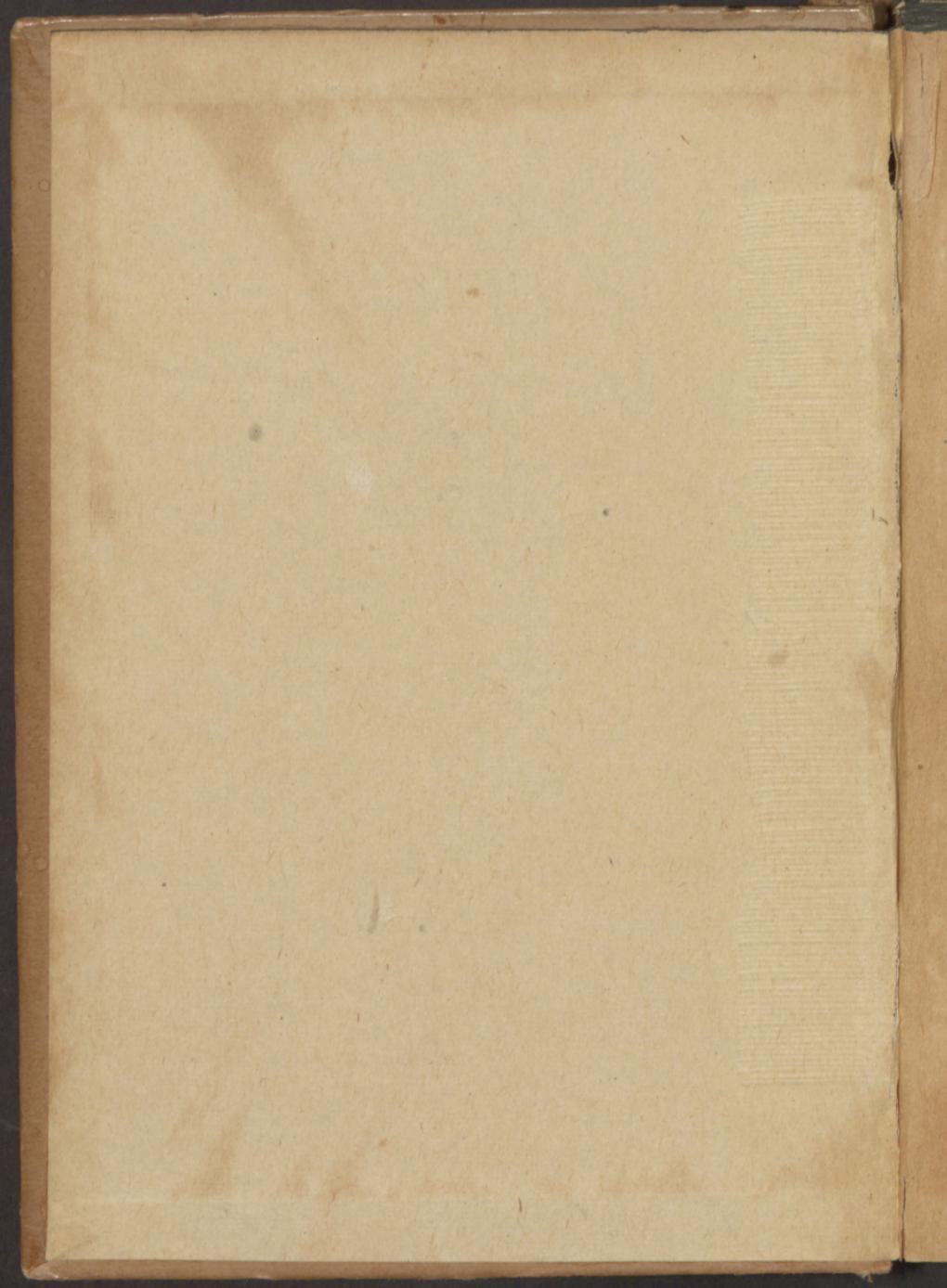
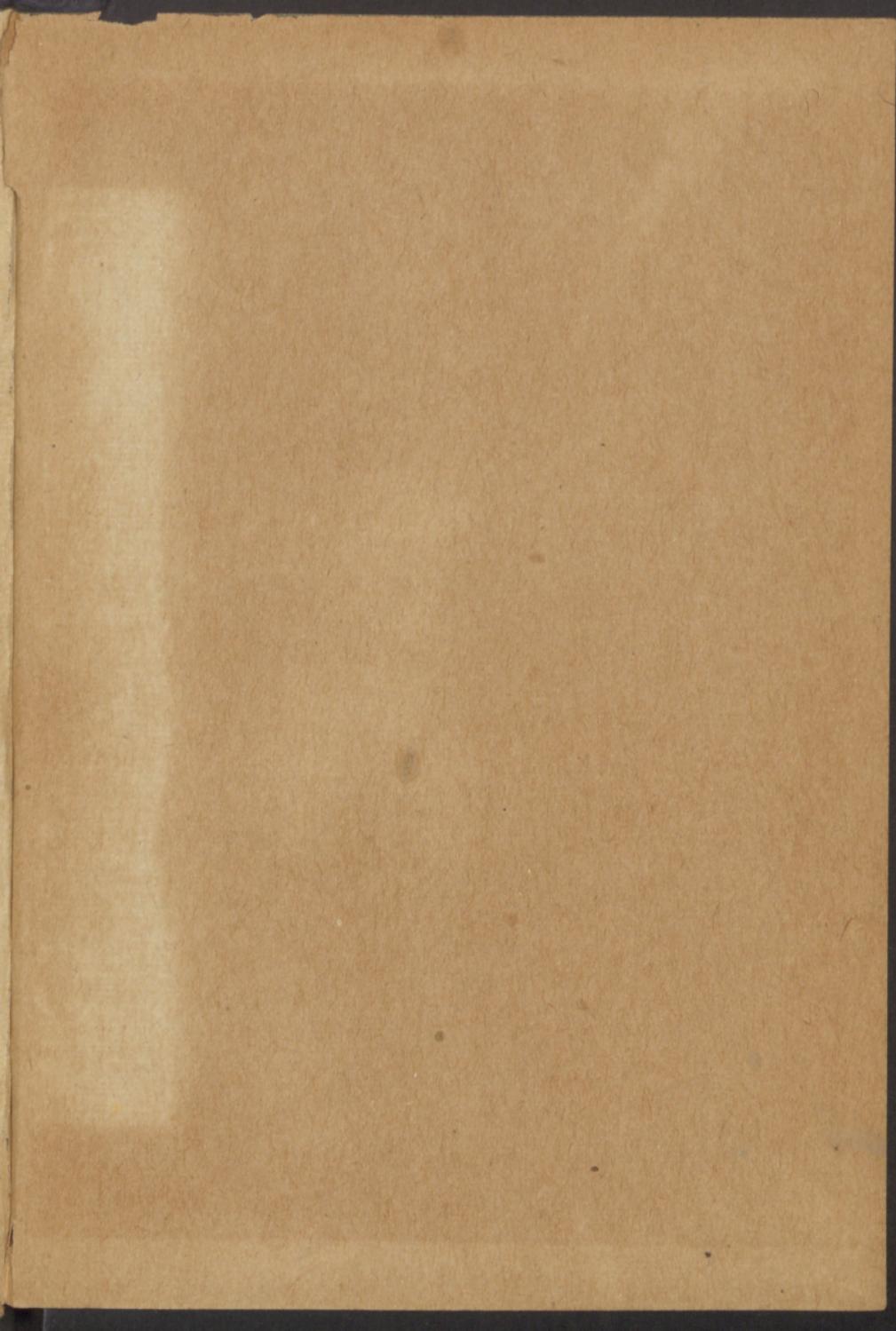


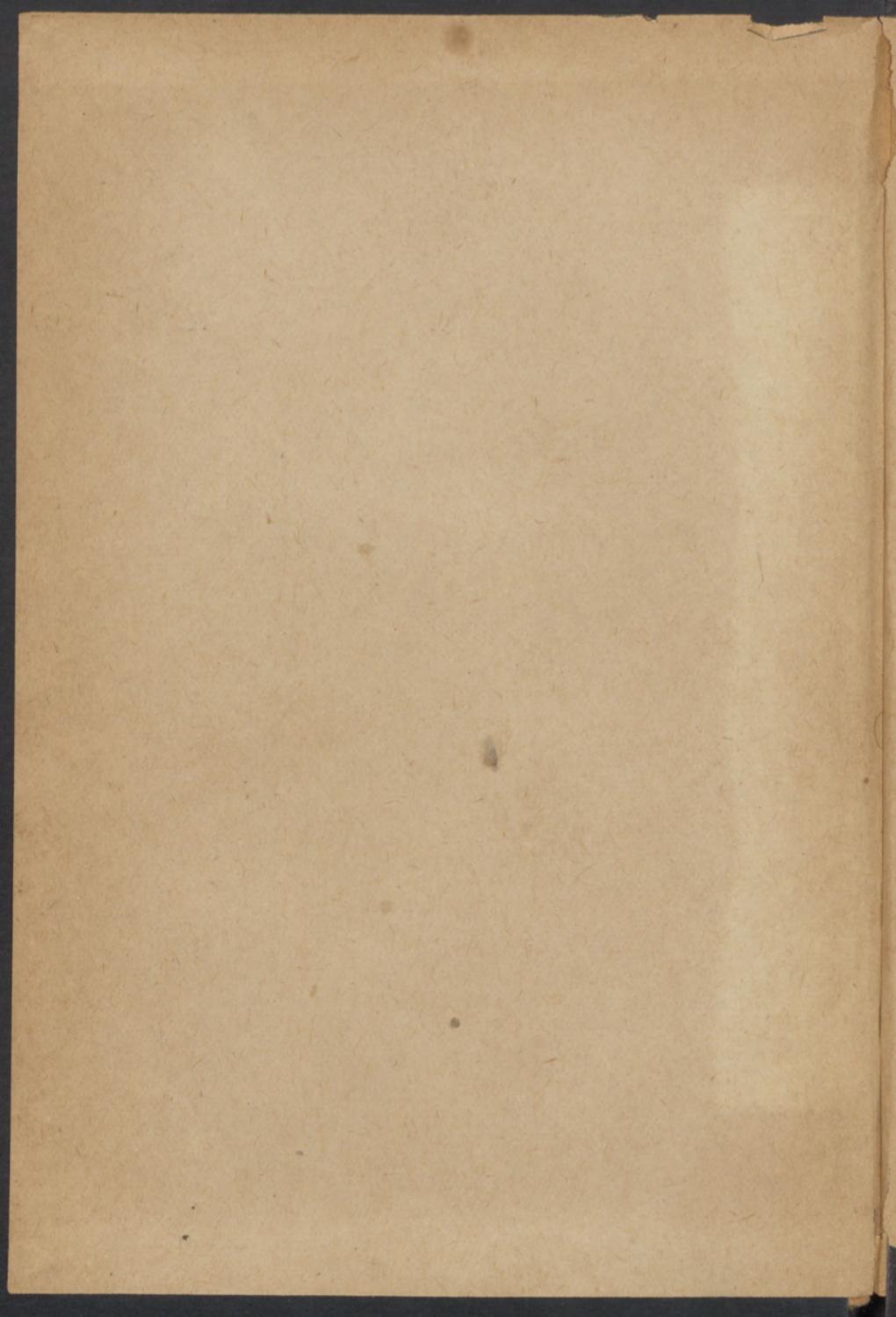
→ Gedore von Zobeltitz

Besser Herr
als Knecht









Besser Herr als Knecht

Ullstein-Bücher

Eine Sammlung
zeitgenössischer Romane



Ullstein & Co / Berlin und Wien

Besser Herr als Knecht

Roman von

Fedor von Babelsberg



Ullstein & Co / Berlin und Wien





821.112.2-3 = 112.2

Neu bearbeitete Ausgabe

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-043567

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1917 by Ullstein & Co, Berlin.

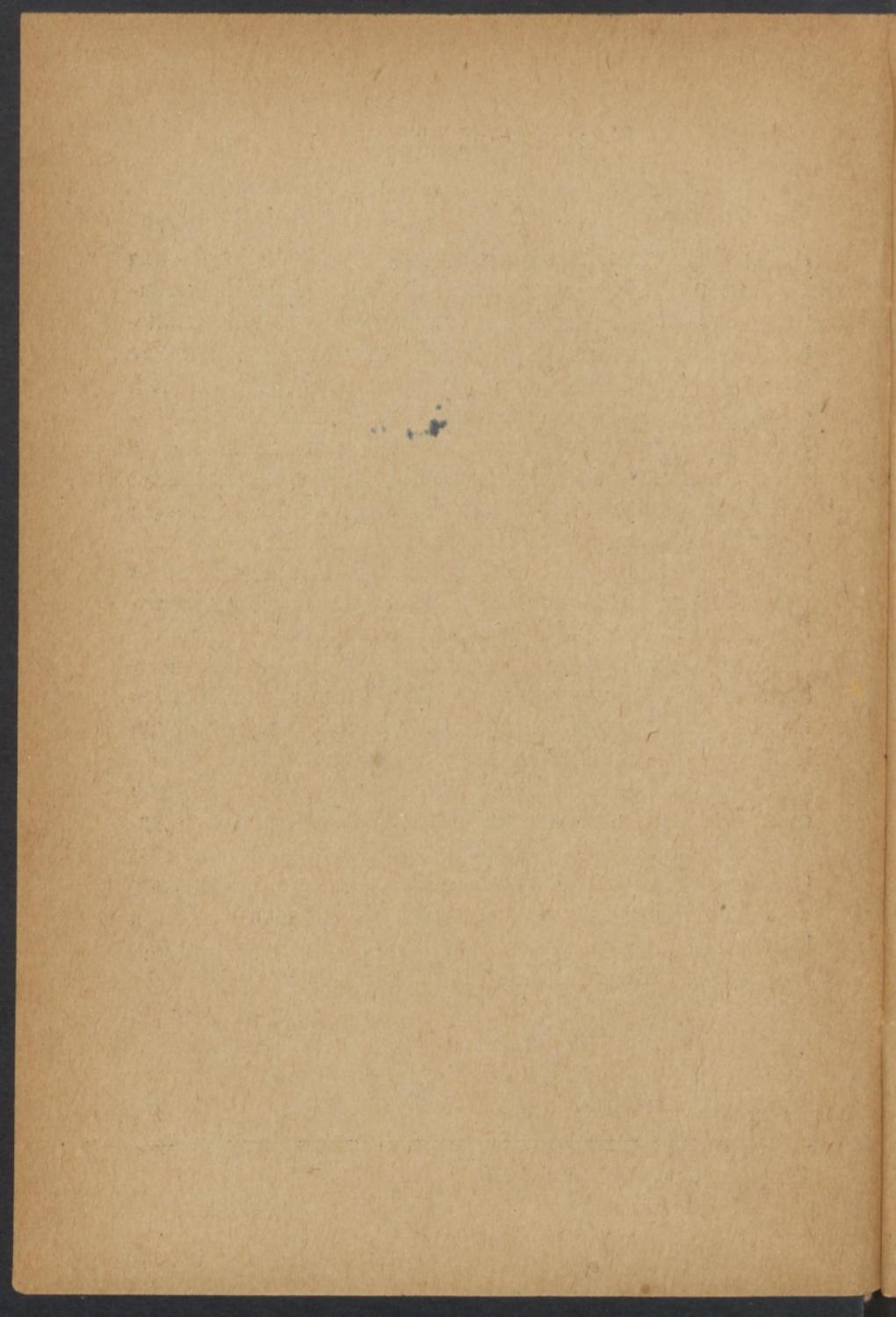
Akc. D Nr 48 / 02/02

D o r b e m e r k u n g

Dieser Roman ist in seiner ersten Fassung schon vor etwa zwei Jahrzehnten erschienen. Der erste Teil knüpft an Erinnerungen aus meiner Jugend an, die Fortsetzung an Erinnerungen, die sich inzwischen dem Buch der Weltgeschichte eingefügt haben. Als Fürst Alexander von Bulgarien noch als Prinz von Battenberg beim Regiment der Garde-dukorps stand, war ich häufiger mit ihm zusammen, und als er den Thron bestiegen hatte, wedte mein unruhiger Geist das Verlangen in mir, in sein Heer einzutreten. Er selbst riet mir ab, und aus den Briefen, die er mir damals schrieb, flingt schon das Gefühl der Unsicherheit hervor, der er in seiner berühmt gewordenen Erklärung an die Deputiertenkammer vom Mai 1881 schließlich Herr werden konnte.

Selbstverständlich sah ich nur die Erscheinung des ritterlichen Prinzen vor mir, als ich den Fürsten von Zillyrien meines Romans schuf, der kein historischer sein will. Nun haben die Zeitverhältnisse Bulgarien abermals in den Vordergrund großer Interessen geschoben, und da darf vielleicht auch eine Neubearbeitung meiner Erzählung auf Entgegenkommen rechnen. Daß ich bei dieser Umarbeitung in jeder Beziehung gleichfalls von meinem Schriftstellerrecht Gebrauch mache, die Phantasie frei nach meinem Gefallen walten zu lassen, wird man verständlich finden. Ich habe eine „Geschichte“ geschrieben, keine Geschichte.

F. v. B.



Je bois à la santé de Sa Majesté l'empereur d'Allemagne
et roi de Prusse et à la santé de l'impératrice et reine! . . .“
Der Schah sprach diesen kurzen Toast mit ziemlich leiser
Stimme, so daß ihn nur die umstehenden Allerhöchsten und
Höchsten Herrschäften verstehen konnten.

Es war noch zu Zeiten des alten Kaisers. Der reiselustige
Beherrscher von Persien hatte die Reichshauptstadt mit seinem
Besuch beeckt, und, um ihn zu feiern, fand im Weißen Saale
des Schlosses eine große Galatafel statt.

An der Tafel der Majestäten reihte sich Fürstlichkeit an
Fürstlichkeit mit den Trägern berühmter Namen. Da sah
man die Siegfriederscheinung des Kronprinzen, und ein
paar Plätze weiter den Prinzen Friedrich Karl in seiner roten
Attila, wie er soeben das Sektklaß erhob, um seiner ältesten
Tochter freundlich zuzutrinken, der Prinzessin Elisabeth, die
neben dem Herzog Elimar von Oldenburg saß. Da sah man
auch noch die meisten der Paladine des alten kaiserlichen
Herrn — den schweigsamen Moltke mit seinem ausdrucks-
vollen Cäsarenkopf, Roon, Manteuffel, Goeben und den
gewaltigen Eisenfresser Steinmetz mit seiner schönen jungen
Gattin. Nur Bismarck war daheim in seinem Sachsenwald
geblieben; die Neuralgie plagte ihn wieder, und so hatte er
darauf verzichten müssen, sich im Glanze Persiens zu sonnen.

Wirklich — Persien glänzte. Auf der Uniform des Schahs
flammt die Brillanten, und die Brustseiten seines Gefolges

flammten nicht minder. Aber der exotische Guest schien trüber Stimmung zu sein. Unbekümmert um die Etikette des Hofes drehte er Brotkügelchen mit den nervös spielenden Fingern und richtete nur dann und wann einmal ein schlafreiches Wort an seine kaiserliche Nachbarin. Von Zeit zu Zeit schien es auch, als übermanne ihn eine gewisse Müdigkeit; dann ließ er den Kopf sinken und machte kleine Augen, als ob er ein Viertelstündchen einschlummern wollte — zuckte aber wieder empor, schaute sich halb ängstlich um und griff von neuem nach dem Champagnerglase . . .

Hinter dem Sessel des Schahs standen, wie hinter den Plänen der meisten Fürstlichkeiten, zwei Pagen in weißen Kniehosen und roten, goldgestickten Schoßröcken. Das waren zwei Selektaner des Kadettenkorps und zugleich zwei Freunde, der eine siebzehn- und der andere achtzehnjährig, prachtvoll gewachsene Jungen mit frischen Gesichtern und hellen verwunderten Augen, ein blonder und ein brünetter. Der Blonde hieß Emich mit Vornamen und war ein Reichsgraf von Schöningh-Stubbach und der Brünette ein Freiherr von Sassenhausen. Sie standen dicht vor dem Offiziersegamen und waren zum letztenmal zum Pagedienst herangezogen worden. Eine willkommene Abwechslung für die beiden Junfer in dem Einerlei des Kadettenlebens! Und nun noch zu allem Pagedienst bei dem persischen Kaiser, dem König der Könige, dem Schah-en-Schah, dem vierten Souverän aus der berühmten Dynastie Kadschar! Dies letztere hatte Sassenhausen ergründet, der in den Gothaer Almanachen besser Bescheid wußte als Schöningh, obwohl Schöningh selbst im Hofkalender paradierte und sogar in der ersten Abteilung, wie Sassenhausen von seinem Freund und Duzbruder gern renommierend zu betonen pflegte. Alle übrigen Kadetten der Stuben drei und sieben von der zweiten Kompanie beneideten die beiden, denn es war gewiß, daß der Schah seinen Pagen

als Andenken und Erinnerung zum mindesten eine mit Perlen und Diamanten besetzte goldene Taschenuhr schenken würde.

Aber die Hauptfache blieb doch immer die Abwechslung. Das Kadettenkorps bot keine. Da ging alles nach der Uhr. Früh um Sechs aufstehen und in den Feldmarschallssaal zum Frühstück, wo aus Mehlsuppe und Weißbrot der übliche „Pamps“ fabriziert und verspeist wurde. Und dann kam der Unterricht: für die Selektaner, die Offiziersaspiranten, Taktik und Waffenkunde, Heerwesen, Fortifikation und Armee-geschichte. Das war ebenso belehrend als langweilig, denn im Grunde genommen war man sich in der ganzen Selektaklar darüber, daß es zum Leben nicht notwendig sei, zu wissen, wie lang, breit und hoch eine Faschine sein müsse oder wie niedrig ein spanischer Reiter allerhöchstens sein dürfe. Indessen das Examen verlangte diese Kenntnis, und der Examinator kümmerte sich nicht um die Lebensansichten des einzelnen. Der Nachmittag war schon unterhaltender: Turnen, Fechten, Reiten, militärische Übungen — das war immerhin erträglich. Und dann die Arbeitsstunden und der langweilige Abend und das ewige Trommeln, das den Schlag der Uhr ersetzte, und die öden Spaziergänge auf dem Karreehofe — auf und ab und ab und auf und im Kreise herum wie junge Leuen im Käfig! Licht-blicke waren nur der Sonntag und das Lazarett: der Sonntag mit Fosty und den Verwandten in der Stadt, und das Laza-rett mit seinen warmen Betten und der verbesserten Kost . . .

Wahrhaftig — da sehnte man sich nach Abwechslung! Sassenhausen wollte radschlagen, als ihm der Befehl zuging, sich beim Pagenhofmeister zu melden. Schöningh blieb gemessener. Er war bisher Leibpage des Kaisers gewesen und faßte seine Überweisung an den persischen Gast nicht als sonderliche Ehre auf. Er war nicht hochmütig, aber schließlich gehörte er einem regierenden Geschlecht an, wenn auch einem ganz kleinen, und es wurmte ihn, einen

mohammedanischen Fürsten bedienen zu müssen. Sassenhausen führte allerdings das Alter der Dynastie Kadshar in das Gefecht, doch Schöningh entgegnete unwirsch, er pfiffe darauf. Obermundschenk oder Oberhoftafelvorschneider bei einem gekrönten Haupt Deutschlands ließe er sich noch gefallen, denn das seien durch die Tradition geheilige Ämter und Würden, aber bei — und nun folgte eine etwas unsanfte Kritik der Persönlichkeit und Regierungstätigkeit des Shah-en-Shah, bei der Schöningh jedwedes monarchische Empfinden verleugnete, aber schließlich siegte doch die Neugier und der Reiz der Abwechslung über das gefräntle Legitimisten empfinden...

So ein dienstfreier Tag war gar zu schön. Zuerst kamen die Instruktionen des Pagenhofmeisters an seine rote Garde: die Belehrungen über die Anrede der Fürstlichkeiten und über die Eigentümlichkeiten des Dienstes, das Schleppenfragen bei den Prinzessinnen (das mittels Bettlaken eingeübt wurde) und das Präsentieren (bei dem während der Vorbereitung eine Waschschüssel das Silbergerät ersehen mußte). Und dann die Einkleidung in Eskarpins und Schoßrock, das Kräuseln und Budern des Haars, das Binden der spitzenumsäumten Halstücher und das Fälteln der Tabots. Dabei wurde Unfug genug gemacht, so daß die beim Ankleiden behilfliche ründliche Gattin des Pagenhofmeisters und der Friseur nicht aus dem Lachen herauskamen. Schließlich fuhren draußen vor dem Hauptportal die königlichen Wagen vor, die Pagen abzuholen. Im Schlosse wurde zunächst im Marschallssaal diniert. Alle Hochachtung — da speiste man besser als im Kadettenkorps! Und Wein gab es auch, aber nicht gerade in Fülle, denn es war früher einmal passiert, daß ein Page, der zu viel des Guten getan, die Schleppe seiner Prinzessin wie einen Pferdezügel behandelt hatte, so daß die Hoheit beinahe zu Falle gekommen wäre. Nach beendeter Tafel traten die diensttuenden Ceremonienmeister an die Stelle des Pagenhofmeisters und

wiesen den Pagen die Plätze an. Schöningh und Sassenhausen wurden in den Weißen Saal geführt, wo ein alter Lakai sie respektvoll begrüßte und sich als ihr Gehilfe vorstellte.

Und nun erdröhnten die drei Schläge des Ceremonienstabes, und der Zug der hohen Herrschaften flutete in den Saal. Hinter den Majestäten und Fürstlichkeiten in buntem Gefräusel die geladenen Gäste: eine Unmasse Generäle und hohe Hofchargen und eine Girlande von Damen, jungen und älteren. Die Gewänder knisterten und rauschten, und im Geschmeide und den Ordensdekorationen und den Monden der Epauletten, den Kandillen und Fangschnüren, all dem blitzen-den Blendwerk, sprühte der Widerschein der tausend Lichter...

Hie und da winkte ein Bekannter Schöningh zu. Prinz Otto Waldegg, der im letzten Jahre Offizier geworden war, rief ihm im Vorüberschreiten ein halblautes „Tag, Vetter“ entgegen. Dann scholl ein zweites „Tag, Vetter“ zu ihm herüber, diesmal von schönen Lippen. Emich wurde es warm um das Herz. Die Kusine Ruth hatte schon Eindruck auf ihn gemacht, als er noch in der Sexta saß. O Gott, und wie schön sah sie wieder aus! Wer führte sie nur? Ein langer schwipper Mensch in Malteseruniform — herje, war das nicht der Rottauer Riechow, der so fromm war, daß er in seinem heimischen Neste alle Krankheiten durch die Kraft seiner Gebete zu heilen versuchte?!... Da kam auch der alte Graf Wiegel, der Vater Ruths — genau so, wie Emich ihn seit seiner Kindheit kannte: kerzengerade wie ein Lineal, mit graugrünen Hängebärten und einer Hahnentolle. Drei Paare hinter ihm die Gräfin am Arme eines Generals — auch noch die alte: mit ewig lustigem Gesicht und den gutmütigen Augen, die und ein wenig ungeschickt in den Bewegungen und stark defolletiert. Sie war die einzige Schwester von Emichs Vater und hatte den früh Verwaisten erziehen helfen. Emich hätte sie gern begrüßt, doch sie sah ihn nicht; der General

Schien sie gut zu unterhalten, denn sie lachte, das breite, liebe
Lachen, das Emich an ihr kannte..

Jetzt winkte wieder einer, lebhaft und ausdrucksvoll, mit
der linken Hand, die den abgezogenen Militärhandschuh hielt.
Schöningh blieb steif stehen und neigte nur tief den Kopf.
Innerlich wunderte er sich, daß Fürst Ferdinand heute
Uniform trug. Das tat er ungern, da er nur Oberstenrang
besaß und man es bisher Allerhöchsten Orts gesillentlich
„vergessen“ hatte, ihn standesgemäß zu befördern. Fürst
Ferdinand von Schöningh-Stubbach war der Chef des Hauses
und das Haupt der regierenden Linie. Emich konnte ihn
nicht leiden, aus keinem andern Grunde, als weil er wußte,
daß sein verstorbener Vater in Erbschaftssachen ärgerliche
Streitigkeiten mit ihm gehabt hatte.

Der Dienst begann. Die beiden Pagen hinter Seiner
Majestät dem Schah mußten scharf aufpassen. Die persische
Majestät achtete zuweilen minutenlang nicht auf die ihr
gereichte Schüssel, und die Schüssel war schwer und der Arm
wurde lahm. „Hol's der Teufel,“ fluchte Emich in der Tiefe
seiner Seele. Sassenhausen hatte es besser. Der hatte nur
Wein einzuschenken, und das war eine Kleinigkeit. Es war
ein Glück, daß so schnell serviert wurde. Trotz der Unmasse
Gerichte war man schon nach Verlauf einer Stunde beim
Nachtisch angelangt. Nun geschah etwas Merkwürdiges. Die
Prinzen und Prinzessinnen und selbst der gütige Kaiser und
die Kaiserin häuften außerordentlich viel Konfekt, Bonbon-
niere und Früchte auf ihre Teller und dann nahmen sie die
Teller und reichten sie den hinter ihnen stehenden Pagen.
Und die Junker machten vergnügte Gesichter und packten
ihre süßen Geschenke in die eigens zu diesem Zweck mit Leder
ausgefütterten Taschen ihrer weitschößigen roten Röcke...

Sassenhausen sah dies und neigte sich ein klein wenig zu
Schöningh hinüber.

"Nun bin ich doch neugierig," flüsterte er, "ob..."

Da machte der Schah eine Bewegung. Er knachte sich Nüsse auf. Und dann aß er ein gefülltes Schokoladenplätzchen und dann noch eins... Aber er machte keine Anstrengung, seinen Pagen den ihnen zukommenden Tribut zu zollen.

Sassenhausens Gesicht wurde lang. „Du Donnerwetter,“ stand deutlich auf seinen Zügen zu lesen, „der vierte Souverän aus der Dynastie Kadschar vergißt uns!...“ Und so war es auch. Die persische Majestät kannte die Sitte nicht, und Allerhöchstihre Pagen gingen leer aus. Das ärgerte die beiden jungen Herren...

An die Tafel schloß sich eine kleine Defiliercour. In langem Halbkreise umstanden die Pagen die Sessel der Majestäten und des fremdherrlichen Potentaten. Der Zug der Gäste schritt vorüber. Unter den neu vorgestellten Damen befand sich auch die Komtesse Ruth von Wiegel. Nun sah Emich sie dicht vor sich, wie sie bei der Verbeugung tief herniederrauschte. Eine leichte Röte flog über ihre Wangen, als der Kaiser einige liebenswürdige Worte an sie richtete. Er sagte, er freue sich, die Tochter seines lieben Grafen Wiegel bei Hofe begrüßen zu können, und hoffe, sie häufig wiederzusehen. Diese letzte Bemerkung schien eine Anspielung zu enthalten. Die Kronprinzessin, die den Grafen noch aus London her kannte, wo er seinerzeit der preußischen Gesandtschaft zugeteilt war, hatte gelegentlich den Wunsch ausgesprochen, die Komtesse als Hofdame um sich zu wissen; aber Ruth besaß ein zu stark ausgeprägtes Persönlichkeitsgefühl, um sich mit goldenen Fesseln belasten zu lassen, und die Mama hatte daher eine fromme Lüge für ihr Fortbleiben ersinnen müssen... Über die weißen Schultern der zum zweitenmal zu tiefem Hofknir niederrauschenden Komtesse hinweg flog der Blick Schöninghs weiter. In der Reihe der noch harrenden Gäste sah er wieder die lange, hagere Gestalt des Grafen, die

schmale Brust umschlottet von der goldbeladenen Kämmerherrnuniform und auf dem gelben Gesicht mit den wehenden Kotelettenbärten den Ausdruck stolzer Freude. Neben ihm stand Fürst Ferdinand und flüsterte ihm etwas in das Ohr, und Wiegel nickte dazu, lächelte und zuckte mit den Schultern...

Endlich war auch die Cour beendet. Der Perser mit seinem Gefolge verabschiedete sich, und dann schritt das Kaiserpaar die Linie der Pagen hinab, an diesen und jenen noch ein freundliches Wort richtend. Auch Emich gehörte zu den Glücklichen.

„Sieh da, lieber Schöningh,“ sagte der kaiserliche Herr, für einen Augenblick stehen bleibend; „ich habe Sie heute vergeblich hinter meinem Stuhl gesucht — und nun sehe ich, daß Sie doch anwesend sind... Wo haben Sie denn gesteckt?“

Emich stand straff und soldatisch vor dem Kaiser.

„Ich war zu Seiner Majestät dem Schah befohlen, Euer Majestät,“ antwortete er.

„Zum... ja, du lieber Gott, aber warum?... Ich habe Sie doch absichtlich zu meinem Leibpagen designiert... Lieber Graf Perponcher, man soll mir doch meine Pagen belassen... Es sind ja doch noch mehr da... Sie stehen vor dem Examen, Schöningh?“

„Zu befehlen ja, Euer Majestät.“

„Na... und werden gut bestehen? —“

„Ich hoffe, Euer Majestät.“

„Zu welchem Regiment haben Sie sich gemeldet?“

„Regiment Kronprinzen-Kürassiere, Euer Majestät.“

Der Kaiser nickte freundlich. „Freut mich, Graf Schöningh,“ sagte er, „freut mich... Ich sehe Ihren Herrn Vater noch in dem weißgrünen Koller vor mir, als er Sechsundsechzig wieder unter die Fahnen trat. Eisern Sie ihm nach, lieber Schöningh; werden Sie auch ein so braver Soldat und ein so Getreuer wie er!...“

Der kaiserliche Herr nickte nochmals und schritt weiter.

Hinter ihm hatten die Ceremonienmeister die Köpfe zusammengesteckt. Wer hatte die Eselei begangen, dem Kaiser seinen Leibpagen fortzunehmen und dem fremden Guest zu zerteilen? — Es wußte niemand; der Oberhofmarschall rümpfte die Nase und beschloß eine weitreichende Untersuchung. Die Kammerherrn zeigten entrüstete Mienen.

Noch einer war ärgerlich, aber er zeigte es nicht: der Fürst Ferdinand. Er war Sechsundsechzig leidend geworden und nicht mit in den Krieg gezogen. Das Leiden war nur vorgeschoben; er verurteilte diesen Feldzug. Und obwohl er sich im Jahre Siebzig mit an die Spitze der Freiwilligen Krankenpflege gestellt und im Wohltuern erschöpft hatte, konnte man ihm Allerhöchsterseits das Benehmen von Sechsundsechzig nicht vergessen; das mochte auch der Grund sein, daß er in der Rangliste noch immer als Oberst à la suite der Armee geführt wurde.

Doch, wie gesagt: der Fürst war zu klug, seinen Ärger zu zeigen. Als die Hohen Herrschaften den Saal verlassen hatten, löste er sich aus dem Gefolge und begrüßte Emich.

„Tag, lieber Emich,“ sagte er. „Ciel, was bist du groß geworden! Heinz und Leopold müssen sich beeilen, wenn sie dir nachfolgen wollen. Die Jungen wollen nicht wachsen ... Also du steigst demnächst in das Offiziersexamen? — Wann?“

„Mitte April, Durchlaucht,“ erwiderte Emich kühl.

Der Fürst warf den Kopf zurück.

„Durchlaucht? — na na — ich bitt' es mir aus, Emich! Für dich bin ich noch immer der Onkel Ferdinand. Mußt uns mal in Stubbach besuchen, wenn du erst die Epauletten auf der Schulter hast. Man kommt ja ganz auseinander ...“

Er wandte sich hastig um: die Wiegels waren näher getreten. Es gab eine neue Begrüßung. Die Gräfin genierte sich nicht, umarmte Emich und küßte ihn in ihrer derben Weise gehörig ab, nannte ihn „mein Dickerchen“ und fragte ihn, ob er noch immer so gern gebackenen Schinken mit Rührei

esse. Ruth lachte und meinte, daß sei doch eigentlich keine Frage auf kaiserlichem Parkett. Im übrigen werde Vetter Emich ja in den Examensferien, während der sogenannten „Weidezeit“, nach Stenzig kommen, und da könne die Mama ihrem herzlieben Dickerchen alle Tage ein andres Leibgericht kochen ... Der leicht hochmütige Ton, in dem Ruth dies alles sagte, verleßte Emich; sie hatte es an sich, ihn so ein wenig als guten dummen Jungen zu behandeln ... Emich stellte Sassenhausen vor. Die Gräfin fand sofort eine Verwandtschaft der Wiegels mit den Sassenhausens heraus. Das war ihre Stärke; wenn man sie hörte, mußte man annehmen, daß die Wiegels mit aller Welt von Adel verschwägert und verwettert waren ... Schließlich traten auch noch Herr von Rießow und Prinz Waldegg an die Gruppe heran und mischten sich in die Unterhaltung, bis die Komtesse in ihrer leicht schroffen Art erklärte, die Familienimpelei könne man ja im Hotel weiterbetreiben: sie sei todmüde und friere ...

Übrigens stürzte jetzt auch der Pagenoffizier herbei, Hauptmann von Döring, um seine Selektaner in Empfang zu nehmen. Er hatte einen roten Kopf, denn der Oberhofmarschall hatte ihm die Schuld beigemessen, daß Schöningh nicht Page des Kaisers geblieben sei. Er fuhr mitten in die plaudernde Gruppe hinein, entschuldigte sich, wurde noch röter, stellte sich vor und bat dann salutierend den Fürsten Schöningh, seine Lämmer abführen zu dürfen ...

Paarweise verließen die Pagen den Saal. Die Gräfin drückte Emich rasch noch einen kräftigen Kuß auf die Wange, und Fürst Ferdinand winkte grüßend mit der Hand. Ruth aber rief den Abgehenden nach: „Emich — Weidmannsheil für das Examen! ... Ihnen auch, Herr von Sassenhausen!..“

In acht Hofwagen fuhren die Pagen nach der Neuen Friedrichstraße zurück, in der damals noch die Hauptkadetten-

anstalt lag. • Schöningh und Sassenhausen saßen mit einem jungen Illyrier, Marquis Veresco, der in Deutschland erzogen wurde, zu dritt in einem Wagen.

„Weißt du, Schöningh,“ sagte Sassenhausen, „daß ich mir die Sache anders gewünscht hätte? ... An eine güldene Uhr mit Perlen und Diamanten ist gar nicht zu denken. Pfui Geier, nicht einmal unser Konfekt haben wir bekommen! ...“

Der gefällige kleine Illyrier griff sofort in seine Taschen und holte ein paar Bonbonnières hervor.

„Nehmen Sie, Sassenhausen,“ bat er in seinem noch immer ziemlich schlecht akzentuierten Deutsch, „und Sie auch, Graf Schöningh — ich bitte Sie! Prinz Albrecht hat mir zwei vollgehäufte Teller gegeben — ich weiß gar nicht, wo ich mit dem Zeug hin soll!“

Die beiden Freunde zierten sich erst ein wenig, dann nahmen sie und begannen auch gleich zu essen. Das konnte Veresco nicht sehen; er holte eine große Birne aus der Tasche und biß gleichfalls hinein.

„Nun hat die sogenannte Abwechslung wieder einmal ihr Ende erreicht,“ begann Sassenhausen von neuem; „sie war freilich auch danach ... Ich wollte, ich hätte das Examen erst hinter mir.“

„Wo wollen Sie eintreten, Sassenhausen?“ fragte Veresco.

„Kronprinzen-Kürassiere — mit Schöningh zusammen. Wir sind schon angenommen. Und Sie, Veresco?“

„Ich soll zur Artillerie. Wenigstens zuerst; später komm' ich vielleicht auch noch zur Reiterei. Ich muß mich den Wünschen meines Vaters fügen. Der ist Kommandant von Garica und ein berühmter Ingenieur — hat auch einma eine neue Bombe erfunden, auf die er sehr stolz war. Aber als sie Midhat-Pascha, dem Gouverneur von Illyrien, vorgeführt werden sollte, platzte sie nicht. Papa hat sich damals fürchterlich geärgert.“

Schöningh lachte.

„Das glaub' ich. Was nützt eine Bombe, wenn sie nicht rechtzeitig platzt! Sagen Sie mal, kleiner Marchese, warum dienen Sie eigentlich nicht in Ihrem Heimatland?“

Veresco schüttelte ernst den Kopf.

„Das ging nicht an,“ erwiderte er. „Ilyrien steht unter türkischer Verwaltung, und mein Vater ist kein Türkensfreund, wenn er auch nach dem letzten unglücklichen Feldzug in Diensten blieb. Viele vornehme Familien Ilyriens lassen ihre Söhne im Ausland dienen. Aber zu rechter Zeit finden wir uns doch wieder in der Heimat zusammen.“

„Wenn es wieder einmal ein Revolutionchen gibt,“ meinte Schöningh.

Der kleine braunefarbene Ausländer nickte.

„Ja,“ sagte er, „darauf warten wir alle. Die letzte Revolution war vor sechs Jahren. Nun wird wohl bald wieder eine kommen. Auf wenigstens eine Revolution binnen zehn Jahren können wir immer rechnen . . .“

Die beiden Preußen amüsierten sich über den ruhigen Ernst, mit dem Veresco dies sagte. Der Ilyrier war sehr beliebt unter den Kameraden. Er war begabt und fleißig und von großer Gutmäßigkeit. Es kam selten vor, daß er einmal zornig wurde; geschah dies aber, so geriet er in unbeschreibliche Wut.

Die Wagen waren inzwischen in die Neue Friedrichstraße eingebogen und hielten vor dem Hauptportal des Kadettenhauses. Unter Plaudern, Lachen und Scherzen stiegen die Pagen aus und versammelten sich unter dem Torbogen. Es war spät geworden. Die Kadetten lagen bereits im Bett, nur in der Portierloge des alten Hahnemann schimmerte Licht.

Hauptmann von Döring entließ die Pagen, behielt Schöningh aber noch zurück. Er begleitete ihn über den Karreehof nach seiner Kompanie.

„Hören Sie, lieber Graf,” sagte er, „die Geschichte mit dem Schah ist mir recht unangenehm. Aber ich bin nicht schuld an der Abkommandierung. Der Befehl lautete, daß der Schah zwei Leibpagen bekommen sollte; Befehl vom Hofmarschallamt. Nun will man mir alles aufbürden. Hat sich denn auch Ihr Herr Onkel, der Fürst, darüber beschwert?”

„Gott bewahre, Herr Hauptmann,” erwiderte Schöningh. „Ich meine, die Sache ist nicht die ganze Rede wert —“

„Das sagen Sie! Ich aber hab' meinen Rüffel weg. Der Hofmarschall hat mich angeschauzt, als ob ich ein Fähnrich wäre. Einen aus souveränen Hause kommandiere man nicht zum Schah als Pagen!. Nun sagen Sie mir einmal ehrlich: im Grunde genommen ist Ihnen das doch ganz schnuppe gewesen?“

„Ganz schnuppe, Herr Hauptmann. Aber daß man uns auch das Konfekt vorenthalten hat —“

Herr von Döring lachte. „Ich werde Sie zu entschädigen versuchen, Schöningh,” sagte er. „Essen Sie morgen abend bei mir. Nach der Arbeitsstunde und auf meinem Zimmer, wenn ich bitten darf.“

Schöningh schlug die Absätze zusammen und nahm dankend an. Dann ging er in seinen Schlaaskaal, wo noch zwanzig andre schlummerten, und begann sich zu entkleiden. Dabei schaute er sich prüfenden Auges um, ob sich nichts Ungebührliches ereignet habe. Er war Brigadeältester und hatte auf Ordnung zu halten. Als er eben in das Bett steigen wollte, merkte er, daß man ihm einen umgekehrten Stiefelknecht unter das Bakken gesteckt hatte. Einen Augenblick überlegte er, ob er zur Strafe die ganze Gesellschaft aufstehen lassen sollte. Aber das wäre grausam gewesen. Er zog den Stiefelknecht ruhig aus dem Bett und legte sich nieder...

Im Hofkalender stand über die Familie Schöningh folgendes:

Schöningh - Stubbach

(Residenz: Stubbach. — Stammvater: Herbrand Ferdinand Graf von Schöningh, geboren 24. Februar 1608, † 5. März 1658. Erwerbung von Stubbach 1638; Reichsfürst 22. August 1719, bestätigt 3. November 1779.)

Herbrand Ferdinand Graf von Schöningh, Fürst zu Stubbach, Freiherr von Griesbergen und Voit (führt laut Königl. Kabinettsorder vom 6. April 1865 den Titel Fürst von Schöningh-Stubbach), geboren 1. September 1829 zu Stubbach, Sohn des Fürsten Herbrand Leopold und seiner Gemahlin Amalia, geb. Prinzessin von Reiz-Bopfingen; Regl. Preuß. Oberst à la suite der Armee; Durchlaucht. Vermählt zu Wendhusen 16. September 1855 mit Karoline Adelaide Prinzessin von Wendhusen, geboren 7. Mai 1834, † 16. Juni 1867.

Kinder: 1 Erbprinz Herbrand Heinrich, geboren 8. August 1857 zu Stubbach.

2 Prinz Herbrand Leopold, geboren 26. Juli 1858 zu Stubbach.

Geschwister

1. † Herbrand Ehrenreich Graf von Schöningh-Stubbach (Erlaubnis zur Führung des Doppelnamens laut Regl. Kabinettsorder d. d. 6. April 1865), Herr auf Seesenheim, Regl. Preuß. Major der Landwehrkavallerie, Ritter des Johanniterordens, geboren 11. September 1831, † 27. Juni 1866; vermählt zu Seesenheim 8. Oktober 1854 mit Leontine Camilla Prinzessin von Reiz-Bopfingen, geboren 19. Juli 1832, † 18. Januar 1867.

Kinder: 1. Grf. Herbrand Emich, geboren 7. Oktober 1856 zu Seesenheim, Regl. Preuß. Kadett; Erlaucht.

2. † Grfn. Leontine Charlotte, geboren
20. Februar 1858, † 23. Juni 1860.

2. Gräfin Irmela Friedrike Agnese, geboren 3. August
1832 zu Seesenheim, vermählt 5. Januar 1850 mit Bolko
Augustus Reichsgrafen von Wiegel.

3. Herbrand Hans-Carl, geboren 7. September 1840
(entsagte laut Familienübereinkommen von 1864 dem Su-
zessionsrecht und dem Grafentitel und führt den Namen
Freiherr von Griesbergen), Rgl. Preuß. Leutnant a. D.,
vermählt 18. Februar 1867 mit Ermyntrud Leslie, Tochter
des Francis Leslie und seiner Gemahlin Kate, geb. Schulze
(Hawthorne, Kentucky).

... Graf Ehrenreich oder Erich, wie er genannt wurde,
hatte als zweitgeborener Sohn des alten Fürsten Leopold
zeit seines Lebens mit Sorgen zu kämpfen gehabt. Zur
Herrschaft Seesenheim gehörte ehemals noch das Gut Wall-
haide mit seinem prachtvollen Waldbestand und seinen
Mergelgruben; aber die Wallhaide war schon lange der Streit-
punkt zwischen den Erben des Fürstentitels und der gräflichen
Deszendenz gewesen, und schließlich war der schwedende
Prozeß endgültig zugunsten des Fürsten Ferdinand ent-
schieden worden. Damit verlor Seesenheim sein Rückenmark.
Graf Erich, der eine arme Cousine, die Prinzess Leontine
Reiz, geheiratet hatte, mußte äußerst vorsichtig wirtschaften,
um auf seiner Scholle nicht zugrunde zu gehen. Aber er war
ein tüchtiger Landwirt, und so gelang es ihm denn, freilich
unter Entbehrungen aller Art, die, wie er selbst zuweilen
scherzend äußerte, nicht immer „standesgemäß“ waren, die
schlechten Jahre zu überwinden und sich über Wasser zu
halten.

Schlimmer erging es seinem jüngeren Bruder Hans-Carl.
Er war Offizier bei einem Husarenregiment, das in einer

kleinen Garnison Schlesiens stand, wo man auch mit wenigem ganz vergnüglich leben konnte. Aber Hans-Carl verstand es nicht, sich einzurichten; er lebte in Saus und Braus und eines schönen Tages erschien er blaß und gedrückt in Stubbach und erklärte dem Fürsten, nun sei es aus mit ihm, wenn Bruder Ferdinand ihm nicht hilfreiche Hand zu bieten geneigt sei. Vielleicht hätte der Fürst sich dazu verstanden — doch als er hörte, daß Hans-Carl nicht nur Schulden, sondern auch Dummheiten recht ärgerlicher Art gemacht hatte, da berief er schleinigt einen Familienrat zusammen. Die Folge war, daß Hans-Carl seinen Abschied einreichte und auswanderte. Der Fürst beglich seine Schulden und gab seinem Bruder auch noch ein wohlgefülltes Portefeuille mit auf den Weg; dafür mußte Hans-Carl auf jede weitere Erbberechtigung verzichten und sich verpflichten, den Namen eines Freiherrn von Griesbergen — übrigens ein Familienname — anzunehmen. Hans-Carl sagte zu allem Ja, ging über Monte Carlo nach Amerika und ließ nichts mehr von sich hören. Erst später erfuhr man, daß er sich dort mit der Tochter eines reichen Spekulanten verheiratet habe und Minenbesitzer geworden sei.

Die einzige Schwester des Grafen Erich hatte sich achtzehnjährig mit dem Reichsgrafen Wiegel vermählt, dem „langen August“. Als Graf Erich bei Langensalza gefallen war und ein Jahr später auch dessen Witwe starb, nahm Gräfin Irmela den verwaisten Emich an Kindes Statt an. Das geschah nicht ganz im Einverständnis mit ihrem Gatten, der es wenigstens durchsetzte, daß Emich baldigst in das Kadettenkorps gestellt und somit dem Einfluß entzogen wurde, den er etwa auf die aufblühende Komtesse Ruth hätte ausüben können. Emich war dies im Grunde genommen recht: er liebte die Tante, vergötterte die Cousine, hatte aber für den Onkel August wenig übrig. Im hohen Rat der Familie

war beschlossen worden, Emich sollte ein paar Jahre aktiv dienen, sich dann reich verheiraten und hierauf erst Seesenheim übernehmen. Denn auf Seesenheim, so behauptete Graf August, ließe sich nur mit großen Kapitalien wirtschaften oder aber man müsse zurückgezogen wie ein Klosterbruder leben, was sich mit dem Namen Schöningh nicht vertrüge. Inzwischen wurde Seesenheim administriert; Wiegel fuhr als Vormund Emichs alle Jahre einmal hinüber, die Rechnungen und den Stand der Ernte zu prüfen, und wenn er dann wieder heimkam, pflegte er den Bericht an seine Frau gewöhnlich in die gleichen Worte zu kleiden: „Auf dem Boden gedeihen nur Kiefernbuscheln, und Kienäppel sind die einzigen Früchte, die da wachsen.“ Ferdinand ist ein Gaudieb. Hätte er Seesenheim nicht den Buchenwald und die Mergelgruben lassen können? Aber nein — er mußte die Wallhaide auch noch haben! Ein schmutziger Mensch. Ich gönn' s ihm, daß er niemals die Generalskandillen kriegt! . . .“

Emich kam also in das Kadettenkorps: zuerst nach Potsdam und dann in die Hauptanstalt nach Berlin. Das Lernen wurde ihm nicht schwer. Aber er war auch ein ziemlich wilder Bursche, und so ging es denn in seinen Führungsattesten selten ohne Tadel ab. Einmal war er mit Arrest bestraft worden, weil er einem seiner „Gouverneure“ heimlich gekochte Kartoffeln in das Bett gesteckt hatte. Ein andres Mal hatte er aus Übermut in einem Aufsatz über die Schlacht bei Salamis vom Dröhnen der Kanonen und den Torpedobootten der Griechen erzählt. Dann wieder hatte er sich mit einem Kameraden blutiggeprügelt oder sich während der Arbeitsstunde Grog gemacht und ihn bei nahender Visitation in das Lintenfaß gegossen.

Alle diese Dummheiten ergrimmten den Grafen Wiegel, dessen drittes Wort „korrekt“ war. „Siehst du, Irmela,“ sagte er gelegentlich, beim Eintreffen einer Österzensur



Emichs, „ich hab' es gewußt: da steht wieder unter Führung „mangelhaft“. Ein junger Edelmann aber hat sich allzeit und immer korrekt aufzuführen. Es schadet nichts, wenn er in der Mathematik ein bißchen zurückbleibt oder mal im Extemporale ein paar Fehler macht. Aber die Aufführung soll korrekt sein. Emich ist neulich einmal bestraft worden, weil er eine junge Käze in seine Schulmappe versteckt und während des Unterrichts hat laufen lassen. Sie ist an der Tafel in die Höhe geklettert und hat den Lehrer heftig erschreckt. Nun frage ich dich im Ernst, Irmela, ist das eines Schöninghs würdig? Wäre dein Bruder Erstgeborener gewesen, so würde Emich den Titel Prinz führen. Und nun bitt' ich dich: Ein Prinz, der eine Käze mit in die Schultube bringt, um sie auf die Tafel klettern zu lassen! Kann man sich da über das Anwachsen der Sozialdemokratie wundern?“

„Mein lieber August,“ entgegnete die Gräfin, die die fühligen Schlussfolgerungen ihres Gatten kannte; „ich bin in meiner langen Ehe dahin gekommen, mich über nichts mehr zu wundern, am allerwenigsten über die Sozialdemokratie, die in unsern Angelegenheiten auch gar nichts zu suchen hat. Im übrigen spricht aus deinem scharfen Urteil über Emich einfach deine alte Antipathie gegen die Schöninghs. Du kannst sie nun einmal nicht leiden, und ich glaube, wenn sie nicht allesamt so dagegen gewesen wären, würdest du mich auch gar nicht geheiratet haben.“

„Aber, Irmela, was soll das bloß ...“

„Ach was, wir wollen nicht streiten: Schließlich hast du mich nun einmal und mußt dich mit mir absindern. Dass ich mir nicht die Butter vom Brote nehmen lasse, weißt du ja. Und der Emich ist die Butter auf meinem Haussmannsbrote. Es freut mich, dass er kein Drücker und Schleicher und Streber und Bücker ist. Er hat in allen Fächern immer Ia und II — da kann er schon mal ein bißchen ausschlagen und sich auch

mal ins Loch sperren lassen, was ihm ganz gesund ist und Bebeln mit seinen Sozialdemokraten sehr gleichgültig sein kann, selbst wenn Emich Prinz wäre, was er aber gar nicht mal ist. Das wollt' ich bloß sagen, August."

"Gewiß, Irmela, du sagst es, aber trotzdem, nimm mir's nicht übel: Von Pädagogik verstehst du nicht viel. Die Erziehung ist die Grundlage sozusagen für die ganze Menschwerdung — das steht auf einem andern Blatt als die Antipathie, die du mir andichtest. Ich bin nur gerecht und liebe ein korrektes Verhalten. Die Schöninghs haben sich nicht immer eines solchen befleißigt — ich möchte dich nur an Hans-Carl erinnern, der mit seiner merkwürdigen Schwiegermutter den ganzen Hofkalender verschandelt. Wär' es dir angenehm, wenn dein geliebter Emich auch einmal so endete?"

"Er wird nicht. Hans-Carl hat einen Hofmeister gehabt und noch einen Kaplan dazu. Der eine sollte über sein leibliches Wohl und der andre über seine Seele wachen, und sie haben beide nichts zuwege gebracht. Solange Hans-Carl zu Hause war, tat er scheinheilig und klapperte mit den Augen, und dann kam das dicke Ende nach. Besser, der Emich tobt sich jetzt aus und wird später vernünftig. Warten wir's ab!..."

Frau Irmela behielt recht: Emich tobte sich aus, und als er in das fünfzehnte Jahr ging und nach Berlin kam, fing er an, vernünftig zu werden. Er bestand das Fähnrichsexamen so glänzend, daß er zur Selektia vorgeschlagen wurde — und nun triumphierte die Gräfin und sagte leuchtenden Auges zu ihrem Gatten: "Na, siehst du, August!?"... worauf dieser ihr mit ihren eigenen Worten entgegnete: "Warten wir's ab!..."

Die Zeit des Examens rückte immer näher. Die persische Majestät hatte Berlin wieder verlassen, und Schöningh und Gassenhausen hatten sich darüber zu trösten gewußt, daß sie

weder das Konfekt noch die übliche Pagenuhr noch sonst irgendein Andenken von dem Gewaltigen erhalten hatten.

Während der letzten vierzehn Tage vor dem Examen wurde im Kadettenkorps wahrhaftig fieberhaft gearbeitet. Die Offiziers- und Fähnrichs-Examina fielen zusammen; Primaner und Selektaner schlichen mit blassen Gesichtern auf dem Karreehofe umher, und selbst die Sonntage wurden zur Arbeit benutzt. Man blieb zu Hause; die Konditorei von Josty an der Schloßfreiheit war an diesen Aprilsonntagen gar nicht wieder zu erkennen; in die Küchenbatterien auf dem Büfett wurden nicht wie sonst gewaltige Breschen gelegt, und die Nachfrage nach Schlagsahne war lächerlich gering...

Zeglicher hatte seinen besondern kleinen Kummer. Schöningh und Sassenhausen fürchteten sich am meisten vor der fortifikatorischen Prüfung, und der kleine Veresco glaubte an eine Blamage im Terrainzeichnen. Veresco hatte sich seit dem letzten gemeinschaftlichen Pagedienst beim Hofe enger an die beiden andern angeschlossen. Er lag zwar auf der vierten Kompanie, aber in den freien Nachmittagsstunden fand man sich gewöhnlich auf dem Karreehofe zusammen. Klugte sich die Seele frei und plauderte von der Zukunft.

Die Leutnantsausstattung bildete stets den Hauptpunkt der Unterhaltung. Man überlegte und beriet, was alles anzuschaffen sei. Veresco war reich und hatte keine Rücksichten zu nehmen; auch erforderte seine Equipierung, da er zur Artillerie wollte, an sich schon eine weniger bedeutende Summe als die der beiden zukünftigen Kürassiere, die zudem rechnen mußten. Sassenhausens Vater war zwar ein vermögender Landwirt, hatte aber drei Söhne und zwei Töchter. Bei den Kronprinzen-Kürassieren wurden fünfzig Taler Monatszulage gefordert; damit konnte man in einer kleinen Garnison wie Klempin schon ganz gut leben, wenn auch keine Sprünge machen. Es gab bei den Kronprinzen-Kürassieren übrigens

auch Offiziere, die weniger Zulage erhielten und sich doch durchzuhelfen wußten. Der ärmere Adel schickte seine Söhne gern in die Stille von Klempin; das Regiment galt für vornehm und billig, und das war beides viel wert...

Nun stand das Examen dicht vor der Tür. Auf dem Karreehof tauchten bereits alle hand unbekannte Gestalten auf: ein paar alte Offiziere, denen die Uniform nicht so recht zu Gesicht stehen wollte, und eine ganze Masse Zivilisten, die von den Kadetten mit einer gewissen ängstlichen Scheu betrachtet wurden. Man wußte Schreckliches von ihnen zu erzählen. Der Greis mit dem verknitterten Amtsz und der weißen Löwenmähne war der Professor Bossius, dem es eine entsetzliche Freude mache, seine Examiananden durch die verzwicktesten Fragen in tödliche Verlegenheit zu bringen. Aber noch viel ärger war der alte Oberstleutnant Schneewisch, der in der Taktik prüfte; man war sich einig darüber, daß er die jungen Leute aus reiner Niederträchtigkeit durchfallen ließ. Die Primaner hatten die größte Angst vor dem Mathematik-examinator, dem Professor Gallenkopf. Das war ein langer, ganz dürrer, merkwürdig eingetrockneter Herr, und wenn er einen Arm erhob, glich er aus der Entfernung einem ungeheuren Wurzelzeichen. Hatte man etwas falsch gemacht, so sagte er es nie, sondern ließ seinen Examiananden in folternder Ungewißheit; bei sehr großen Dummheiten schnupfte er aber und zwar mit eigentümlich heftiger Bewegung. Wenn er seine breite Horndose hervorholte, wurden die Gesichter noch blasser.

Es gab freilich auch Examinateure, die man nicht ungern auftauchen sah. Zum Beispiel den Fechtlehrer, Hauptmann von Smolinsky, einen sehnigen kleinen Menschen, der bei jedem Schritt in die Knie knickte und beständig mit den Armen fuchtelte, als wollte er eine Prim oder eine Terz durch die Lust hauen. Und dann vor allem den Tanzlehrer, den berühmten alten Médoc, Königlichen Tänzer und Ballettmeister

der Hofoper, bei dem sich das halbe Offizierkorps der Armee in Polka, Walzer und Quadrille geübt hatte; gerade Médoc war sehr beliebt, und wenn des Sonntags ein Ballett im Opernhaus stattfand, ging man an die Liftaßsäulen, um nachzusehen, ob Médoc einen asturischen Prinzen zu tanzen oder einen indischen Zauberer zu mimen hatte, und war dies der Fall, so besetzte man zu Haufen das Parkett und klatschte ihm rasenden Beifall. Darüber freute sich der alte Médoc gewöhnlich so, daß er den Kopf verlor und das ganze Ballabile in Unordnung brachte; und Herr von Hülsen in seiner Elegie freute sich auch über die begeisterten Kadetten ..

Das Examen dauerte mehrere Tage. In dieser ganzen Zeit herrschte in dem riesigen Gebäudekomplex der Anstalt ein völlig andres Leben als sonst. Nur für die Sekundaner war der Dienst der alte geblieben; aber auch sie, die „Schnappfäde“, wie sie im Jargon des Hauses genannt wurden, verhielten sich ängstlich still. Das unaufhörliche Summen, Schwirren und Rumoren, der heitere Lärm und das frohgemute Hin und Her waren verstummt. Wenn die Sekundaner in den Freiviertelstunden sich über die beiden Höfe verteilten, schielten sie mit scheuen Blicken zu den Fenstern des Feldmarschallsaales hinauf, hinter denen die Examinanden schwitzten und brüteten. Wie lange noch, und sie kamen selbst an die Reihe!...

In den Pausen tauschten auch Schöningh, Sassenhausen und Beresco ihre Ansichten aus. Sie waren guten Mutes; im allgemeinen war alles prächtig gegangen. Der letzte Tag brachte nur noch die Prüfung in unwichtigeren Fächern und als Abschluß des ganzen Examens die Tanzvorstellung des Herrn Médoc im Feldmarschallssaal. Das war die Krönung des Werkes. Bei dieser Gelegenheit war der Kommandeur, Oberst von Peulen, selber der Prüfende. Er erschien in seinem großen, weiten Reitermantel, in dem der kleine Mann mit dem buschigen Schnauzbart wie ein levendiger Tintenwischer

aussah, und sagte: „Na, nu' tanzt mir mal zum Abschiede wat recht hübsches vor!...“ Und dann ging die Hopserei los. Und Médoc stand dabei, sehr elegant in Frack, weißer Binde und Lackschuhen, und machte ein bedeutendes Gesicht, das zu sprechen schien: „Kinder, unterschätzt mir das Tanzen nicht! Das braucht man als junger Offizier so notwendig wie das Studium, und wenn man nicht viel im Kopfe hat, ist's immerhin gut, man hat wenigstens etwas in den Beinen. Ich kenne einen Leutnant, der...“ Die Geschichte erzählte er natürlich nicht vor dem Herrn Obersten, aber den Kadetten hatte er sie oft genug erzählt. Es war die Geschichte von einem Leutnant, der Prinzessintänzer geworden war, und weil er so brillant tanzte und dabei so elegant zu führen verstand, hatte die Prinzessin sich in ihn verliebt und wahrhaftig auch geheiratet, obwohl der Herr König sehr dagegen gewesen war. Médoc hatte viele solche lehrreiche Geschichten auf Lager, und gewöhnlich schloß er sie mit einem energischen „c'est ça!“. Denn Französisch sprach er für sein Leben gern...

Schöningh und Sassenhausen tanzten gut, aber dem kleinen Veresco gelang es weniger. Namentlich beim Walzer konnte er nie so recht herumkommen und beim Rheinländer machte er immer einen Pas zu viel und geriet dann aus dem Takt, wurde verlegen, sah sich mit seinen brauen Augen hilflos um und blieb schließlich stehen. Das fiel natürlich auch dem Oberst von Peuken auf, und er winkte Veresco zu sich heran.

„Na aber, Veresco,“ meinte er schmunzelnd, „nu' sagen Sie mir bloß, Sie tanzen ja wie ein Kängurußweibchen, das sein Kleines im Beutel hat, aber nicht, wie man als Königlich Preußischer Offizier tanzen soll. Damit werden Sie den hübschen kleinen Mädels in Ihrer Garnison keine Freude machen. Und wenn Sie nu' mal zu Hofe gehn woll'n, wie soll denn dat wer'n? Tanzt man denn überall in Illyrien so trampedeilich?“

Und nun erzählte Veresco, daß man in Illhyrien die deutschen Tänze nicht liebe und auch wenig kenne. Aber die Stratpotka und die Sassa-pulka tanze man mit Leidenschaft. Jetzt wollte der Oberst wissen, was das sei, und bat, Veresco sollte ihm einmal die Stratpotka voranzen. Veresco sagte: „Zu Befehl, Herr Oberst!“ und dann legte er los. Das war nun ein ganz toller Tanz, halb Csardas und halb Krakowiał, ein seltsames Springen, Hopsen, Chassieren, Neigen und Beugen und alles mit lebhafter Mimik und ausdrucksvoß südländischer Gestikulation verbunden. Der Oberst war erst sichtlich verwundert über diesen närrischen Nationaltanz und hierauf lachte er, daß ihm das Wasser in die Augen trat.

„Hören Sie auf, Veresco!“ schrie er, „ich bitt' Sie, hören Sie auf! Ich komme um! So wat hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehn! Und dat tanzt man auch am Hofe bei Ihnen?! Da verwechselt man ja die Beene, Veresco!... und er begann von neuem zu lachen und schüttelte sich, daß der Kragen seines Reitermantels wie ein großes Flügelpaar um seine Schultern flog.

Aber die Sassa-pulka wollte er auch noch sehen. Dazu brauchte Veresco eine Dame, die Schöningh darzustellen hatte. Die Sassa-pulka war mehr eine zierliche Tänzelei, so eine Art barbarisches Menuett, mit unzähligen Verbeugungen und vielen taktmäßigen Kopf- und Armbewegungen und seltsamen gegenseitigen Zurufen, wie „Noisaplók“ und „Schiloha...“ Über die Sassa-pulka gefiel dem Obersten doch besser als die Stratpotka.

„Dat laß ich mir noch gefallen,“ meinte er. „Wenn ich Sie mal da unten in Illhyrien besuche, dann bitt' ich um 'ne Pulka oder wie dat Dings heißt. Na, nu' haben Sie schön' Dank, Herr von Veresco; es war mir ein großer Genuss, Ihre Nationaltänze kennenzulernen. Und nu' will ich Ihnen auch gleich sagen, daß Sie im Examen Ihre Sache gut gemacht

haben. Glatt durch; bloß mit dem Terrainzeichnen hat's 'n bißchen gehapert, aber dat schadet nix . . ."

Unten auf dem Hofe wartete schon der Hauptmann von Döring auf Schöningh. Er hatte gleichfalls bereits seine Erfundigungen eingezogen: Schöningh wie Sassenhausen hatten glänzend bestanden. Der Jubel war groß. Hauptmann von Döring lud die beiden mitamt ihrem Freund Veresco zum Abendessen ein. Vorher aber sandten die drei noch Teppeschen nach der Heimat ab; Schöninghs Telegramm an Wiegels lautete nur kurz: „Examen bestanden; reise übermorgen ab; bitte Wagen 6,20 Krugdorf . . .“ Döring ließ Selt auffahren, und alle vier fausten sich einen kleinen Spitz. Veresco, der nicht viel vertragen konnte, war am ausgelassensten, sang illyrische Lieder und tanzte zu guter Letzt noch einmal die Stratpotka. Dabei stolperte er aber, fiel hin und blieb auch gleich liegen. Er war einfach eingeschlafen. Schöningh und Sassenhausen mußten ihn in den Schlafsaal tragen und wie ein Kind zu Bette bringen.

Das war die letzte Nacht im Kadettenhause in der Neuen Friedrichstraße zu Berlin. Aber in die Träume unserer drei Helden mischten sich keinerlei sentimentale Erinnerungen. Sie schlummerten fest und friedlich, die drei, und als das Dröhnen der Trommel sie am nächsten Morgen weckte, klang ihnen dieser gelle, ach, wie tausendmal gehörte Wirbel gleich einer Fanfare der Freiheit . . .

Ja, nun waren sie frei. Die sogenannten Examensferien begannen; sie währten gewöhnlich sechs bis acht Wochen — dann traf die Einberufung zum Regiment zusammen mit dem Ernennungspatent ein . . . Es war noch mancherlei zu besorgen: zuerst die dienstliche Abmeldung, dann der Abschied von den Offizieren der Kompanie und den befreundeten Kameraden, dann das Packen der Koffer und zwanzigerlei

mehr. Man hatte beschlossen, sich noch einen Tag in Berlin zu amüsieren. Das Zivil lag schon bereit. Veresco sah in dem seinen wie ein Japaner aus, der zum ersten Male europäische Tracht trägt.

Hauptmann von Döring begleitete die drei bis zur Droschke. Im Hauptportale gab es den allerletzten Abschied — vom alten Hahnemann und seiner großen Trommel und seinem schwarzen Pudel, der immer über den abstehenden Säbel des Obersten zu springen pflegte. Nun fuhr man in das Hotel, um die Koffer unterzubringen, und hatte hierauf noch einen wichtigen Geschäftsgang: zu dem Militärschneider Robrecht in der Jägerstraße, wo die Equipierung bestellt werden mußte.

Dann ging man frühstücken, selbstverständlich zu Hiller, Unter den Linden. Sassenhausen als Feinschmecker bestellte das Menü: die ersten Kiebitzeier und die ersten Spargel und ein saftiges Entrecote, dazu eine Cliquot. Man war sehr vergnügt. Herrgott, war das ein wonniges Gefühl, sich einmal als freier Mann bewegen zu dürfen, nachdem man jahrelang immer nur hatte gehorchen müssen! Veresco trank mit Schöningh und Sassenhausen Brüderschaft; dann bestellte man eine neue Flasche, und nun wurde Sassenhausen elegisch.

„Kinder,“ sagte er, „ich taxiere, wir sitzen zum letzten Male für längere Zeit zusammen. Der Emich und ich, wir werden ja noch ein paar Jahrchen beieinander bleiben; aber du, Masseo, Marquis von Veresco, Herr auf Kapataz und Baron von Tórczel — wer kann wissen, wie lange du zu unsrer glorreichen Armee zählen wirst!? In zwei Monaten gehörst du zwar zur preußischen Gardeartillerie und wirst dich dicke tun mit deinem silbernen Kragen und dem Gardestern auf deinem bombengekrönten Helm und wirst des Abends zwischen Sieben und Neun die Linden herabbummeln und anständigen Bürgermädchen die Köpfe verdrehen. Doch bist du sicher,

daß in deiner grünen Heimat nicht bald wieder ein klein bissel rebelliert wird, daß man dem Gouverneur-Pascha unver-
sehens eine Platzpatrone irgendwohin steckt, seinen Palast anzündet und seine Postanduschis — oder sagt man Ha-
wassen? — schlankweg abmurkst? Nein, lieber Veresco,
deissen bist du nicht sicher, zumal du selber zugestanden hast,
es sei die allerhöchste Zeit, daß in Illhyrien wieder einmal eine
Revolution ausbräche ... na, und dann wird dir dein Papa
einfach telegraphieren: Komm' 'runter, mein Sohn, hier
geht es los — und du wirst gehorchen müssen. Und bist du
erst einmal unten, dann ist es doch sehr zweifelhaft, wann
wir wieder einmal die Ehre haben werden, mit dir eine Flasche
Sekt bei Hiller zu trinken, und deshalb schlage ich vor: Schließen
wir zu dieser Stunde so eine Art Rüttibund und geloben wir
uns Freundschaft und Treue für alle Lebenszeit bis zum
Tode! . . ."

Diese schöne Rede ließ Emich ziemlich kühl, rührte aber
dafür Veresco in hohem Maße.

"Bravo, Max," sagte er lebhaft, „das war mir aus dem
Herzen gesprochen. Und nun hört mal zu: Wenn wir diesen
Bund für das Leben schließen, so muß sich auch einer auf den
anderen verlassen können. Ich meine damit, wenn einer
den andern ruft, weil er seiner Hilfe bedarf, so muß der
andre kommen, und wenn selbst der Papst dagegen sein
sollte! Habt ihr verstanden?"

"I gewiß, Masseo," erwiderte Schöningh, der auch all-
mählich einen roten Kopf bekam, „aber der Papst hat bei uns
nichts zu sagen, sondern die verschiedenen Kommandeure und
der Kriegsminister und endgültig Seine Majestät der König.
Gesezt nun den Fall, du sähest da unten irgendwie und irgend-
wo in der Klemme und telegraphiertest uns, schleunigst illhyrisch
zu werden — ja, glaubst du denn, daß man uns ohne weiteres
den Abschied bewilligen würde?"

„Aber natürlich, Emich,“ eiferte Sassenhausen erregt, „aber natürlich! Der Abschied behuſſt Auswanderung wird immer gewährt, wenn man gewichtige Gründe vorſchiebt. Und was mich anbetrifft: ich halte meinen Schwur! Wenn der Veresco ruft, komm' ich — notabene, wenn wir nicht grade in einen Krieg verwickelt sind!“

„Selbstverständlich,“ sagte der kleine Illyrier; „Krieg im eigenen Lande entschuldigt alles. Ich verlange nur, daß jeder von uns dreien sich die erdenklichste Mühe gibt, dem etwaigen Hilferuf des andern zu folgen...“

„Aber natürlich,“ fiel Sassenhausen ein, „aber natürlich...“
„Einverstanden,“ sagte auch Schöningh. „Veresco, fülle die Gläser!“

Sassenhausen reichte ihm die Kelche hinüber. „Aus bis zur Nagelprobe — und dann Handschlag: so ist's deutsche Sitte!“ meinte er.

Sie tranken und reichten sich über den Tisch die Hände. Nebenan wurde man bereits aufmerksam auf die drei jungen Herren. In der Tür stand ein schöner, glattrasiertes Kellner und wunderte sich. Aber er machte sofort ein ergebenes Gesicht und sprang mit wedelnder Serviette herbei, als Veresco die dritte Flasche befahl.

„Ihr gestattet wohl,“ sagte Veresco, „daß wir auf die deutsche Sitte die gut illyrische folgen lassen...“

„Aber natürlich, natürlich,“ bekräftigte Sassenhausen, dem die Augen zu funkeln begannen.

„Na, und wie ist die?“ fragte Schöningh.

„Einfach und hübsch, lieber Emich. Wir trinken nochmals aus, sehen uns dabei in die Augen, legen die rechte Hand auf das Herz und sagen ‚sricoccio‘. Das ist unübersetzbär und heißt ungefähr soviel wie ‚auf ewig...‘“

„Das ist reizend,“ fuhr Sassenhausen auf; „also sri — sprich mir's nochmal vor, Veresco!“

„Sricoccio, Max. Und zuletzt zerbrechen wir unsre Gläser, denn die Gläser, aus denen man den Sricoccio getrunken hat, darf kein Mensch mehr gebrauchen; die Sage geht, daß derjenige, der sie dennoch benutzt, an der Pest stirbt.“

„Das geht nicht,“ meinte Sassenhausen. „Wir können nicht die Pest in Berlin einschleppen. Also zerbrechen wir die Gläser, wenn wir sri — sri — — glaubst du, ich kriege es raus, Veresco?“

Emich schüttelte etwas bedenklich den Kopf.

„Ausdrinken will ich,“ sagte er, „und auch die rechte Hand aufs Herz legen und Dingsda rufen — — Veresco muß uns das Wort erst noch ein paarmal vorsprechen... Aber die Gläser zertöppern — hier im Lokal — Herrschaften, das würde man uns vielleicht übelnehmen!“

„Geh'n wir auf den Hof!“ schlug Sassenhausen vor.

„Nein, wir bleiben hier,“ entschied Veresco. „Schöningh, du hast es immer mit der Angst! Unsere Gläser können auch aus Versehen vom Tische fallen. Um jedwedes Aussehen zu vermeiden, verteilen wir die Prozedur: Max wirfst dein Glas herunter; du, Emich, zerschlägst das deine am Seftföhler, und ich meines an der Fruchtschale. Und nun bitte, kein Bögern mehr! Ihr beleidigt mich. Der Sricoccio ist eine ernste Sache.“

„Aber natürlich, Schöningh,“ rief Sassenhausen; „daß du niemals ernst sein kannst!...“

Nun mußte Schöningh sich fügen; die beiden Kameraden hätten sonst noch mehr Skandal gemacht. Veresco wiederholte das illirische Wort noch einige Male, bis die anderen es sich eingeprägt hatten, und dann tranken sie den Sricoccio mit großer Begeisterung.

Aber die Vernichtung der Gläser rief doch einiges Aufsehen hervor. Im Übereifer zerschlug Veresco auch noch die Fruchtschale, und ein paar Birnen hüpfsten munter zur Erde.

An den Nebentischen amüsierte man sich — Kellner sprangen herbei, und auch der junge Herr Hiller erschien und befahl mit ernster Miene, den Tisch neu zu decken. Im anstoßenden Zimmer hatte man den Spektakel gleichfalls gehört: ein paar Gesichter lugten durch die Portieren. Und dann entstand ein neues Hallo. Nebenan hatten Prinz Waldegg, Herr von Rießow und ein junger Sekretär der Illyrischen Gesandtschaft, Baron Porohyle, gefrühstückt und waren jetzt erst auf ihre jungen Freunde aufmerksam geworden.

Selbstverständlich setzte man sich zusammen. Aber Herr von Rießow protestierte entschieden gegen ein weiteres Polkulieren. Heimlich raunte er dem Baron Porohyle zu: „Nehmen Sie sich Ihres Landsmannes an, cher ami! Ich bringe Schöningh in sein Hotel — Waldegg kann sich mit dem Dritten im Bunde schleppen. Das geht so nicht weiter. Ich begreife, daß die drei ihr Glück ein wenig anfeuchten wollten, aber sie sind ja bereits vollkommen — na also, sie sind meines Erachtens nicht mehr direktionsfähig. Schaffen wir sie nach Hause . . .“

Das ging leichter, als man erwartet hatte. Veresco war schon wieder müde geworden und schlief bereits halb; er ließ sich von Herrn von Porohyle willig in eine Droschke packen. Schöningh hatte sich in der Toilette das Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen und erklärte sich nunmehr mit allem einverstanden. Am hartnäckigsten war Sassenhausen, der sich nicht vom Platze rühren wollte. Aber als Prinz Waldegg ihm vorschlug, mit ihm hinüber in das Panoptikum zu gehen, um ihm eine tätowierte Kanadierin von auserlesener Schönheit zu zeigen, wurde er lebendig und folgsam.

Schöningh und Rießow gingen zu Fuß nach des ersten Hotel. Rießow erzählte, daß er auch demnächst nach Hause zurückkehren werde; er habe nur noch einige Tage in Berlin zu tun: Es solle eine neue Wochenschrift für die Szientisten

begründet werden, an der er sich aus Interesse zur Sache beteiligt habe.

Emich hatte schon mancherlei über den seltsamen seßtierischen Glaubenseifer des Kottauers gehört und über seine Sucht, gelegentlich die ganze Provinz mit Traktätchen und Flugschriften zu überschwemmen, wußte auch, daß man ihn zuweilen spöttisch den „Gesundbeter“ zu nennen pflegte — aber da er in die Geheimnisse der sogenannten Christian Science durchaus nicht eingeweiht war, so fragte er einfach, was das eigentlich sei.

Nun wurde Rießow sehr ernst und versuchte, Emich mitten im Menschenengewühl der Linden einige Aufklärungen zu geben. Das gelang ihm freilich wenig. Emich gab sich Mühe, aufmerksam zuzuhören, aber er war doch nicht so recht in der Verfassung, alles das auch wirklich zu begreifen, was ihm der Kottauer in nervösem Vorsichtsherjagen der Worte von der „metaphysischen Heilmethode“ der sientistischen Gemeinde erzählte. Er hatte höchstens das Empfinden, bei diesem raschen Tiefblick in eine ungeheure Wirrnis von Gedanken und Gefühlen noch konfuier zu werden, und wurde erst wieder hellhöriger, als unvermutet der Name Ruths fiel.

„Wir leben allesamt viel zu sehr auf der Oberfläche,“ sagte Rießow, „wir suchen zu wenig nach den Gründen allen Seins. Ich habe gelegentlich mit der Komtesse Ruth, Ihrer lieben Cousine, über meine Anschauungen geplaudert und immerhin ein leises Verständnis, ein geistiges Entgegenkommen gefunden. Aber die materialistische Weltauffassung ihres Vaters erstickt ja jede tiefere Regung im Keim. Bei allem Respekt vor Ihrem Herrn Onkel, lieber Emich, muß ich doch sagen, daß mir seine Thrannei der Seelen zuweilen Sorge macht. Sie kommen in eine anders geartete Umgebung und werden sich damit abfinden müssen. Doch was soll aus Ruth werden, wenn sie unter dem Einfluß ihres Vaters — und auch der

Gräfin, ja auch der — immer mehr verweltlicht? Sie ist eine Suchende — das ist sie, das fühle ich —, aber kann sie unter so harter Faust überhaupt zu einer klaren Erkenntnis ihres Selbst kommen? . . ."

Die beiden waren vor dem Eingang des Hotels stehen geblieben. Schöningh hatte es eilig, sich von Herrn von Rießow zu verabschieden.

"Ich glaube, daß man das am besten Ruth überläßt," erwiderte er etwas kühl. "Ein wenig eigenbrödlerisch war sie ja immer und wird schließlich auch selbstständig genug sein, sich mit ihrem Vater auseinanderzusetzen zu können . . . Adjö, Herr von Rießow. Herzlichen Dank für Ihre liebenswürdige Begleitung . . ."

Mit gesenktem Kopf, eine schwere Falte auf der Stirn, schritt Rießow die Linden hinab, während Schöningh auf sein Zimmer ging, um sich ein Stündchen auf dem Sofa auszustrecken. Er wollte schlafen, aber er vermochte es nicht; die kurze Unterhaltung mit dem Kottauer beschäftigte ihn lebhaft. Daß Rießow die Proselytenmacherei liebte, war bekannt. Aber daß ihm das Seelenheil Ruths so nahe ging, machte Emich plötzig . . .

3

Als Schöningh am nächsten Morgen, wieder in Zivil, im Coupé saß und noch einen letzten Blick aus dem Fenster auf die öde und ungemütliche Halle des Ostbahnhofs warf, sah er einen langen Herrn den Zug hinabstreiten und spähend in die Waggons schauen. Zu seinem Erstaunen erkannte er Herrn von Rießow.

Nun sah Rießow auch ihn, lüftete seinen Zylinder und trat an das Coupé heran, Emich die Hand reichend.

"Dritter Klasse . . .?" sagte er. "Saerl, wie schlicht bürgerlich! Wenn das Ihr Ohm, der Fürst wüßte!"

Schöningh lachte.

„Herr von Rießow, Sie glauben wohl, mein Onkel in Stubbach sei so eine Art Schreckgespenst für mich! Ich fahre dritter Güte, weil ich auf ein Militärbillett reise. Unter uns gesagt: Der Abschied von Berlin hat mir die Taschen geleert“

„Aber, liebster Graf, ein Wort hätte doch genügt...“

„Davon bin ich überzeugt, Herr von Rießow. Aber ich sehe nicht ein, weshalb ich mein Staatsbillett unbefüllt in die Tasche stecken soll. Übrigens sitzt es sich hier ganz gut; Sie sehen, ich bin sogar allein...“

Die Lokomotive piff. Herr von Rießow eilte mit langen Schritten neben dem sich langsam in Bewegung setzenden Zug her.

„Also die Hauptache,“ sagte er, „— weshalb ich herkam. Ich möchte keine Missverständnisse hervorgerufen haben, lieber Emich. Was ich da gestern mit Ihnen sprach, bleibt unter uns — nicht wahr?“

„Wenn Sie es wünschen, selbverständlich, Herr von Rießow...“

„Ja, mir liegt daran. Die Leute sollen nicht glauben, daß ich... Die Leute erkennen oft die besten Absichten... Grüßen Sie schön in Stenzig! Und auf baldiges Wiedersehen!... Addio, liebster Schöningh!...“

Der Zug sauste aus der Halle hinaus ins Freie. Emich lehnte sich auf die harte Bank zurück, die ihn nicht drückte. Das Kadettenkorps hatte ihn nicht verwöhnt. Der Kottauer amüsierte ihn. Rießow hatte es wahrscheinlich mit der Angst bekommen, daß Wiegel ihn stellen würde. Denn das wußte Emich: In seine häuslichen Verhältnisse ließ Onkel August sich nicht dreinreden, am wenigsten von dem Kottauer, für dessen mythisches Sondertum er sowieso nicht viel übrig hatte.

An dem geöffneten Fenster glitten in rasender Hast, auf und nieder steigend, die Drahtlinien der Telegraphenleitung

vorüber. Der Apriltag brachte die ersten Grüße des erwachenden Frühlings. Überall in der Natur lichtgrüne Flecken im Sonnenschein. Auf den Wiesenniederungen sproßte junges Gras, und im Buchenwalde brachen die Knospen auf. Auf dem satten Blau des Himmels schwammen ein paar vereinzelte schneeweisse Wolken; ein warmer Odem, würzig durchtränkt vom Duft der lenzfeuchten Erde, quoll zum Fenster herein ..

Emich träumte noch von gestern. Es war ein wilder Tag gewesen. Am Abend hatte sich das Dreiblatt abermals zusammengefunden und war zu strammer Bummelfahrt ausgezogen. Auch von Josty hatte man Abschied genommen und zum letzten Male Schokolade mit Schlagsahne getrunken; damit sollte die Kadettenzeit begraben sein. Der harmlosen Schokolade waren weniger harmlose Genüsse gefolgt, und schließlich war es recht spät geworden, als man endlich an die Heimkehr dachte. Veresco und Sassenhausen lagen noch in den Betten, als Schöningh ihnen am Morgen Lebewohl sagte. Veresco blieb in Berlin im Hause des illyrischen Gesandten, der ein entfernter Verwandter von ihm war, und Sassenhausen wollte erst mit dem Mittagszug abfahren.

Sie konnten ausschlafen, aber Emich war noch todmüde. Er streckte sich auf der Bank aus, rollte seinen Mantel als Kopfkissen zusammen und versuchte das Fehlende nachzuholen. Und es gelang ihm auch. Das Dröhnen der rollenden Räder in seiner rhythmischen Gleichförmigkeit war sein Schlummerlied ...

Er schlief stundenlang. Als er wieder aufwachte, sah er, daß die Bank ihm gegenüber dicht besetzt war. Es waren einfache Leute, die da Platz genommen hatten, aber keiner hatte ihn gestört.

Emich richtete sich auf und strich das Haar aus der Stirn.
„Sind wir schon hinter Kreuzwalde?“ fragte er.

Ein alter Mann antwortete ihm:

„Schon lange. Sie müssen einen festen Schlaf haben.
Die nächste Station ist Krugdorf.“

„Donnerwetter,“ fluchte Emich, „da muß ich ja meine
Siebensachen zusammensuchen!“

Der Alte gegenüber sah ihn schärfer an.

„Wollen Sie denn auch nach Krugdorf?“ fragte er.

„Ja, — und dann weiter nach Stenzig.“

„Sie woll'n wohl den Obersförster besuchen?“

Schöningh nickte lächelnd. „So etwas Ähnliches,“ ent-
gegnete er ausweichend.

Der Alte schloß seine Tabakspfeife, überlegte ein Weilchen
und meinte sodann:

„Wenn Ihnen der Obersförster einen Wagen an die Bahn
geschickt hat, könnten Sie mich eigentlich mitnehmen, junger
Herr. Ich habe bloß ein kleines Bündel bei mir und wiege
nicht schwer...“

Schöningh betrachtete die knochige Gestalt und das falten-
zerrissene lederfarbige Gesicht des Greises und nickte zu-
stimmend.

„Gut — ich nehme Sie mit. Woll'n Sie zum Grafen
Wiegel?“

„Ja — das heißtt, nicht zum Herrn Grafen selbst. Mein
Züngler ist Diener bei ihm und soll jetzt zum Militär. Da
möcht' ich ihn noch mal besuchen!“

Emich machte die Unterhaltung Spaß.

„Wie heißtt er denn?“ fragte er; „vielleicht kenn' ich ihn.“

„Franz Evert heißtt er, aber er wird Bob genannt, weil
der Kammerdiener des Herrn Grafen schon Franz heißtt.“

Emich entsann sich des Burschen, eines hübschen und auf-
geweckten Jungen, der für den kleinen Dienst in Stenzig
verwandt wurde.

„Gewiß kenn' ich ihn," sagte er. „Also der Bob soll zum Militär?"

„Ja, junger Herr, zu den Kürassieren nach Klempin. Wenn ihn der Herr Graf nach seiner Entlassung bloß wieder annehmen wollte! Es ist heuer so schwer, einen passenden Dienst zu finden.“

„Da gefällt sich der Bob also in Stenzig?“

Nun kam der Alte ins Erzählen. „O ja — der gesiele sich ja soweit ganz gut. Freilich sei der alte Graf so ein bißchen geiziger Herr — der zähle alles nach — sogar die Zuckersüßchen in der Silberdose. Die Frau Gräfin sei eigentlich die Beste. Aber auch gegen das Fräulein Komteß lasse sich nichts sagen — bloß hochfahrend sei sie — ja, das sei sie, und immer streng im Ton — es klänge vielleicht schlimmer, wie sie es meine . . . „Und dann kommt auch noch manchmal ein Neffe des Herrn Grafen nach Stenzig zu Besuch, der soll Offizier werden — aber der Franz oder Bob, wie sie ihn nu mal nennen, meint, er sitzt am liebsten auf den Bäumen und schießt nach den Krähen und reitet die Ponys zuschanden. Aber den liebt der Bob — da sind mal ein paar Taugenichtse beieinander. Die passen zusammen . . .“

Es war gut, daß es psifft. Aus dem Birkenwald tauchte das Stationshaus von Krugdorf auf. Ein junger Mensch in der Wiegelschen Hauslivree rannte über den Perron und blieb vor der ersten Wagenklasse stehen.

Emich hatte die Coupétür bereits geöffnet.

„Hierher, Bob!“ rief er. „Noch immer dritte Klasse! . . .“

Der Diener raste, sich über das ganze Gesicht freuend, herbei.

„Tag, Erlaucht，“ sagte er. „Haben Erlaucht sonst noch Gepäck?“

„Ja — ein Käppchen. Hier hast du meinen Gepäckchein. Aber erst sage gefälligst deinem alten Vater Guten Tag, dann woll'n wir weiter miteinander reden . . .“

Der Greis kletterte aus dem Wagen. Er zitterte am ganzen Leibe und stammelte unaufhörlich Entschuldigungen, daß er Erlaucht den jungen Herrn Grafen nicht gleich erkannt habe. Doch Emich lachte, und als auch Bob mit allerhand Entschuldigungen für seinen Vater anfing, wurde er ungeduldig, hielt sich die Ohren zu und schrie: „Nun lasst mich aber gefälligst in Ruhe!...“ Und dann eilte er, während der Zug weiterbrauste, hinter das Stationsgebäude, wo Komteß Ruth ein hübsches Rappengespann zügelte. Sie saß auf dem hohen Bordersitz eines eleganten Kabrioletts und schien schlechter Laune zu sein, denn ihr Gruß klang ziemlich kurz und frostig.

Emich merkte die Verstimmung seiner schönen Cousine wohl. Er schwang sich zu ihr auf den Boxsitz und setzte sich neben sie.

„Pardon, Ruth,“ sagte er, „wir müssen ein bissel zusammenrücken. Ich habe dem Vater Bobs versprochen, ihn mit nach Stenzig zu nehmen.“

„Wen —?“ fragte die Komteß gedehnt.

„Den alten Evert. Er war mein Reisegefährte. Ich bin nämlich dritter Klasse gefahren — mein Militärbilletts plattete mir keine höhere Nummer!...“

Ruth antwortete zunächst gar nicht. Sie schüttelte nur den Kopf. Aber als Evert mit seinem Bündelchen in der Hand hinter der Station erschien und Emich Bob zurief, dem Alten auf den Wagen zu helfen, glitt eine helle Röte über ihr Gesicht.

„Ich möchte dir keine Blamage bereiten, Emich,“ sagte sie leise, ihren Kopf ein wenig zu ihm hinüberneigend. „Also bleibe es so. Aber du würdest mich doch verbinden, wenn du die Güte haben wolltest, deinen Freund Evert nicht für morgen zum Diner zu laden.“

„Schade,“ entgegnete Emich ebenso leise, „das hätt' ich gar zu gern getan. Er ist ein so prächtiger alter Kavaleri. Doch dein Wille ist mir Befehl...“

Sonderlich wohl fühlte sich niemand auf dem Kabriolet: Evert nicht, der ängstlich zusammengekrümmt auf seinem Platze saß, und Bob hinter ihm auch nicht. Die Liebenswürdigkeit des jungen Grafen lag wie ein Alp auf beiden. Sie wagten kaum zu atmen und machten verlegene Gesichter.

„Theaterfuhrer,“ murmelte Ruth und biß sich auf die Lippen. Ihre Peitsche knallte und ringelte sich über den blanken Rücken der Rappen, die schnaubend und die Köpfe werfend ausgriffen... Ruth schaute starr vor sich hin. Auch Schöningh hatte ein leichtes Gefühl des Unbehagens, das erst schwand, als man Krugdorf im Rücken hatte und in den Wald einbog.

Man war nun schon auf Stenzigschem Revier. Der Tag neigte sich bereits. Durch das sprossende Grün der Buchen und das noch kahle Gezweige der Eichen, die eben erst Knospen ansetzten, sickerte das Sonnenrot und streute helle Flocken auf den Waldgrund. Zwischen den schlank auffschießenden Stämmen leimte junger Nachwuchs empor — hie und da drängten sich auch bläulich getönte Wachholderbüsché zu einem dichten Netzknäuel zusammen, der wie das Nest eines Riesenvogels im buschigen Grün des Heidelbeerstrautes lag. Der Wald wurde von zahlreichen Wegen durchkreuzt, die alle vorzüglich gehalten waren, so daß er fast den Eindruck eines Parkes von mächtiger Ausdehnung gewährte. Eichen und Buchen waren die Hauptansiedler, aber dazwischen sah man auch Tannengruppen, schwarze Flecke im Bronzegrün des Laubes, und in der Nähe der Wege ganze Reihen von Birken mit glatten, silbern geäderten Stämmen und tiefhängenden Zweigen...

Emich fiel es nicht auf, daß seine holde Nachbarin geflissentlich wortkarg war. Der Wald nahm ihn in Anspruch. Das war sein Revier während der Urlaubszeit. Schon als elfjähriger Junge war er ein leidenschaftlicher Jäger gewesen und hatte nächtelang auf dem Anstand gelegen. So kannte

er den Plenterwald in allen seinen Winkeln, Ausläufern und Dämmerungen und in seinem meilenweiten Umfange bis zur Kottauer Grenze. Kannte auch die feuchten Niederungen jenseit der Strehnißer Furt, das Gehege der Wildsäue und das dichte Röhricht, durch dessen ineinandergeballtes Gespinst sich der Fluß wand — eine Landschaft, wie sie der Spreewald bot, bevölkert von Scharen wilder Gänse und Enten, zum Ärger der Förster, die sich über den mangelnden Abschuß grämen. Denn der Graf selbst war nicht passioniert für die Jagd und auch kein Freund allzu großer Geselligkeit. Ein paarmal im Jahre kamen die Offiziere aus Klempin herüber, um in den Stenziger Forsten aufzuräumen, aber auch dann begleitete Wiegel sie selten, sondern überließ das Protektorat gewöhnlich dem Kottauer Rießow oder seinem Vetter, dem Etatsmäßigen der Kronprinzen-Kürassiere, Major von Blohme ...

Der Wagen rollte an einer Försterei vorüber, einem kleinen, von wildem Wein umbuschten Häuschen, an das sich zwischen Drahtgehegen eine Anschorung veredelter Koniferen schloß. Der Förster stand vor der Tür und riß seine Mütze vom Kopf, als er die Komtesse erkannte.

„Tag, Griebenow,“ antwortete Ruth, und auch Emich grüßte zurück und setzte hinzu: „Morgen abend an der Königs-eiche, Griebenow! Ich möchte mal Umschau halten ...“

Noch ein kleines Weilchen schwieg die Komtesse; dann fräuselte sich ihr Mund spöttisch und sie sagte:

„Willst du wieder Tag und Nacht im Walde liegen, Emich?“

„Wenigstens dann und wann, Kusine. Ich denke, du wirst nichts dawider haben, zumal du dir aus meiner Unterhaltung nicht viel zu machen scheinst.“

„Sonderlich viel Mühe hast du dir mit dieser Unterhaltung noch nicht gegeben, vieledler Vetter.“

„Ich wage nicht recht zu sprechen, solange ich Wolken des Zornes auf deiner gräßlichen Stirn sehe.“

„Die Wolken waren sehr angebracht. Wenn du morgen nacht auf den Anstand gehst, findest du vielleicht Zeit, einmal des längeren über die Grenzen der Schicklichkeit und des guten Tastes nachzudenken. Für einen, der binnen acht Wochen die Offiziersepaulets tragen soll, ist das eine ganz angebrachte Beschäftigung; man entgeht dadurch leicht späteren Unannehmlichkeiten.“

Emich zog die Brauen hoch und schwieg. Er ärgerte sich. Er war zwar an die ungezogene Launenhaftigkeit Ruths gewöhnt, aber einen solchen Ton hatte er nicht verdient. Vielleicht war er wirklich in seiner Gutmütigkeit dem alten Evert gegenüber zu weit gegangen; was schadete es im Grunde genommen!?

In das Sonnenrot, das durch den Wald glühte, waren die ersten Schatten gefallen und rückten langsam vor. Es wurde Abend. Aber Stenzig war bald erreicht. Schon seit einiger Zeit hatte der Weg sich verbreitert und wurde rechts und links von einem Gatter begleitet. Damit stieg auch der parkmässige Eindruck; nun tauchte ein Torweg auf, der einen sich quer in den Wald hineinziehenden Drahtzaun durchschritt; die Baumgruppen lichteten sich und gewährten weite Durchblicke auf frischgrüne Wiesenstrecken; zu den Eichen, Buchen, Birken und Linden trat edleres Laub: Silbereschen, Blutulmen, Christusdorn und echte Kastanien; die Wege waren mit hellem Kies bestreut; hie und da schillerte auch schon das Marmorweiß einer Statue durch die sich mehrenden Boskettanlagen — und bei einer plötzlichen Wendung der Straße sah man am Ende einer Münsterallee Schloß Stenzig liegen: die große Terrasse mit ihrer Doppeltreppe aus Sandstein und darüber die Fensterfront des Parterregeschosses...

Man hatte den Wagen kommen hören. Aus der Ferne sah Emich dunkle Gestalten auf der Terrasse geschäftig hin und her huschen. Ein prächtiger, gelbbrauner Bernhardiner

sauste in gewaltigen Säzen den Weg hinauf; kläffend folgte eine Teufelmeute. Ein weißes Taschentuch flatterte oberhalb der mit dichtem Moos wie mit einer Patinaschicht bedeckten Karhatide, die die Freitreppe trug: da stand die Tante und winkte und winkte.

„Vorsicht, Ruth!“ rief sie. „Diese insamen Kötter! Hierher, Montez! Hierher, Dackel, Waldmann, Perzel, Schnauzel, Meffers! August, pfeif doch den Hunden! Franz, daß die Kötter die Pferde nicht scheu machen! . . .“

Die Pferde ärgerten sich zwar über das Geckläff, standen aber, als die Komtesse parierte. Mit einem Satz sprang Emich vom Wagen und in die Arme der Gräfin.

„Dickerchen — Allmacht, du rennst mich um! . . . Noch einen Fuß! Aber nicht auf die Nase — nicht so stürmisch! Herr Leutnant, ich gratuliere! Bist ein braver Junge — bist ein braver Junge, mein Dickerchen! Daß du mir nicht durchfallen würdest, wußte ich ja! . . .“

Sie gab ihn weiter an ihren Gemahl. Der konnte nicht anders, sondern mußte auch die Arme ausbreiten und ihn an sich ziehen. Aber er tat es mit Würde. Nicht ein Härcchen der graugrünen Backenbärte geriet dabei in Unordnung, und die helle Weste mit den Streublümchen verschob sich nicht.

„Gratuliere gleichfalls, mein lieber Emich,“ sagte er; „hast manches gutgemacht — von früher — hast korrekt gehandelt, mein Junge . . .“ Und sofort wandte er sich an Franz, seinen Kammerdiener. „Die Sachen von Erlaucht in das gelbe Zimmer. Bob soll sich zur Verfügung von Erlaucht halten . . .“ Dann fiel sein Blick auf den alten Evert, der mit vieler Mühe von der Höhe des Kabrioletts geslettert und, immer sein Bündelchen in der Rechten, bescheiden zur Seite getreten war. „Wen hast du denn da mitgebracht, Emich? —“

„Einen Reisegefährten, Papa,“ erwiderte Ruth. „Den Vater Bobs...“

Graf Wiegel zog sein Taschentuch und schnäuzte sich.

Bob trat vor. Sein Vater hätte ihn besuchen wollen, und Erlaucht hätten die Güte gehabt, ihn mitzunehmen. Ob er seinen Vater nach dem Krüge führen dürfe.

Die Gräfin streichelte Emich die Wangen. Sie fand die Leuthseligkeit ihres Dickerchens rührend. Auf dem Gesicht des Grafen aber stritten Anger und das ersichtliche Bestreben, nicht hart zu erscheinen, um die Palme. Und plötzlich schien sich auch Ruth für den alten Evert zu interessieren.

„Die Krugzimmer sind alle feucht,“ entschied sie. „Kann Bobs Vater nicht im Schlosse wohnen? Im Souterrain stehen ja ein paar Zimmer leer.“

Seiner Tochter widersprach Wiegel ungern. Er nickte, und die Gräfin gab ihre Anordnungen. Ein Viertelstündchen später saß man im sogenannten kleinen Speisesaal beim Abendessen. Es war frisch geworden und der Graf hatte daher befohlen, Feuer in den Kamin zu legen. Emich fühlte sich sehr behaglich. Trotz aller Kühle des Oheims hatte er Stenzig doch immer als seine zweite Heimat betrachtet; hier war ihm am wohlsten. Und wie traurlich saß es sich in diesem dunkel getäfelten Gemach, dessen große Hängelampe in einem gelben Zirkel nur den Tisch beleuchtete! Es ging noch gerade so „torrellt“ zu wie immer. Die Tafel war tadellos gedeckt; es glänzte und leuchtete alles. Der Jäger servierte; Franz hielt sich im Hintergrunde und trat nur vor, um dem Grafen den Tee einzuschenken, den er selbst auf dem Samowar am Nebentische bereitete, denn niemand auf der Welt verstand, wie Wiegel behauptete, die Teebereitung so vollendet wie Franz. Es gab gebackenen Schinken mit Rührei; die Tante hatte es sich nicht nehmen lassen, ihrem Dickerchen zur Ankunft seine Leibspeise vorzusezen. Und da Emich Appetit hatte,

ließ er sich nicht lange nötigen, sondern schlug wacker seine Klinge.

Ruth schaute zu, wie er aß. Sein Appetit war schrecken-erregend, aber er aß wenigstens manierlich. Er wußte immerhin mit Messer und Gabel umzugehen. Auch jetzt war sie noch ziemlich schweigsam. Dafür sprach die Gräfin ununterbrochen. Sie stellte hundert Fragen an Emich und wollte das Unmögliche wissen. Wiegel warf nur zeitweilig eine Bemerkung in die Unterhaltung. Er sprach überhaupt nicht gern bei Tisch, weil ihn das in der Beobachtung seiner Diät störte. Er mußte immer etwas Besonderes genießen, das auf kleinen silbernen Schüsseln angerichtet wurde. Jedes Souper schloß für ihn mit sieben Backpflaumen — keiner mehr und weniger ...

Nach beendeter Tafel zog man sich noch auf eine Stunde in einen kleinen Salon zurück. Das war die Zeit, wo der Graf sich die Brille aufsetzte, um seine Kreuz-Zeitung zu lesen. Dabei mußte leise gesprochen werden. Die Komtesse empfahl sich gewöhnlich schon ziemlich früh, um auf ihr Zimmer zu gehen. Die Langeweile dieser gemeinsamen Abende machte sie nervös. Gräfin Irmela stützte und pflegte gegen Zehn einzurücken. Sobald die Barockfuhr auf dem Kamin halb Elfschlug, erhob sich Wiegel, küßte seiner Frau die Hand und ging zu Bett.

Heut war es indessen ein wenig lebhafter als sonst. Der Graf ließ sich sogar herbei, einiges Interessante aus der Zeitung vorzulesen.

„Ei, ei,“ sagte er und schob die Brille auf die Nasenspitze, um über die Gläser hinwegschauen zu können, „zwischen Russland und der Türkei scheint es doch etwas zu geben. Das ist eine niederträchtige Gesellschaft da unten. Seit man den Abd ul Aziz um die Ecke gebracht hat, hört der Krakeel im Balkan nicht auf. Jetzt geht es wieder in Illyrien los, das

seine Souveränität zurückfordert und Russland als Schiedsrichter aufruft. Natürlich sitzt der Ignatieff wieder dahinter! . . ."

Emich war aufmerksam geworden. Er erzählte von seinem illyrischen Freunde, dem kleinen Veresco — und das interessierte auch Wiegel.

"Illyrien hat sich schon ein dutzendmal für selbständige erklärt und ist immer wieder unter fremde Botmäßigkeit gekommen," sagte er. "Aber es ist ein ganz schlauer Coup, sich an Russland heranzuschlängeln. In Petersburg wartet man schließlich nur darauf, auf den Moscheen Konstantinopels das griechische Kreuz aufzupflanzen zu können. Der Gortschakoff —"

Und er gab Emich eine belehrende politische Übersicht. Emich hörte anfänglich sorgsam zu, während die Tante in ihrer Sofaecke gemächlich einzunicken begann. Ruth benutzte eine Pause in dem Vortrage ihres Vaters, um Gute Nacht zu sagen. Plötzlich wurde auch Emich müde. Der Graf hatte, wenn er sich in längeren Ausführungen erging, eine eigentümlich monotone Sprechweise, die unwillkürlich einschläfernd wirkte. Im Herrenhause wußte man das und bereitete sich darauf vor. Aber auf Emich wirkte es neu. Er plinkte noch einige Zeit mit den Augen und schloß sie dann wie seine Tante. Der Graf sprach weiter; erst als er seine Brille wieder zurechtrückte, ersah er die Wirkung seines Vortrages, schwieg, runzelte die Brauen, ließ Gattin und Neffen aber ruhig weiterschlafen ..

Es schlug halb Elf. Franz trat leise ein. Die Gräfin erwachte zuerst und räusperte sich. Nun fuhr auch Emich in die Höhe. Er schämte sich so, daß er errötete. Wiegel nickte ihm zu.

"Man merkt, daß du eine lange Fahrt hinter dir hast," sagte er. "Na — schlaf' dich aus! Bring' Erlaucht auf sein Zimmer, Franz, und rufe den Bob! . . ."

Emich freute sich darüber, daß er wieder sein altes Stübchen bekommen hatte. Es war dies ein Giebelgemach mit sehr tiefem Fenster, auf den Gemüsegarten hinausschauend und mit einer verschossenen gelben Brokattapete. Bob hatte Emich auf das Zimmer geleitet und wollte ihm beim Auskleiden behilflich sein. Aber Emich verbat sich das und schickte ihn wieder hinaus.

Bevor er zu Bett ging, leuchtete Emich die Stube ab. Er wollte sehen, ob noch alles am alten Platze war. Das war es. Auch die Bilder von Vater und Mutter hingen am gleichen Fleck wie früher, und in dem großen Wandschrank wurden noch immer die gebundenen Jahrgänge der „Fliegenden Blätter“ ausgehoben. Das amüsierte Emich. Die „Fliegenden Blätter“ waren in der Urlaubszeit stets seine Bettdecke gewesen. Er nahm einen Band aus dem Schrank und legte ihn auf seinen Nachttisch. Dann ging er zu Bett, streckte sich behaglich aus und wollte sogleich zu schmökern beginnen, als es nochmals leise an die Türe klopfte.

„Schon im Bette, Dickerchen?“ fragte die Stimme der Gräfin.

„Ja, Tantchen; du kannst ruhig hereinkommen!“

Gräfin Irmela trat ein. „Ich wollte mal sehen, ob hier auch alles in Ordnung ist,“ sagte sie, Umschau haltend. „Ich hatte heut Wäsche und konnte mich gar nicht um dein Zimmer befummern . . . Hast du frisch' Wasser?“

„Ja, Tantchen!“

„Und liegst du auch nicht zu hart?“

„I bewahre, Tantchen!“

„Möchtest du noch ein zweites Kopflinnen, Jungchen?“

„Danke schön, Tantchen — eins genügt mir.“

„Na, dann iß's gut . . .“ Die Gräfin trat an das Bett heran und sah die „Fliegenden“. Sie lachte. „Das konnt' ich mir denken! Onkel wollte die Bände in die Bibliothek schaffen

bischofchen weiter. So hast du denn über eine jährliche Nebenue von etwas über tausend Taler zu verfügen. Für deinen Vetter Waldegg würde das wahrscheinlich grade genügen, seine Stiefelrechnungen zu bezahlen; ich kenne aber eine ganze Menge junger Ossiziere, die mit weniger auskommen, weil sie vernünftig leben . . ."

Der Graf nahm einen der gläsernen Briefbeschwerer vom Tische und drehte ihn spielend zwischen den Fingern.

"Weil sie vernünftig leben," wiederholte er, "— und darauf möchte ich nachher noch einmal etwas näher zurückkommen. Oberst von Hildringen hat mir mitgeteilt, daß die monatliche Durchschnittszulage beim Regiment fünfzig Taler nicht übersteigt; auch dein Freund Sassenhausen erhält nicht mehr. Die Landesbank hat daher von mir den Auftrag bekommen, dir diese Summe an jedem Ersten zuzusenden. Der Überschüß deiner Rente wird weiterverwaltet, um davon die nötigen Extraausgaben zu decken. Überschüssige Pferde brauchst du nicht. Ein Chargenpferd bekommst du; wegen des zweiten eigenen habe ich nach Stubbach an den Fürsten geschrieben, der sich mit Vergnügen bereit erklärt hat, dir aus seinem Marstall einen Gaul zu schenken. Das kannst du beruhigt annehmen; Ferdinand hat sich in Angelegenheiten Seesenheims nicht grade sehr gentil deinem Vater gegenüber benommen."

"Und eben deshalb drückt mich sein Geschenk," erwiderte Emich. "Ich gesteh' es dir offen zu, Onkel —"

"Ah bah, mach' mir keine Geschichten! Ich pflege im allgemeinen sehr korrekt zu denken, lieber Emich, und würde mich — verlaß dich darauf — nicht an deinen Onkel Ferdinand gewandt haben, der mir durchaus unsympathisch ist, wenn ich dies nach Lage der Sache nicht für richtig gehalten hätte. Und was nun deine Equipierung betrifft, die Rechnungen von Robrecht, so möchte ich dich bitten, mir zu erlauben, sie

begleichen zu dürfen. Ich denke, von mir wirst du dies kleine Geschenk ohne weitere Skrupel annehmen . . ."

Das Blut schoß Emich in das Gesicht, und seine Augen wurden feucht. Daß der sparsame Onkel Wiegel eine größere Summe für ihn opferte, rührte sein leicht empfängliches Gemüt. Er streckte dem Grafen schweigend die Hand entgegen, der sie herzlich drückte.

"Schon gut, Emich," sagte Wiegel, "ich hab' es gern getan. Ich verschwende nicht, aber ich helfe auch einmal mit Freuden . . . Dein Eintritt in das Regiment ist also nun vorbereitet. Halte haus, mein Junge! Das Regiment gilt für solide; ein paar leichtsinnige Elemente finden sich aber auch da, wie überall. Suche dir vernünftige Freunde, möglichst solche, die sich in ähnlichen Verhältnissen befinden wie du, damit du nicht unnötigen Verführungen ausgesetzt wirst. Schlemme und prasse nicht; das ist kein Zeichen von Vornehmheit. Und laß den Pferdeschacher. Man kann dabei böse hereinfallen, und schließlich ist der Offizier kein Rostäuscher. Schone auch deine Uniform. Gedehnhaftigkeit widerspricht dem Wesen des Soldatenstandes. Daß du nicht spielen wirst, weiß ich. Bleiben noch die Weiber. Und da kann ich dir nur die Weisheit meiner eigenen jungen Jahre mit auf den Weg geben: fürs Herz, was du willst, aber möglichst wenig fürs Portemonnaie . . ."

Er stand auf.

"So, Emich, das wäre alles, was ich dir zu sagen hätte," schloß er. "Ich bin eine Natur, der Lebensfreudigkeit und das Glück einer — einer — na, sagen wir, einer leichten Auffassung des Daseins versagt worden ist. So mag ich auch dir des öfteren frostig und gallig erschienen sein. Aber gut mein' ich es dennoch. Und deshalb würde ich mich unendlich freuen, würde ein tüchtiger Mensch aus dir . . . Stenzig liegt ja nicht weit von Klemmin; es steht dir allzeit offen, es mag deine Heimat bleiben . . ."

Und nun reichte er Emich die Hand. In dieser Stunde erschien der Onkel dem jungen Mann als ein völlig anderer, und in der Aufwallung des Gefühls küßte er des Grafen Rechte und stammelte:

„Hab' Dank für alles Gute, Onkel! Ich will mir Mühe geben, dir Freude zu machen...“

Oben auf seinem Zimmer sah er die Seesenheimer Papiere durch. Sie enthielten die Abschlüsse der letzten Jahre. Der kleine Reingewinn, der dann und wann erzielt worden war, wurde durch die Fehlbeträge anderer Jahre wieder aufgehoben, ein größerer Gewinn war zur Vervollständigung des Inventars benutzt worden, auch verschiedene Neubauten waren erforderlich gewesen. Wiegel hatte recht: man konnte froh sein, daß wenigstens eine gewisse Balance erzielt wurde.

Es war das erstemal, daß Emich sich interessierter um die Verhältnisse auf seiner Besitzung bekümmerte. Seit dem Tode seiner Mutter war er nicht in Seesenheim gewesen. Er hatte auch kein Verlangen danach gehabt, zumal er die Urlaubswochen stets in Stenzig zu verleben pflegte. Aber nun regte sich ganz plötzlich der Wunsch in ihm, in Seesenheim einmal selbst nach dem Rechten zu sehen.

Dies „Nach-dem-Rechten-sehen“ kam ihm freilich drollig vor. Er hatte keine Ahnung von der Landwirtschaft und wurde aus den zahlreichen Belegen für die Rechnungsabschlüsse durchaus nicht klug. Dass alles stimmte und in Ordnung war, bezweifelte er nicht; der erste Inspektor, der alte Settegast, der schon unter seinem Vater gewirtschaftet hatte, war geblieben, und der von Graf Wiegel eingesetzte Administrator, ein Herr von Polzien, galt gleichfalls als ein tüchtiger Landwirt. Trotzdem fiel es Emich auf, daß so gar keine Überschüsse erzielt wurden. Sein Vater hatte es doch erreicht! —

Emich sprach mit dem Onkel über seine Absicht, sich gelegentlich einmal selbst in Seesenheim zu zeigen, und Wiegel war ganz damit einverstanden.

„Gut so,“ meinte er. „Ich freu‘ mich, daß du auf den Gedanken gekommen bist. Deine Leute müssen zuweilen den Herrn sehen. Aber warte noch, bis du die Uniform trägst. Das macht sich besser und erhöht den Respekt . . .“

Die neue Uniform kam bald. Eines Tages traf eine Anzahl von Kästen für Emich ein: die Equipierung. Die Tante half auspacken. Emich hätte nicht achtzehn Jahr alt sein müssen, um sich nicht an all diesem Glanz und dieser Herrlichkeit von Herzen zu erfreuen. Unter dem Glanz lauerte allerdings die Schlange — in Gestalt eines blauen Kuverts, und in diesem Kuvert stande eine Rechnung.

Er bekam einen Schreck, als er die Schlussziffer sah.

„Donnerwetter, Tantchen — siebentausendeinhundertdreizehn Mark! Mir zittern die Knie.“

„Hast auch Grund dazu,“ erwiderte die Tante. „Die Schneider nehmen’s vom Lebendigen und vom Toten. Aber ängstige dich nicht! Der Onkel berappt und damit basta. Lege man gleich die Rechnungen vom Schuster und Handschuhmacher dazu — das ist dann ein Aufwaschen. Und hör’ mal, Emich: Zieh’ dir zum Mittagessen Uniform an und überrasche damit den Onkel; da freut er sich. Nicht den weißen Koller — den bekleckst du dir vielleicht — aber den hübschen blauen mit den silbernen Tressen. Gott, wie gut der deinem Vater stand! . . .“

Emich gehorchte, und als es in der Flurhalle des Schlosses zum Mittagessen läutete, zögerte er noch ein Weilchen und ging dann erst hinunter. Er wollte der Letzte bei Tisch sein, um durch sein plötzliches Erscheinen dem Onkel und Ruth noch mehr imponieren zu können. Das gelang ihm denn auch.

„3 der Tausend," sagte Wiegel und stand auf. Ruth aber machte große Augen, erhob sich dann und verneigte sich tief und respektvoll.

„Meine Glückwünsche, Erlaucht," sagte sie. „Ich hätte eine solche Metamorphose nicht für möglich gehalten. Du siehst ordentlich menschlich aus, Weiter. Papa, ich meine, diese äußere Umwertung Emichs muß durch einen besondern Tropfen eingeweiht werden.“

Der Graf ließ Champagner bringen. Es war ein heiteres Mittagsmahl: Wiegel liebenswürdiger denn je, Ruth auffallend gesprächig und Gräfin Irmela selig. Sie ließ keinen Blick von ihrem feßlich gekleideten Dickerchen und tätschelte ihm alle Augenblicke die Hände

Nach dem Essen war große Cour der Domestiken. Der Jäger und Franz gratulierten zuerst; Bob gebärdete sich wie närrisch vor Freude. Dann kamen die andern an die Reihe; wo sich Emich tagsüber zeigte, knixte und dienerte man. Selbst die Hofmägde glückwünschten grinsend und auch der allerniedrigste im Schloßbezirk Stenzig: Christian, der Geselljunge

Ein paar Tage später traf ein großes, feierlich ausssehendes Schreiben ein, adressiert „An den Königlich Preußischen Sekondeleutnant im Kürassierregiment Kronprinz, Seine Erlaucht den Herrn Emich Grafen von Schöningh-Stubbach, z. B. in Stenzig bei Krugdorf“ — die Ernennung und Einberufung.

Dies geschah gerade an einem herrlichen Sommertage, obwohl noch nicht Sommer im Kalender stand. Emich war mit Ruth an der Fohlenkoppel gewesen, wo man auch das Pferd untergebracht, das Fürst Ferdinand für Emich geschickt hatte, einen prächtigen jungen Goldfuchs mit drahtigen Beinen, schlankem Hals und zuckenden Nüstern. Auf dem Rückwege durch den Park traf man den Briefträger

„Also nun wirklich,“ sagte die Komtesse, an der Seite Emichs um den Weiher schreitend, auf dessen stiller grüner Fläche sich träge ein angeketteter Kahn schaukelte. „Ich kann es mir noch gar nicht so recht denken. Ich habe dich noch immer in der Kadettenuniform im Gedächtnis, in der du schrecklich knabenhaft aussahst — aber noch grüner, nimm mir's nicht übel, in Zivil.“

„So werde ich künftig hin nie wieder in Zivil vor dir erscheinen, Ruth,“ entgegnete Emich knurrig, „denn du kannst dir wohl denken, daß es keine sonderliche Freude für mich ist, von dir — respektlos beurteilt zu werden.“

„Respektlos?“ wiederholte Ruth und zuckte mit dem hübschen Kopf. „Wer denkt denn daran!?. . . Ich glaube gar, du bist böse auf mich. Warum? Immer noch, weil ich vor sechs Wochen einmal ein klein wenig kraßbürtig war — damals, als ich dir zuliebe den Vater Bobs durch den Wald kutschieren mußte? — Hab' ich meine Unart nicht wieder gutgemacht und dem alten Evert sogar Unterkunft im Schlosse verschafft? . . . Wer wird denn so nachtragend sein! — Komm — legen wir uns noch ein Viertelstündchen ins grüne, grüne Gras! An solchen schönen Sommertagen friert mich immer zwischen den dicken Mauern des Schlosses . . .“

Sie wies auf einen alten Nussbaum, der auf der Wiese stand, und streckte sich im nächsten Augenblick auch schon unter seinem Schatten aus, die Arme reckend und die Hände unter dem Kopfe verschränkend.

„Nehmen Sie Platz, Erlaucht,“ sagte sie, eine Nipse abreibend und zwischen ihre Zähne steckend. „Ich bitte dich, Emich, sei kein dummer Junge. Setz' dich mal her zu mir und beichte! Hab' ich dich wirklich so tödlich beleidigt? Und wann?“

„Oft genug.“ Emich ließ sich an ihrer Seite nieder. „Ja wahrhaftig, oft genug. Aber du hast es selbst nicht gewußt. Wenn du mal ‚dummer Junge‘ zu mir sagst, nehm' ich dir das

nicht weiter übel; etwas anderes ist es aber, wenn du mich auch als dummen Jungen behandelst. Und das hast du mehr als einmal getan, und es hat dir auch noch Spaß gemacht. Es hat mich schon gekränkt, als ich in Quarta saß; da war ich bereits ein langer Schlaks und du warst noch ein sehr zartes und kleines Mädel. Dein Schuß kam erst nach den Masern — und von da ab bist du eigentlich immer unausstehlich zu mir gewesen, obwohl ich ...“

Nun stockte er, warf sich hintenüber in das Gras und nahm gleichfalls einen Blütenstiel zwischen die Lippen. Die gelbe Butterblume schaukelte sich über seinem Gesicht wie eine Lichtbringerin; aber der Schatten auf seinen Zügen und die mürrische Linie um die Mundwinkel verslogen nicht.

Ruth hatte sich auf die Seite gelegt und stützte den Kopf auf die rechte Hand, so daß sich ihre schlanken, weißen Finger in dem dunklen Haar vergruben. Sie lächelte wieder etwas spöttisch, aber in ihren Augen lag dabei auch ein Ausdruck von Neugier, eine Follette Frage, die ihre Rätselzeichen im schillernden Braun der Pupille sprühen ließ.

„Obwohl ich?“ wiederholte sie fragend. „Warum sprechen der Herr Graf nicht aus? ... Wenn du mir schon eine Vorlesung hältst, mußt du sie auch zu Ende führen.“

„Ach, Ruth, du lachst mich ja doch nur aus,“ sagte Emich flagend. Dann legte auch er sich auf die Seite und wendete sich ihr zu. Er schaute ihr groß in die Augen, und da wurde ihm wieder ganz heiß um das Herz. Er sah zwar den spottenden Schalk, der in den Winkeln ihrer Lippen zuckte, aber er achtete nicht darauf. Er betete ihre Schönheit an. Das Sonnenlicht, das im jungen Laub des Nussbaums sich mit zarten grünen Tönen mischte, legte einen feinen Oliveschimmer auf ihre Wangen und verdunkelte die kleinen Schattensflecke im Grübchen ihres Kinn, unter den Lidern und an den zierlich geformten Ohren. Und wie die schwarzen Härchen

ihre Stirn umkräuselten und an der Schläfe einen lustigen Strudel bildeten, in dem man das Weiß ihrer Finger schimmern sah! Und wie ihre Augen glänzten! Drei Farben-schichten schienen in ihnen übereinander zu liegen — ein mattes Grün und ein lichtes Braun und dahinter ein tiefes Schwarz, und durch diese Farbenskala blitzte zuweilen ein perlmutthelles Lichtchen. Nein, waren ihre Augen schön! Was war nicht schön an ihr? Hinter dem Granat ihrer Lippen leuchteten die schneeweissen Zahnräihen, frisch, tapfer und fest wie Eisen. Die Nase war griechisch gerade — Emich überlegte — ja, griechisch wie die der milesischen Venus, und wie sein wölbten sich die dunkeln Brauen auf der Stirn! . . .

„Emich, was starrst du mich an? — Emich, träume nicht, sondern beende deine vielversprechende Rede! . . .“

Ruth sagte das langsam, aber nicht mehr so spöttisch wie vorhin, und schaute auch ihn immer noch an. Und plötzlich glitt etwas wie hilflose Verlegenheit und leichte Scham über ihr Gesicht. Der Ausdruck, der in sein Auge getreten war, gefiel ihr nicht. Es huschte rot über ihre Wangen; sie richtete sich hastig auf, lachte etwas gezwungen und meinte, rechts und links mit beiden Händen in die Gräser und Blüten greifend:

„Emich, ich glaube, du bist wirklich noch ein rechter dummer Junge — — ja, bist du's? . . .“

Sicherlich war er es — wenigstens beging er im nächsten Augenblick eine große Dummheit. Er riss Ruth an sich und bedeckte, ehe sie sich noch wehren konnte, ihr Gesicht mit Küszen und stammelte dabei: „O Ruth, ich liebe dich so — so — so schrecklich! . . .“

Die Sonne lachte dazu, und es schien, als lugten ringsum aus allen Blütenkelchen auf grüner Wiese pausbäfige kleine Liebesgötter hervor, die sich mit der Sonne freuten über das durchgehende Herz Emichs. Die ganze Natur lachte.

Doch nicht Komteß Ruth. Komteß Ruth wurde grob. Komteß Ruth zeigte zunächst, daß sie Kraft besaß, denn im Nu riß sie sich aus der Umschlingung Emichs und gab ihm mit beiden Händen einen Stoß vor die Brust, so daß er an sich halten mußte, um nicht wieder rückwärts in das Gras zu fallen. Und dann sprang sie zornig auf und ihre Augen loderten und ihre kleinen Füße stampften die Erde — und dann sagte sie etwas, was den armen Emich rasch aus allen Himmeln stürzte und was auch nicht hoffähig klang. Sie sagte oder vielmehr rief:

„Ich glaube, du bist verrückt geworden, Bengel!“

Weiter nichts, und strich sich hierauf das wirr gewordene Haar von der Stirn zurück und klopfte die Grashälmchen ab, die noch an ihrer Kleidung hingen.

Die Entrückterung war groß, aber Emich verlor trotzdem nicht die Fassung. Er war sogar flug genug, ein freundlich lächelndes Gesicht zu machen, blieb ruhig sitzen und nickte Ruth zu.

Das verwirrte nun wieder die Komtesse.

„Emich — was soll denn das alles heißen?“ sagte sie. „Für solche Liebesscherze im Grünen habe ich kein Verständnis. Du verliebt in mich — ah bah, mein Junge, bilde dir doch nichts ein! Haben die Epauletten den Reisen um dein Herz gesprengt, mein armer eiserner Heinrich? ... Im Ernst: Laß künftig die Witze! Willst du einen Kuß von mir haben, so bitte hübsch artig darum — dann kriegst du einen. Aber nur einen Betternkuß.“

„Daran liegt mir gar nichts,“ antwortete Emich und lachte. „Ein geschenkter Kuß ist nicht viel wert, aber ein gestohlener ist Nektar. Auch Ambrosia, wenn du willst... Doch im Ernst, wie du dich ausdrückst: Verstehst du denn gar keinen Spaß?“

„Was heißt das: Spaß?“

„Herrgott — Spaß! Oder hast du mein Liebesstöhnen vielleicht für Ernst genommen? — Bon, Kusinchen, auch das soll mir recht sein. Gehen wir zu deinem Papa und melden wir uns als Verlobte an. Wann meinst du denn, daß die Hochzeit stattfinden kann? Wenn der Onkel uns das Jawort verweigert und dich enterbt, leben wir von meiner Gage. In Klempin sind die Wohnungen billig, und wenn du des Sonnabends selbst auf den Markt gehst —“

„Nun hör' auf!...“ Ruth stampfte von neuem mit dem Fuße auf. War sie vorhin zornig gewesen, so quoll jetzt der Urger in ihr empor. Es war empörend: Nur Spaß hatte er gemacht! Und war ihr wie ein verliebter Wilder um den Hals gefallen und hatte sie an sich gepreßt, daß sie noch die Spuren seiner Finger auf ihren Armen zu spüren meinte ... „Steh' endlich auf, Emich! Für die Zukunft verbitt' ich mir auch 'neine Späße — wenigstens solcher Art! Du verlangst Respekt für dich und hast keinen vor mir!“ ..

Emich erhob sich gemächlich.

„Also Frieden,“ sagte er. „Ich werd' es nicht wieder tun, Ruth. Ich bin ja kein Kleptomane — und auch die Küsse, die du mir als Geschenk zugedacht hast, erlaße ich dir verwandtschaftlich. Darf ich dir meinen Arm bieten?“

„Danke — wir wandelten ja bisher nicht Arm in Arm!“

„Auch gut, so gehen wir nebeneinander her wie Brüderlein und Schwesternle. Aber nun mach' kein so finsternes Gesicht, sonst denkt der Onkel, wer weiß, was! Und dabei haben wir eine Freudenpost in der Tasche ...“

Ruth antwortete gar nicht mehr, bis man am Schloße war. Sie hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen und zerzückte mit den Fingern unaufhörlich Gräser und Blätter. Emich aber tat, als sei er in sonnigster Laune, plauderte, scherzte und lachte. Erst, als er sein Zimmer betrat, fiel die lustige Maske von seinem Gesicht — und da merkte er

auch, wie weh ihm das Herz tat. Schwer hing es ihm in der Brust, als sei es eine steinerne Last, auf die fort und fort ein gewaltiger Hammer schlägt. Ihm war zum Weinen zumute und er konnte sich nur schwer beherrschen; er war wie im Fieber. So litt er unter seiner ersten Liebe ...

Aber als der nächste Morgen kam, war das törichte Herz ruhiger geworden und die Seele freier. Stundenlang hatte er am Abend wachend im Bette gelegen. Die „Fliegenden Blätter“ waren heute kein Heilstrost für ihn. Er hatte das Licht gelöscht und starrte mit heißen Augen in die Dunkelheit hinein. Und dann kam es wie eine starke Erschütterung über ihn, die an allen seinen Nerven zerrte und riß: Er mußte weinen, und weil er sich dieser kindischen Tränen schämte, bohrte er den Kopf tief in die Kissen, das Gesicht nach unten gewendet, die Hände krampfhaft geballt. Er schluchzte und ächzte und schrie immerfort in seinen Gedanken: „Ich liebe dich, ich liebe dich! Ich liebe dich wahnsinnig! Ich kann nicht leben ohne dich!...“ Schließlich wünschte er zu sterben ...

Aber er starb nicht. Er schlummerte auf naßgeweinten Kissen ganz ruhig ein. Und da stahlen sich aus dem Halbjahrsbande der „Fliegenden Blätter“, der wie gewöhnlich auf dem Nachttische lag, allerhand närrische Gestalten hervor: der kleine Moritz mit seiner Schreibmappe und der Herr Lieutenant und die Schwiegermama; der zerstreute Professor und der Afrikareisende und die Duellniige und Elfen und Feen und Kalifen und weise Wesire — eine große Masse dummen und klugen und lustigen Gesindels. Das schläng sich zu einem großen Reigen und umtanzte das Bette Emichs und gaukelte ihm einen tollen Zauberpuß vor. Da waren besonders zwei nackte geflügelte Bübchen, die schleppten einen Ambos herbei, setzten ihn auf die Bettdecke, holten ein blutrotes zuckendes Herz und begannen darauf zu hämmern, auf daß es fest werde.

Dicht davor standen die Schwiegermama und der Leutnant und die Schwiegermama sagte: „Das tut ein bißchen weh, aber es ist gesund, Herr Leutnant...“

Nun lächelte Emich im Traum, und das ganze fliegende Gesindel zerstob, weil es seine Pflicht getan hatte..

Freundlich wie immer konnte Emich der Kusine beim Frühstück die Hand reichen. Ruth sah etwas blaß aus und war mürrisch. Erst am Nachmittag wurde sie zugänglicher. Da fuhren die Gepäckwagen mit den Kisten und Kästen, die Emichs Equipierung enthielten, nach Klempin voran. Im Hotel Prinz von Preußen sollten sie abladen. Auf einem der Wagen saß auch Bob in verwachsenem Zivil. Er hatte am gleichen Tage wie Erlaucht, sein Herr, die Einberufung bekommen, aber nur als „ganz gemeiner“ Kürassier, wie er beim Abschied in der Gefindestube verkündet hatte.

Emich fuhr erst gegen Abend ab, nachdem er noch den Transport seines Goldfuchses — „Troylos“ hieß er — überwacht hatte. Graf, Gräfin und Komteß standen am Wagen. Frau Irmela zerdrückte ein heimliches Tränchen. Nun ging ihr Dickerchen in das Leben hinaus, das so tausend Gefahren bot.

„Behüt dich Gott, Dickerchen,“ schluchzte sie.

Der Graf strich sich über die Hahnentolle, glättete seine Favors und sagte: „Halte dich brav, Emich!...“

Am längsten hielt Emich die Hand seiner Kusine fest.

„Also Frieden — nicht wahr?“ fragte er noch zuletzt, als die Pferde schon anzogen.

„Ja natürlich — schon gut, Emich!“ antwortete Ruth.

Dann ratterte der Wagen die steingepflasterte Rampe hinab. Emich kutscherte und an der Wegbiegung senkte er noch einmal grüßend die Peitsche.

Die Gräfin betupfte mit ihrem Taschentuch die feuchten Augen

„Er hat doch sehr viel von seinem Vater," sagte sie. „Wie er da vorhin auf den Wagen stieg, so mit einem Ruck, und die Rockschöße auseinander nahm und sich etwas pluz hinsetzte, da sah er grade aus wie sein Vater. Der setzte sich auch immer so pluz hin... Ruth, mein Herz, was hat er dir denn von ‚Frieden‘ gesagt? Habt ihr euch gezaubert?"

„Ach, was werden sie denn," murkte der Graf, und die Komtesse erwiederte ruhig:

„Nein, Mama — wir haben bloß Spaß gemacht..."

5

Als der Herbst kam, hatte sich Emich beim Regiment bereits völlig eingelebt.

Klempin lag etwa zwei Fahrstunden von Stenzig entfernt und war ein unbedeutendes Aldeburgenstädtchen, in das nur das Regiment etwas Leben und Bewegung brachte. Auf dem Marktplatz, gegenüber dem alten Rathaus mit seinen niedrigen Arkaden, stand das Hotel Prinz von Preußen, dessen erstes Stockwerk das Offizierkorps für seine Kasinoräumlichkeiten gemietet hatte. Vom Markte aus zogen sich vier Straßen nach den vier Himmelsrichtungen hin; nach Westen die Stenziger Straße, die der Stolz Klempins war, denn sie enthielt die größten und schönsten Häuser, und in ihr wohnten die meisten Offiziere. Gleich voran an der Ecke des Marktplatzes der Kommandeur des Regiments, der Oberst von Hildringen, ein hübscher, stattlicher Mann, aber so arm, daß er es selbst als ein Wunder Gottes betrachtete, sich immer noch halten zu können. Er war Witwer, und seine drei Töchter führten ihm die Wirtschaft, niedliche und tapfere Mädchen, Mi, Mé und Ma genannt; doch getauft waren sie auf die Namen Annemarie, Meta und Margot. Dem Obersten gegenüber hauste der Etatsmäßige des Regiments, Major

von Blohme, der den Spitznamen „der rote Helfershelfer“ führte, denn er trug auf einer langen, hageren Gestalt einen kürbisförmigen Kopf mit brennendrotem Haar, und auch das Gesicht hatte gewöhnlich eine ponceaurote Färbung, und wenn der Major sich ärgerte, was häufig passierte, so wurde es purpurin. Es war merkwürdig, wie treffend auf diesen ewig galligen Menschen der Spitzname passte. Hätte man den Major in ein rotes mittelalterliches Gewand mit Puffen und Schlitzen und in rote Trikots gesteckt, so würde er genau wie ein gräßlicher Henkersknecht ausgesehen haben. Er erfreute sich allgemeiner Unbeliebtheit, nur sagte man es ihm nicht, denn er war im Gegensatz zu Hildringen sehr reich, hatte im letzten Feldzuge eine französische Herzogin geheiratet und war zudem ein Beter des Grafen Wiegel, auf dessen Gebiet das ganze Offizierkorps zu jagen pflegte ...

Weiter hinab die Straße wohnten noch andere Offiziere: im Hause des Bäckermeisters Ritschke der Eskadronchef Emichs, Rittmeister Graf Encken, ein liebenswürdiger und prächtiger Herr, dann Sassenhausen und dicht neben ihm, beim Regimentsattler Buggenau, der älteste Premier der Schwadron Emichs, Mac Lewleß. Das war ein Schotte; sein Vater war längere Zeit Gouverneur von Helgoland gewesen und hatte dort eine Deutsche geheiratet, eine Komtesse Pfuhl, die nach dem Tode ihres Mannes noch jahrelang mit dem Sohne zusammengelebt hatte.

Sassenhausen, Mac Lewleß und Emich waren das Dreieck, das man gewöhnlich beieinander sah. Emich hatte in derselben Straße zwei hübsche Zimmer beim Apotheker Koelle gefunden. Unten im Parterregeschoss lag die Apotheke; „Zum Mohren“ hieß sie, aber die schwarze Figur, die über der Türe stand, sah eher wie ein leidender Schornsteinfeger aus. Doch die Sauberkeit, die in dieser Apotheke herrschte, hatte Emich angelockt; es blinkte und blitzte alles, und denselben freundlichen

blitzblanken Eindruck machten auch Herr Koelle, Frau Koelle und Fräulein Rosamunde Koelle. Leider hatte letztere ein sehr verliebtes Gemüt und verschoss sich deshalb regelmäßig in die im „Mohren“ wohnenden Herren. Zuerst war es ein Referendar gewesen, dann ein Assistenzarzt zweiter Klasse und nun der Graf Schöningh. Den liebte sie am heftigsten, weil diese Liebe am aussichtslosesten war, und wenn sie am Fenster saß, und er ging vorüber, so griff sie stets nach dem Herzen und seufzte leise.

Emich ahnte von dieser verhaltenen Leidenschaft nichts. Er freute sich über seine hübsche Wohnung und hatte in der ersten Zeit genug zu tun, sie behaglich einzurichten. Auf Rat der Tante Irmela hatte er sich die nötigen Möbel aus Seesenheim kommen lassen, darunter fast die gesamte Einrichtung aus dem ehemaligen Arbeitszimmer seines Vaters. Es war keine sonderliche Pracht, aber in der Gesamtheit machte es doch einen recht behaglichen Eindruck. Als Emich zum erstenmal diese alten Möbelstücke wieder um sich sah, beschlich ihn ein halb süßes, halb wehmütiges Gefühl von Heimlichkeit. Er hatte die Einrichtung nach Möglichkeit so aufzustellen lassen, wie sie seiner Erinnerung nach im Zimmer seines Vaters gestanden hatte: in der Nähe des Fensters das große Zylinderbureau und darüber das Ölbild seines früh verstorbenen Schwesternchens, ein blasses Kindergesichtchen zwischen Spitzen und seidenen Kissen. Gegenüber der zweiteilige Schrank aus Mahagoni, der rechts eine Anzahl Gewehre, links ein paar Bücherreihen zeigte — dann das hochlehne Sofa und um den ovalen Tisch ein paar Sessel, mit dunkelgrünem Leder überzogen — an den Wänden die Bilder der Eltern, einige kolorierte englische Sportbilder, Geweihe und Waffen ...

Anfänglich hatte Emich der neue Dienst, den er kennengelernt, viel Freude gemacht. Doch als in den Wochen vor dem Manöver die Anstrengungen sich zu häufen begannen,

trat eine Ermüdung ein. Meist wurde schon zwischen fünf und sechs Uhr früh ausgerückt; auf der sogenannten Klempiner Heide fanden Regimentsexerzitien und Felddienstübungen statt, die oft bis zum Mittag währten. Am Nachmittag folgten sodann noch Instruktions- und Schießstunden und Appelle aller Art. Oberst von Hildringen, selbst ein passionierter Frontsoldat, nahm die jung ernannten Offiziere besonders scharf heran. Schon nach den ersten vier Wochen war Emich zu den Rekruten kommandiert worden, wo ihm freilich ein älterer Kamerad, Lieutenant von Stegemann, zur Seite stand. Er war oft so müde, daß er des Abends gar nicht mehr in das Kasino ging, sondern sich von seinem Burschen ein paar Butterbrote und ein Glas Bier holen ließ, um dann schleunigst sein Bett aufzusuchen. Vor allem ärgerte es ihn, daß er in der Überfülle des praktischen Dienstes sich eine geistige Erholung so gut wie gar nicht gönnen konnte. Er las gern, und die kleine Bibliothek, die er schon als Kadett sich anzulegen begonnen hatte, war sein Stolz. Zu den letzten Erwerbungen gehörten Freitags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die der Dichter damals gerade beendet hatte; aber sie standen noch unangerührt im Bücherschrank. Der Dienst nahm jedes Interesse im Anspruch..

Erst nach beendetem Manöver, das mancherlei unterhaltende Abwechslung geboten hatte, kam eine ruhigere Zeit. Sassenhausen, Mac Lewleß und Emich waren jetzt viel zusammen, und namentlich für Emich war der vertrautere Verkehr mit Gerald — so hieß der Schotte und so nannten ihn auch seine Freunde — von größter Bedeutung für seine Zukunft. Dieser merkwürdige Mensch hatte die Heimat seines Vaters nie gesehen. Er war auf Helgoland geboren worden, hatte durch seine Mutter eine völlig deutsche Erziehung genossen und sich auch nach dem Tode des Gouverneurs (er ertrank bei Gelegenheit einer stürmischen Bootsfahrt) in

Deutschland naturalisieren lassen. Mutter und Sohn hingen in rührender Liebe aneinander. Sie wohnte in Heidelberg mit ihm zusammen, wo Gerald Nationalökonomie und Geschichte studierte, und er wiederum war ohne weiteres bereit, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, sträubte sich auch keinen Augenblick, als sie ihm zu erkennen gab, wie gern sie es als alte Soldaten-tochter sehen würde, wenn er in die preußische Armee ein-treten wollte. Er wußte wohl, daß sie ihn dadurch nur noch enger mit der neuen Heimat zu verschmelzen wünschte, und es lebte auch ein gewisser Stolz in ihm, dem berühmten Heere anzugehören, das erst jüngst wieder im Kampfe gegen Frank-reich sich so unverweltlichen Lorbeer errungen hatte. In Klempin und auf den Gütern ringsum erinnerte man der alten Dame sich gern. Sie hatte auch hier ihrem Sohne die Wirtschaft geführt, bis ein rascher Tod die noch Rüstige hinweg-raffte. Sie erlag einer Lungenentzündung, der traurigen Folge einer vergnüglichen Schlittenfahrt.

Um sich zu zerstreuen, nahm Gerald damals längeren Urlaub zu einer Reise um die Welt. Er schwankte bei seiner Rückkehr, ob er nicht den Dienst völlig quittieren sollte, der ihn doch nicht so bis in das Tiefinnerste hinein ausfüllte, wie er gehofft hatte. Aber da dachte er wieder an die Tote und blieb.

Er war ein stark ausgeprägter Charakter und ein Mensch von Wissen und Bildung. Er beherrschte alle möglichen Sprachen und besaß neben einem flugen, scharf erfassenden Urteil ein tieffältiges Empfinden, frei von kleinlichen Vorurteilen und der Besangenheit der Zeit. Ein Geist wie der seine konnte auf eine so empfängliche Natur wie Emich nicht ohne Einfluß bleiben.

Sassenhausen war ein lieber Freund, ein treuer Kamerad und prächtiger Mensch, doch von ziemlicher Oberflächlichkeit. Ein Glas Sekt mit einem frischen Pfirsich und eine gute Zigarre waren seine Seligkeit; außerdem hatte er eine

Schwärmerei für hübsche Mädelchen, doch sie mußten blond sein und zaufige Stirnlöckchen tragen.

Die Tiefgründigkeit Geralds war ihm interessant, glitt aber spurlos an ihm ab. Anders war es bei Emich. Zuerst hatte das Empfinden, dem Freunde an Bedeutung in jeder Beziehung unterlegen zu sein, fast etwas Beschämendes für ihn. Und aus diesem Empfinden heraus entwicelte sich naturgemäß der Wunsch, der starken Eigenart Geralds näherzutreten zu können. Daß dies von heute zu morgen eine Unmöglichkeit, sah Emich selbstverständlich ein. Aber der Wunsch genügte doch schon, einen gewissen Ernst der Lebensauffassung in seine junge Seele zu pflanzen.

In den ersten Monaten war er fast allsonntäglich nach Sienzig hinüber geritten oder gefahren. Je inniger sich aber sein Freundschaftsverhältnis zu Mac Lewles ausgestaltete, um so mehr vernachlässigte er die Verwandten. Gerald benutzte die freien Sonntage zur Vollendung eines Werkes über Oliver Cromwell, das er vor langen Jahren begonnen und zu dem er ein ungeheures Quellenmaterial zusammengetragen hatte. Es machte Emich nun eine große Freude, ihm dabei zur Hand gehen und die im Kadettenkorps in mühseligen Privatstunden erlernten englischen Kenntnisse auffrischen zu können. Gerald hatte eines Tages scherzend gesagt, daß auch sein Französisch zu wünschen übrig lasse, und darüber war Emich so unglücklich, daß er beschloß, sich nach Konversationsstunden umzutun. Es war merkwürdig, wie sich mehr und mehr der Einfluß des Schotten vergrößerte. Das Band, das die beiden verknüpfte, war stärker als Freundschaft; es ähnelte dem kameradschaftlich gewordenen Verhältnis eines liebevollen Lehrers zu einem intelligenten Schüler. Auch etwas wie die Zärtlichkeit eines Vaters zum Sohne und die respektvolle Verehrung eines Sohnes zum Vater mischte sich hinein; und doch war Gerald nur ein Dutzend Jahre älter als Emich ...

Mitte November war Treibjagd in Stenzig. Das halbe Offizierkorps fuhr hinüber. Emich hatte abgesagt, aber ein Vate aus Stenzig brachte ihm noch am Tage vor der Jagd folgenden Brief:

„Geliebtes Dickerchen! Was soll denn das nun wieder heißen? Warum kommst Du nicht? Du hast doch sonst niemals eine Jagd versäumt? Hat Dir irgendeiner von uns etwas getan? Der Major sagte neulich einmal, Du hättest Anlage zum Philister und wärst ein Stubenhocker. Das ist mir aber wirklich neu. Tu mir die Liebe und komme morgen her. Der Onkel würde es sehr übel vermerken, wenn Du zu Hause bleibst. Ich habe ihm vorläufig Deine Abfage verheimlicht. Ich muß Dich auch einmal sprechen; in Stubbach geht irgend etwas vor. Küß, mein Dickerchen —

Deine alte Tante J.“

Das J war lang über die ganze Seite ausgezogen — ein graphologischer Beweis dafür, daß die Tante in Erregung geschrieben hatte. Da gab es freilich kein Bögern mehr.

„Schöne Grüße den Herrschaften,“ sagte Emich zu dem wartenden Boten, „und ich würde pünktlich zur Stelle sein.“

Dann kleidete er sich um und ging zu seinem Rittmeister, um sich Urlaub zu erbitten. Das waren nur ein paar Schritte. Vor dem Hause, in dem Graf Enden wohnte, hing eine große goldene Brezel über der Tür. Der Bäckermeister Nitschke ersetzte auch den Portier. Stand er nicht selber in gestickten Morgenschuhen vor der Türe, so saß seine dicke Frau am Fenster und kontrollierte das Straßenleben. Sie sah Schöningh schon kommen und öffnete das kleine Schiebefensterchen oberhalb der Auslage.

„Tag, Frau Nitschke! Der Herr Graf zu Hause?“

„Tag, Erlaucht! J ja wohl, der Herr Graf sind zu Hause. Eben aus der Reitbahn gekommen und haben noch ein paar frische Mohnwederen für die Kleinen mitgenommen. Erlaucht

ist wohl gar keine Wohnwecken mehr? Früher hat der Bursche immer dreie geholt. Oder ist Erlaucht der alten Nitschken am Ende gar untreu geworden?"

Emich beschwore lachend, daß er Mutter Nitschke bis zu seinem seligen Tode die Treue wahren würde, und trat dann in das Haus. Er war erst ein halbes Jahr in Klempin und kannte bereits die ganze Einwohnerschaft. Alles trug hier noch den Stempel einer gewissen patriarchalischen Gemütlichkeit. Im „Prinz von Preußen“ tagte ein paarmal in der Woche die „Bürger-Ressource“; dort fanden sich zuweilen auch die Offiziere ein, und am Stiftungstage wurde sogar das ganze Offizierkorps geladen. Da saß denn der Bürgermeißer neben dem Obersten, und unten am Tische saßen die jüngsten Leutnants, die Fähnriche und Avantageure zwischen den Kommis aus der Buchhandlung, dem Provisor aus der Apotheke, dem Stadtschreiber und dem langen Sohn des Konditors Fliederborn, der dem Herrn Papa zur Hand zu gehen pflegte, wenn man nach der Reitstunde schnell ein Glas Grog bei Fliederborn trank. Als Schöningh in die Ressource eingeführt wurde, begrüßte ihn ein kleiner Mann mit großer Nase besonders lebhaft und freute sich, ihn kennenzulernen: das war der Schneidermeißter Wiesel, dem Emich am Tage vorher ein paar Hosen zur Reparatur zugeschickt hatte. Der Kastengeist fand keine Anhänger in Klempin. Nur Herr von Blohme hieß sich geflissentlich zurück und wurde am Stiftungsfeste der Ressource regelmäßig trank . . .

Als Emich bei seinem Rittmeister vorgelassen wurde, fand er den Grafen bei einer merkwürdigen Beschäftigung. Encken lag der Länge nach auf dem Teppich ausgestreckt, und ihm gegenüber lag seine kleine, dralle und rosige Frau. Beide hatten einen Münchener Bilderbogen vor sich und tuschten ihn an, während rechts und links davon ein zweijähriges Mädchen und ein dreijähriger Junge saßen und

ganz still, aber mit großen Augen das werdende Wunderwerk betrachteten.

„Grüß Sie Gott, liebster Schöningh,“ sagte Enden. „Schnallen Sie den Pallasch ab und legen Sie sich zu uns! ... Halt da — treten Sie mir nicht in das Karmesin! Ach so, Sie wollten bloß meiner Frau die Hand küssen! ... Wieze, du darfst jetzt nicht aufstehen! Wenn wir die Seeschlacht bei Abukir nicht fertig kriegen, heult Friize wieder. Schöningh, ich sage Ihnen, so ein Junge war noch gar nicht da! Was der für ein malerisches Talent hat — es ist fabelhaft! Alles will er bestellt haben — und geschieht's nicht auf der Stelle, so heult er. Ein ganzer Charakter. Meine Frau meint, er wird einmal ein Phidias werden...“

„Apelles,“ korrigierte die kleine Gräfin lachend; „Phidias war ein Bildhauer.“

„Also Apelles. Übrigens ist das schon so lange her, daß man vorsichtig eine Verwechslung begehen kann. Kinder, nun malt alleine weiter; ich habe eine dienstliche Meldung in Empfang zu nehmen.“

Aber das war Friz, dem Maler, wie auch seinem Schwesterchen Hilde höchst gleichgültig. Sie erhoben ein großes Geschrei, als der Papa aufstehen wollte. Die Gräfin wurde verlegen, schämte sich der Unart ihrer Kinder und wollte das Fräulein rufen. Doch Schöningh kam ihr zuvor. Er kniete bereits gleichfalls am Boden und tuschte mit. Während er mit dem Pinsel blaue Wogen malte, brachte er sein Anliegen vor.

„Herr Rittmeister, ich möchte gehorsamst für morgen um Jagdurlaub gebeten haben,“ sagte er. „Es steht nur Stiefelappell im Dienstbuch...“

„Aber versteht sich,“ erwiderte Graf Enden und tuschte dem Admiral Nelson eine rote Nase. „Nach Stenzig — nicht wahr? Ich fahr' auch hinüber — meine Frau kommt nach.“

„Ich bin ganz erstaunt, daß diesmal Damen zum Diner geladen sind,“ bemerkte die Gräfin. „Otto, du mußt mehr Wasser in die Farbe nehmen; was hat denn dein Admiral für ein Gesicht bekommen?!"

„Wenn ich mir eine Ansicht gestatten darf,“ sagte Emich, „so möchte ich untertänigst behaupten, daß der Admiral zu viel getrunken hat. Und auch sein Säbel sieht merkwürdig rot aus.“

„Das ist Blut, Schöningh.“ Enden fuhr mit dem Pinsel noch einmal über das Schwert des Seehelden. „So, nun tropft die Klinge ordentlich!... Mieze, jetzt schmeiß' die Kinder' raus! Ich kann nicht mehr. Mir tut der Rücken weh... Fritze, nicht geheult! Hilde, wisch dir deine Farbenpfütchen nicht an der reinen Schürze ab! Fritze, laß die Pinsel liegen! Hilde, du sollst die Finger nicht in die Tusche stippen! Geeses, was hat man an den Kindern zu erziehen! Maus mit euch! Wo steckt denn Fräulein Marie?!"

„Sie kommt ja schon,“ sagte die Gräfin begütigend. Fritz, der Maler, verzog bereits wieder das Mäulchen, und auch Hilde machte ein sehr unglückliches Gesicht...

Graf Enden hatte die Tochter eines bürgerlichen Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft geheiratet. Man spöttelte viel über die „Schlichtheit seines Gemüts“; und in der Tat, der Rittmeister war keine Leuchte. Aber er war ein liebenswürdiger Cavalier und ein unendlich gutmütiger Mensch. Emich verkehrte gern bei ihm. Das Endensche Familienleben stand im strikten Gegensatz zu dem Hause Blohme. Dort frisch quellende Natur und hier steifödes Gradehalten, das jede freie Bewegung verbot.

Es war noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Mittagessen. Emich wollte Sassenhausen abholen, sprach aber vorher noch einmal bei Gerald vor. Mac Lewleß bewohnte ein kleines villenartiges Häuschen, das etwas hinter die Straßenfront

zurückgebaut war und einen hübschen Garten hatte. Die beiden Kastanien vor der niedrigen Treppe, die zur Haustür führte, hatten ihr Laub noch nicht völlig abgeschüttelt, aber bei jedem Windstoß rauschte und raschelte es von den Bäumen.

Mac Lewles war am Vormittag dienstfrei gewesen und hatte an seinem Cromwell-Werke gearbeitet. Seine sogenannte Bibliothek war ein merkwürdiger Raum, eine Art Garten-saal mit drei Fenstern, alle Wände mit Büchern tapeziert, die ziemlich ungeordnet auf gewöhnlichen, nicht einmal gestrichenen Regalen aus Tannenholz standen. Die Mitte des Zimmers nahm der Schreibtisch ein: eine mächtige, glatt gehobelte Platte, die auf zwei Bockslüren ruhte. Eine Ecke des großen Raumes war durch einen mehrteiligen Wand-schirm vom Ganzen abgetrennt. Hinter dem Schirm stand ein eisernes Feldbett, daneben eine Wanne und ein Wasch-tisch. Hier schlief Gerald. Er lebte wie ein Lazdämonier. Materielle Bedürfnisse gab es überhaupt nicht für ihn. Es war ihm gleichgültig, was er aß und trank.

„Du Donnerwetter,“ sagte er, als Emich eintrat; Schöningh war der einzige, der unangemeldet vorgelassen wurde. „Ich warte soeben bis an die Knöchel im Blute von Marston-Moore — da bist du mir eine doppelt willkommene Abwechslung. Setz dich, my boy!“

Er selber war aufgestanden: ein Recke, riesig gewachsen, mit breiten Schultern, großen Händen und Füßen. Und seltsam genug wie die ganze Erscheinung war auch sein Anzug. Er trug weißlederne Reithosen und nichts an den Füßen. Barfußlaufen war seine Passion, doch er frönte ihr nur in der Einsamkeit seiner Bibliothek. Um den Oberkörper hatte er ein schottisches Plaid geschlungen

Aber man vergaß das Näärrische dieses Aufzugs, wenn man Gerald in das Gesicht schaute. Es war nicht schön, etwas zu frisch von Farben und mit Sommersprossen übersät. Doch

die Stirne stolz, frei und edel, von schlichtem, rotblondem Haar umrahmt, und darunter ein paar leuchtende Augen — herrliche Augen, grün und tief wie die stillen Seen zwischen den Bergen Schottlands, gut und klug. Diese Augen beherrschten das Gesicht, beherrschten das ganze Außere.

„Du verzeihst,“ fuhr Gerald fort und deutete auf sein Kostüm. „Am liebsten säß' ich nackt bei der Arbeit. Mir ist immer heiß. Aber ich respektiere das neunzehnte Jahrhundert und die Ehre von Klempin... Was führt dich her? Nur der Wunsch eines Guten-Tags oder Wichtigeres?“

„Wichtigeres, Gerald — wenigstens für mich. Ich habe eine Bitte an dich: Komm morgen mit nach Stenzig.“

„Zur Jagd? Nein, mein Junge, ich jage nicht mehr. Es widert mich an. Ich erzählte dir gelegentlich schon, warum. Es mag albern klingen und hyperempfindsam — es ist mir egal. Und was soll ich in Stenzig ohne Schießprügel und Waidmannslust?“

„Märrische Frage, Gerald. Bist du da in Feindeslager?“

„Gewiß nicht. Aber ich weiß auch nicht, ob ich gern gesehen werde.“

„Dann würde man dich doch nicht einladen!“

„Warum soll man mich kränken? Dazu liegt kein Grund vor. Auch Blohme wird eingeladen und ist wenig beliebt. Nur sagt er nicht ab wie ich.“

Emich schüttelte den Kopf. Es war immer schwer, mit Gerald über die Eigenart seines Empfindens zu streiten. Seine selbständige Innerlichkeit verführte ihn zuweilen zu einer gewissen Schroffheit des Urteils. Doch nun lachte er, da er das verstimzte Gesicht des Freundes sah, und schlug ihm auf die Schulter.

„Läß mich bei Cromwell“, sagte er, „und seinen Leuten. Ihr Puritanertum liegt mir zwar nicht, aber es ist doch eine ganz gute Gesellschaft. Du kennst mich ja, Emich. Ich fühle

mich wohler bei meiner Arbeit als bei der Schüsseljagd. Es sind Damen dabei, wie ich höre, und ich habe immer einen schlechten Geschmack auf der Zunge, wenn ich Süßholz raspeln muß.“

„Sei ehrlich, Gerald: Du hast etwas gegen Ruth.“

Mac Levee sah Emich scharf in die Augen. Dann wendete er sich achselzuckend ab.

„Aber Gott bewahre,“ erwiderte er. Und ohne Übergang begann er wieder von seiner Arbeit zu sprechen und zeigte Emich ein Kartonblatt mit einem Gewirr von schwarzen, blauen und roten Strichen. Das war die Stellung der Heere bei Marston-Moore. Nun wußte Emich, daß das Thema Stenzig erledigt war. — —

Es war ein wundervolles Jagdwetter am nächsten Tage. Als Emich zu früher Stunde geweckt wurde, hörte er lautes Hundegebell auf der Straße und sah, an das Fenster tretend, daß die Meute des Regiments ins Freie getrieben wurde. Da hätte er beinahe eine Dummheit gemacht! Er hatte die Jagdeinladung gar nicht weiter durchgelesen, sich sein Gewehr instandsetzen lassen und dem Burschen gesagt, er möchte den Krümperwagen für ihn bestellen. Und nun sah er, daß man in Stenzig eine Heze abhalten wollte, keine Treibjagd, wie er geglaubt hatte. Major von Blohme ritt sogar schon im roten Jagdfrack vorüber; er und die Grafen Enden und Kiepert waren die einzigen Offiziere, die sich einen Jagdfrack gestatteten, aber Kieperts Rotrock war schon mehr patinagrün: er hatte allzu häufig Bekanntschaft mit dem Schlammwasser in der Strehnitzer Furt gemacht. Infolgedessen roch Graf Kiepert auf den Parforcejagden auch gewöhnlich nach Benzin ...

Das Rendezvous fand am sogenannten Jägerhäuschen statt. Das war ein niedliches Blockhaus auf einer Lichtung

im Stenziger Walde, mit einer großen Halle, in der das Frühstück serviert wurde. Nach hinten heraus wohnte ein unverheirateter Förster, den romantisch gesinnte Damen um seine föhlliche Waldeinsamkeit beneideten.

Um neun Uhr hatte sich das „rote Feld“ zusammengefunden. Das war in diesem Falle kein ganz zutreffender Ausdruck, denn die Rotröcke waren zu zählen. Die meisten trugen ihre ältesten Koller und Überröcke oder Lodenjoppen zu ihren weißen Uniformbeinkleidern und hohe Stiefel. Tadellos jagdmäßig equipiert war eigentlich nur Herr von Blohme. Auf seine Veranlassung hatte das Regiment auch vor drei Jahren die Meute angeschafft, für deren Unterhalt und Ausbildung er die größte Summe beisteuerte. In seinem flammenden Jagdrock sah er mehr denn je wie der „rote Helfershelfer“ aus. Mit großen Schritten stolzierte er in der Halle umher und musterte die Neuankommenden. Seine scharf geschnittenen Lippen, über denen der rötliche Schnurrbart sich sträubte, zuckten unaufhörlich. Skandal, wie man aussah — die reine Maskerade, aber keine Jagdgeellschaft! Und er beschloß, die Begründung einer Kasse für einheitliche Jagdequipierung des Offizierkorps in A uregung zu bringen ...

Jäger und Diener servierten an langen Tischen das Frühstück. Durch die Fenster quoll helles Sonnengold und streute seine Lichter zwischen das Tannengrün, das die Wände schmückte. Im großen Kamin flackerte und knisterte ein Feuer, denn trotz Sonne und Windstille war es kalt. Die Unterhaltung schwirrte auf und nieder, und draußen läßt die Meute.

Nach neun Uhr erschienen noch ein paar Gutsbesitzer aus der Umgegend, auch Herr von Rieckow — der vierte Rotrock. Dann ratterte ein Wagen vor das Blockhaus: der Jagdherr und neben ihm zu Pferde Komtes Ruth. Sie war nicht die einzige Dame, die die Jagd mitreiten wollte. Auch

Frau von Blohme war in elegantestem Dresz erschienen: eine zierliche kleine Französin mit Kohlenstrichen unter den schwarzen Augen und einer dicken Wuderschicht auf dem hübschen Gesicht...

Man ließ Gulhas und Sherry stehen und erhob sich, Graf Wiegel zu begrüßen. Er war im Pelz; wahrscheinlich sollte ihm Herr von Riebow oder der Major wieder die Leitung der Jagd abnehmen. Aber nein; er hat Schöningh darum, ihn zu vertreten. Das war verständlich, denn Emich war der nächste Verwandte seines Hauses. Herr von Blohme ärgerte sich dennoch darüber. „Scheint mir nicht recht passend zu sein,“ flüsterte er dem Obersten zu, der in seinem alten Flauschrock wie ein Knecht Ruprecht aussah. „Finden der Herr Oberst nicht auch? Schöningh ist unser jüngster Lieutenant...“ „Aber der Neffe Wiegels,“ antwortete Hildringen, der mit dem Major stets auf dem Kriegsfuße stand; „vielleicht macht er seine Sache grade so gut wie Sie, lieber Herr von Blohme...“

Graf Kiepert war Master. Sassenhausen meinte, bei ihm brauche man nur dem Benzingeruch zu folgen. Dann ging es los. Emich war etwas in Aufregung. Er wußte noch nicht so recht Bescheid. Aber Ruth hielt sich an seiner Seite und gab ihm die Stichworte. Ein feister Damhirsch war ausgesetzt worden. Die Pikkore bliesen, und da sie ungeübt waren, so gab es ein wahrhaft höllisches Konzert, das in den Ohren der Jäger jedoch lockend und lieblich klang. Und fort brausle die wilde Jagd...

Es war keine Parforcejagd wie im grünen England zur Zeit der Hunting-Season oder in Pommern und Mecklenburg oder im Königlichen Grunewald bei Berlin: Bei aller „Korrektheit“ hatte Graf Wiegel das doch noch nicht fertig gebracht. Es ging ein bißchen wild und regellos zu, und das kupierte Gelände erschwert die Jagd sehr. Über den Jägern machte

das wenig. Hier unten im märkisch-schlesischen Winkel war man nicht allzu verwöhnt; man hatte vier Beine unter sich und die Sonne schien: das war die Hauptsache.

Ja, die Sonne schien und herrlich war es in den Tiefen des Waldes, in dem das flüchtende Tier Schutz gesucht hatte. Der Tau schillerte noch in den rostigen Gräsern, und das bunte Laub deckte über Weg und Steg seine farbigen Teppiche... Allen voran war Frau von Blohme, eine lecke Reiterin, wagemutig und firm im Sattel und immer mit den schwarzen Augen kostette Blicke verschließend. Herr von Riechow hielt sich, solange es anging, neben Ruth. Aber er ermüdete bald; als das Terrain sumpfig und unbequem wurde, stoppte er. Jetzt schoß Sassenhausen vor. Auf diesen Augenblick hatte er nur gewartet. Er war seit heute früh seinen blonden Idealen untreu geworden; es gab doch auch schwarze Bottelsöpfchen, die entzückend waren!...

Emich hielt sich brav. Er war bald hier, bald da und zeigte sogar dem Major von Blohme unteränigst eine Schneise im Walde, durch die er in kürzester Linie nach der Strehnißer Furt kommen konnte, von der aus das Geläut der Meute ertönte. Über auch Blohme parierte plötzlich seinen Gaul und ließ ihn in Schritt fallen.

„Da unten iss's mir zu feucht,“ meinte er. „Bleiben Sie ein bißchen an meiner Seite, Schöningh — ich möchte mal ein paar Worte mit Ihnen sprechen!“

Emich fuhr mit der Hand an die Mütze. Das klang ja wie ein dienstliches Kommando. Er drängte sein Pferd an den starknochigen Rappen Blohmes heran.

„Herr Major befehlen?“

„Nee — nicht befehlen, Schöningh. Bloß ein paar Worte im Vertrauen. Sie haben sich da in letzter Zeit ziemlich eng an Mac Lewlesz attachiert, kommen häufig mit ihm zusammen — nicht wahr?“

„Zu beehlen ja, Herr Major — Mac Lewleß ist mir ein lieber Freund.“

„Dagegen läßt sich nichts sagen. Trotzdem — einen Knatschlag, Schöningh. Ich möchte, daß Sie einmal ein besserer Soldat würden als Mac Lewleß. Das Studieren und Überden-Büchern-sigen hat bei einem Gelehrten seine Berechtigung. Aber Sie sind zum Teufel kein Federfuchs, sondern Soldat. Und haben doch zunächst als Soldat noch eine ganze Menge zu lernen. Nicht war, Schöningh?“

„Das hab' ich gewiß, Herr Major. Aber verzeihen Herr Major: Ich glaube, daß ich auch als Soldat bisher meine Schuldigkeit getan habe.“

Blohme brannte sich eine Zigarette an,

„So urteilt allerdings auch Ihr Rittmeister,“ antwortete er. „Aber seine Pflicht zu tun, genügt nicht immer. Nein, genügt nicht immer. Auch Mac Lewleß tut seine Pflicht und ist doch nur ein recht mittelmäßiger Soldat. Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Graf Schöningh. Entweder man ist ein ganzer Soldat, ist's mit Leib und Seele, oder man läßt's überhaupt sein. Zwitterwesen sind nirgends gut. Wollen Sie sich späterhin einmal zur Akademie vorbereiten, dann ist es schon anders. Vorläufig müssen Sie erst den praktischen Frontdienst aus dem Effeff kennenlernen . . . Und dann noch eins, Schöningh. Ziehen Sie sich zugunsten eines einzelnen nicht allzusehr von den übrigen Kameraden zurück! Kommen Sie des Abends öfters in das Kasino! Seien Sie fröhlich mit den andern — Herrgott, Sie sind ja doch noch ein blutjunger Mensch! Hauen Sie einmal über die Deichsel — was schadet's?!...“

Und dann warf er seine Zigarette in die Luft und fügte noch hinzu: „Verstanden, Schöningh?“

Emich blieb nichts weiter übrig, als abermals an die Müze zu greifen und zu erwidern:

„Zu befehlen, Herr Major!“...

Blohmé nickte und setzte seinen Rappen von neuem in Galopp. Bald war man wieder hinter der Meute, die einen unglücklichen Hasen aufgestöbert und sich verbessert hatte. Master und Pikenjäger jagten um sie herum, fluchten, schimpften und wetterten und suchten sie auf die rechte Fährte zu lenken. Es war ein greulicher Spektakel, in den Emich hineingeriet. Und er fluchte, schimpfte und wetterte mit, und dabei zuckte unaufhörlich die Frage durch sein Hirn: Wenn der Major nun recht hatte? wenn er wirklich nicht zum Soldaten taugte?...

Im Gestüpp unweit der Strebniitzer Furt stürzte der Master. Sassenhausen und Enden gerieten vor der sich im Dickicht des Unterholzes wälzenden Masse in das Gedränge. Ihre Gäule scheuteten und wollten ausbrechen. Auch Sassenhausen und Enden kamen zu Fall; die herrenlosen Pferde jagten in den Wald hinein. Plötzlich erscholl ganz in der Nähe die Wasserfanfare. Der Hirsch hatte sich in Todesängsten in den kleinen See am Strebniitzer Forsthaus gestürzt. Frau von Blohmé raste wie eine Wahnsinnige heran — ein gellender Aufschrei — da lag auch sie schon am Boden, und ihr Schimmel streckte alle vier Beine in die Luft. Aber dem Aufschrei folgte ein helles und lustiges Lachen; die Majorin stand sofort wieder auf den Füßen — in mattgrauen Trilots und lackledernen Stulpenstiefeln: ihr ganzer Jagdrock war ihr im Sturze von den Hüften gerissen worden. Zu gleicher Zeit klirrte das Halali durch den Wald. Emich hatte den Hirsch gedeckt — der Oberst und zehn andere waren hinter ihm — wie toll stürmte die Meute herbei, und schließlich gab der Oberst, vom Gaule springend und in der Pose des Fechters von Ravenna, den Fang ...

Die Jagd, die sich bis gegen zwei Uhr hingezogen hatte, war beendet. Und es war gut, daß sie nicht länger währte, denn der Himmel hatte sich inzwischen bedeckt und es begann

leise zu rieseln. Trotzdem wurde vorschriftsmäßig Rüttree geblasen und der Bruch verteilt. Dann ging es langsam zurück nach Stenzig.

Sassenhausen und Frau von Blohme mussten auf einen Leiterwagen klettern; ihre Pferde waren noch nicht eingefangen worden. Aber die Majorin amüsierte sich sichtlich darüber; sie hatte sich mit ihrem zerrissenen Rocke drapiert, so gut es anging, und kostettierte mit Saß. Blohme wütete heimlich; seiner steifen Grandezza widersirebten die burschikosen Allüren gründlich, die seine Gattin zuweilen zur Schau trug. Allerdings zuweilen nur — nämlich stets, wenn sie sich durch Morphium angeregt hatte. Dann ließ sie die Würde der Herzogin von Candagne fallen und ähnelte mehr einer Grisette aus dem Quartier latin . . .

Das Geriesel wurde auf dem Rückwege zu strömender Flut. Man schonte die müdegehetzten Pferde nicht, um baldigst unter Dach und Fach zu kommen. Herr von Niezow hielt sich wieder dicht neben Ruth und hatte ihr seinen Gummimantel um die Schultern gehängt. Am Parkeingang gab Emich seinem Goldfuchs die Sporen: er wollte der erste auf der Rampe sein.

Unter dem Portal stand schon die Tante und hielt einen Regenschirm schräg vor sich, um dem sprühenden Guß zu wehren.

„Tag, Dickerchen!“ rief sie Emich entgegen. „Gut, daß du da bist, Jungel! Es ist Besuch für dich eingetroffen. Rat' einmal, wer!“

„Ja, wer? ! Tantchen, auf Rätsel und Rösselsprünge versteht' ich mich schlecht!“ Er sprang vom Pferde und warf die Zügel dem Reitkenech zu. „Gut abreiben, Fritz, und erst in einer halben Stunde futtern! . . . Tantchen, wer? Spann' mich nicht auf die Folter!“

Gräfin Irmela schob ihren Regenschirm zur Seite und klappete ihn zu. Und da tauchte hinter der Seidenhülle ein braunes Gesicht auf, ein lachendes, wohlbekanntes Gesicht mit dunkeln, lebhaften Augen und zierlich gespitztem Schnurrbärchen auf der Oberlippe.

„Veresco!“ schrie Emich. Und dann fielen sich die Freunde in die Arme.

6

Regen und Sturm rasten gewaltig. Im Park tanzten und wirbelten die Blätter durch die Luft; das trockene Geäst knackte und krachte, und der kleine stille Weiher peitschte sein grünes Wasser weit über den Uferrand. Um so behaglicher war es im Schlosse. Die geladenen Regimentsdamen waren in drei großen geschlossenen Kutschen aus Klempin herübergekommen; die Jagdgäste, die ihre Koffer mit dem Krümperwagen vorangeschickt, hatten ihre Anzüge gewechselt — man sah nur noch blaue Koller, Fracks und seidene Roben. Frau von Blohme allein hatte sich zurückgezogen. Sie hatte ganz plötzlich ihr „heulendes Elend“ bekommen, wie Graf Kiepert sich respektlos ausdrückte, einen ihrer hysterischen Anfälle, die gewöhnlich damit begannen, daß sie ihrem Gatten in französischer Sprache die schmählichsten Beschimpfungen in das Gesicht schleuderte. Sie war in das Boudoir der Gräfin Irmela geschafft worden, hatte um eine Flasche Champagner gebeten und schief nun deren Wirkung aus, während der Major, hochaufatmend in dem Bewußtsein, ein paar Stunden Ruhe zu haben, zur Gesellschaft zurückkehrte

Gespeist wurde im großen Saale, einer schönen, hochgewölbten Halle, die den Hauptteil des ältesten Schloßbaues einnahm und erst vor kurzem restauriert worden war — einem mächtigen Raum, dessen Strebepfeiler Rüstzeug und Waffen schmückten und dessen tiefe Fensternischen, in denen Tische

und Bänke aus schwerem Eichenholz standen, zu traurlicher Zwiesprache einzuladen.

Graf Wiegel benützte die Jagdgelegenheit, praktisch, wie er immer war, sich zugleich eines Teiles seiner gesellschaftlichen Verpflichtungen zu entledigen. So war denn das Essen vornehm und reichhaltig und erinnerte eigentlich nur in der Wahl der Suppe — Erbsenpuree mit Schweinsohren — an das sonst übliche Weidmannsmahl. Auch erschienen Jäger und Diener bei dem Servieren in großer Gala, erstere mit silbernen Bandelieren und Hirschjägergürteln, letztere in Fangschnüren und Kniehosen; Franz, der erste Kammerdiener, aber stand als Haushofmeißler in der Mitte des Saales und gab mit stummen Gebärdens seine Anweisungen. Es war wieder einmal alles außerordentlich korrekt.

Eine ganze Anzahl jüngerer Herren mußte sich ohne Damen behelfen. Auch Emich — und er war glücklich darüber. Er saß neben Veresco, der auf der andern Seite Sassenhausen zum Nachbarn hatte. Das hatte die Gräfin so angeordnet, weil sie sich denken konnte, daß sich die drei Kadettenkorpskameraden tausend und eins zu erzählen haben würden. Und so war es auch. Von der Suppe an wurde Veresco von rechts und links mit Fragen bestürmt.

„Nur chronologisch, Kinder,“ sagte er, „und erst ein Glas Portwein. Seit drei Tagen lebe ich in beständiger Hatzjagd. Also denkt euch: Die Revolution ist da! Unten bei uns, meine ich — in Illyrien. Es hat diesmal länger gedauert, als wir alle geglaubt haben, aber nun ist sie da — und vor ein paar Tagen erhielt ich von meinem Papa ein Telegramm: ‚Abschied einreichen, herkommen, brauchen dich! . . .‘“

„Siehst du,“ fiel Sassenhausen ein, „was hab' ich dir damals gesagt — weißt du, als wir bei Hiller den Sricoccio franken? Das Wort hab' ich nicht mehr vergessen, obwohl es mir immer noch ein bißchen schwer von der Zunge will.“

„Wär“ auch eine tödliche Beleidigung, Saß; den Sricoccio
oergibt man nicht... Ja, eine Hetzjagd war es. Ich mußte
selber zu Majestät, ach, und wie lieb und gütig war der alte
Herr! Er hat mir die Backen gestreichelt und mich vorläufig
nur à la suite stellen lassen; wenn die Geschichte unten in
Ordnung wär', meinte er, würde ich vielleicht doch wieder-
kommen. Aber ich glaube, diesmal wird nicht allzu leicht
Ordnung zu schaffen sein. Habt ihr die Anfangsstadien des
Kriegs zwischen Russland und der Türkei verfolgt?“

„Versteht sich,“ erwiderte Emich; „schon aus Interesse für
dich und Illyrien.“

„Na also. Es wird einen Heidenspektakel geben, Kinder.
Rumänien hat sich bereits auf die Seite Russlands gestellt;
der Fürst von Serbien ist vom Sultan abgesetzt worden, sitzt
aber trotzdem noch immer auf seinem Thronchen. In Thessa-
lien, Mazedonien und Kreta gärt es gewaltig, und bei uns
in Illyrien organisiert ein russischer Fürst auf sy die Miliz...
Unter uns: Der allzu enge Anschluß an Russland ist nicht
nach meinem Geschmack. Der Sar steckt uns eines Tages
in die Tasche und ist damit einen Schritt weiter nach Kon-
stantinopel vorgerückt. Das Beste wäre, man gäbe uns
einen preußischen Prinzen als Regenten, wie den Rumänen.
Und nun schenk' mir ein Glas Rotspon ein, Emich! Gott,
ist das eine Hetzjagd!...“

Zwischen jedem Gange nahm er seine Erzählung wieder
auf. Schon bei Beginn des Russisch-Türkischen Feldzuges hatte
eine Militäremeteute Midhat-Pascha, den Gouverneur von
Illyrien, aus der Landeshauptstadt Garica vertrieben. Der
Ministerrat hatte den alten Marquis Veresco für die Zeit
des Provisoriums zum Regenten erwählt, und Veresco hatte
nichts Eiligeres zu tun gehabt, als — zum wievielten Male
innerhalb der letzten fünfzig Jahre!? — Illyrien, das bisher
als Vilajet der Türkei verwaltet wurde, für selbständig zu

erklären. Daß er Rückhalt an Russland suchte, war nach Lage der Dinge nur natürlich; und die Russen ließen sich auch nicht weiter nötigen — binnen kurzem waren sie die Herren im Lande. An den Grenzen und in den Bergen aber wütete trotz der russischen Besetzung noch ein erbitterter Kampf; da hatten sich die landeingesessenen Mohammedaner empört, und es kam zu grausamen Metzeleien . . . „Kurzum, liebste Freunde,“ schloß Veresco, „der ganze Balkan steht wieder einmal in Flammen. Fragt mich nicht, was das Ende sein wird — ich weiß es nicht. Ich weiß nur das eine: Auch Russland wird uns nicht glücklich machen. Ihr könnt euch denken, mit welcher Sehnsucht es mich nach der Heimat zieht. Aber euch mußt' ich noch Lebewohl sagen. Und da sezt' ich mich denn auf die Bahn und fuhr schnurstracks nach Klempin. Natürlich wart ihr nicht zu Hause — und da ich morgen früh weiter will, nahm ich mir einen Wagen und segelte euch nach. Prost, Emich — prost, Saß! Wer weiß, ob wir uns noch einmal wiedersehen! . . .“

Man stieß an — auf das Wohl Verescos und auf Illyrien. Die ritterliche, leicht exotische Erscheinung Verescos (er war in Zivil) und die Abberufung des jungen Illyriens in die sturmumdrängte Heimat hatten in der Gesellschaft ein gewisses Aufsehen erregt. Besonders die Damen fanden Maffeo höchst interessant. Gräfin Irmela suchte ihrer Gewohnheit gemäß nach irgendwelchen verwandtschaftlichen Anknüpfungspunkten und war sehr bekümmert, daß sie keine solche fand. Wo lag denn Illyrien? Gott, war das weit! Und plötzlich fiel ihr ein, daß sie Emich ja noch etwas sehr Wichtiges mitzuteilen hatte. Das ließ ihr keine Ruhe; es war schrecklich, wie lange sich heute die Tafelei hinzog! . . .

Ga — es währte ziemlich lange. Die Unterhaltung wurde immer angeregter. Der Graf war auch diesmal mit seinen vortrefflichen Weinen nicht sparsam gewesen. Oberst von

Hildringen hatte sich hinter einem Néoville verschanzt, dessen treibende Kraft ihm das gutmütige Gesicht braunrot färbte. In den Köpfen der jüngern Herrn entzündete der Mummi allerhand Funken des Übermuts. Auch Ruth war lebhaft, fast ausgelassen. Sie saß ziemlich weit oben am Tisch, zwischen dem unvermeidlichen Herrn von Rießow und dem Landrat von Oest. Einmal traf sich ihr Blick mit dem Emichs. Da hob sie ihr Sektglas und grüßte zu ihm hinüber. Und lächerlich — das Blut schoß ihm in die Wangen, als er zurückgrüßte und seinen Kelch leerte! Warum errötete er denn?! Es war zum Verzweifeln, daß er so gar nicht Herr seiner Empfindungen zu werden vermochte!...

Die Jagdtoaste waren vorüber, auch den Damen hatte Graf Encken ein paar zierliche Worte geweiht. Zwischen Käse und Dessert schlug Graf Wiegel noch einmal an sein Glas. Irmela schaute ein wenig besorgt zu ihm hinüber; August hatte doch schon geredet? Und nun noch einmal? Ruth machte neugierige Augen, aber etwas besorgt war auch sie. Wenn der Papa ins Reden kam, wurde er leicht dozierend, und das wirkte wie Bromwasser auf die Umgebung.

Das Klirren der Teller, Messer und Gläser verstummte. Auf den Fußspitzen schlichen die Diener umher. Und nun erhob sich Wiegel, strich über seine wallenden FAVORIS, machte „hm, hm“, stützte sich mit den Handknöcheln auf den Tisch und begann:

„Nur noch ein paar Worte. Wir haben heute zum ersten Male das Vergnügen und die Ehre, einen Gast unter uns zu sehen, den wir am liebsten hier behalten würden, den uns aber die Vaterlandspflicht“ — dies Wort mit starker Betonung gesprochen — „in wenigen Stunden wieder entführen wird. Was wissen wir von Zillyrien? Was kümmert es uns, wenn weit unten in der Türkei die Völker miteinander hadern und streiten? Gewiß nicht viel, denn unsre Grenzen sind nicht

bedroht und unsre Interessen werden durch die Kämpfe im Balkan nicht berührt. Aber der liebe Gast, den wir heute an dieser Stelle begrüßen können, bringt uns Illyrien unwillkürlich näher, weckt allerhand persönliche Empfindungen und rückt gewissermaßen die weite Ferne in unsern Gesichtskreis . . ."

Kleine Pause; Wiegel fand diese Wendung so schön, daß er sie nachwirken lassen wollte . . .

"Hm — hm — ich glaube behaupten zu dürfen, daß die Vaterlandsliebe" — wieder mit stärkerer Betonung — „wo wir sie auch aufflammen sehen, in jeder Seele etwas von dem ihr entströmenden göttlichen Fluidum entzündet — entzündet . . . Und deshalb werden Sie, meine Damen und Herren, hoff' ich, mir bestimmen, wenn ich Herrn von Veresco in dem Augenblicke da er im Begriffe steht, seinem bedrängten Vaterland zu Hilfe zu eilen, von ganzem Herzen ein weithin tönendes ‚Glückauf‘ zurufe. Mein lieber Marquis — auf Ihr Wohl! Herr von Veresco lebe hoch!"

Das Hoch scholl einstimmig durch den Saal. Oberst von Hildringen brüllte, als stehe er auf dem Exerzierplatz; der Landrat von Oest winkte mit beiden Händen über den Tisch, und die jüngern Offiziere umdrängten, die Gläser in der Hand, Veresco, der die Rechte auf die Brust gelegt, sich immer wieder verneigte und dabei fortgesetzt seine Beinkleider mit Seft begoß. Durch allen Lärm aber hörte man abermals ein helles, schrilles Klingen und dann die sonore Stimme des Herrn von Riehov, eine Stimme, so schön und melodios, kraftvoll und eindrücklich, daß sie gar nicht zu der Erscheinung dieses Mannes zu passen schien:

„Noch einen Nachtrag, meine Herrschaften, zu den trefflichen Worten unsres lieben Grafen Wiegel! . . ." Es wurde wieder still; die Leutnants schlichen auf ihre Plätze. Ruth hatte sich im Stuhl zurückgelehnt und ließ ihren Blick seitwärts und

langsam über die Gestalt des Sprechenden schweisen. Es lag ein als eigenständlich Forschendes und Musterndes in diesem Blick... Herr von Rießow fuhr fort: „Graf Wiegel hat betont, daß die Vaterlandsliebe den Marquis Veresco aus unsrer Armee, aus unsrer Mitte in seine Heimat zurückdrust. Doch nicht die Sorge um das Vaterland allein. Höher noch als das Vaterland steht uns unser Kreuz! Und seit Jahrhunderten wird in Illyrien, das seine Patriarchen schon auf das Konzil zu Nicaea schickte, das Kreuz des Christentums durch Staub und Schmutz gezogen. So hat Herr von Veresco noch eine höhere Mission zu vollziehen. Herr von Veresco, helfen Sie daheim auch das Kreuz wieder auf seine Höhe tragen und Gott wird mit Ihnen und mit Illyrien sein!...“

Er verneigte sich vor Veresco, leerte seinen Kelch und setzte sich nieder. Es war ein etwas peinlicher Augenblick. Der Wein spülte in allen Köpfen. Man wußte nicht recht, sollte man nochmals Hoch rufen oder vielleicht besser Bravo oder ganz still sein. Und da blieb man denn still. Herr von Hildringen murmelte „I du Donnerwetter“ und machte sich wieder an seinen Léoville, und der nervöse Landrat wisperete seinem Nachbar zu: „Ich frag' Sie, paßt das hierher, bester Rittmeister? Paßt das hierher, frag' ich Sie? Ich sage nein, das paßt nicht hierher — das paßt absolut nicht hierher — das paßt sich überhaupt nicht!“ — Und dann schnitt er eine Birne an und schnitt sich vor Aufregung in den Finger...

Auch Veresco war etwas in Verlegenheit. Einen Moment zögerte er, ob er zu Herrn von Rießow gehen und ihm die Hand drücken sollte. Aber er begnügte sich schließlich mit einer Erwiderung der Verneigung Rießows vom Platze aus, allerdings sehr höflich und mit Verbindlichkeit...

Während in den Salons Kaffee und Liköre gereicht wurden, fand Gräfin Irmela Zeit, mich in eine Fensternische zu nehmen.

„Dickerchen, es scheint, als sollt' ich dich heut' gar nicht mal allein genießen,“ sagte sie. „Aber ich freu' mich, daß daß du frisch und gesund bist — und braun gebrannt bist du wie ein Indianerhäuptling!... Was hast du, erbarm' dich, zu der Predigt von Rießow gesagt?! Frag' ich 'n Menschen, Dickerchen, war das denn grade bei einem Jagddiner notwendig, wo die meisten schon ein bissel angeräuchert sind?! Ich bin wahrhaftig auch eine gute Christin, aber ich mache kein Wesen davon und vor allen Dingen renommiere ich ich nicht damit. Aber der Kottauer mit seiner Seelenfängerei möchte uns am liebsten allsamt zu seiner ‚Christlichen Wissenschaft‘ bekehren — und alle Ärzte totschlagen — und was weiß ich. Wenn in Kottau mal einer krank ist, wird nicht zum Doktor geschickt; — Gott bewahr' mich, da versammelt man sich um das Krankenbett und singt Hymnen, und das soll dann den armen Leuten helfen, auch wenn sie schon auf dem Tode liegen. Nee, da mach' ich nicht mit. Für so 'nen Überglauben bin ich nicht zu haben... Dickerchen, weißt du nicht, was ich dir noch sagen wollte?“

„Ach, Tantchen, wenn ich Gedanken lesen könnte! Aber rede nur weiter, was dir grade in den Sinn kommt — vielleicht findet sich darunter auch das, was du sagen wolltest. Wie gefällt dir denn der kleine Beresco?“

„Ausgezeichnet — so hab' ich mir immer einen Hidalgo gedacht. Siehst du — nun hab' ich es auch — Illyrien und Russland hat mich darauf gebracht. Also denke dir: Dein Vetter Leopold, Onkel Ferdinands Zweiter, tritt in russische Dienste! In russische Dienste, Dickerchen!“

Emich war sehr erstaunt.

„Aber um aller Welt willen, warum denn das, Tante?“

Die Gräfin zog die Achseln hoch, so daß der Luisenorden und das Rote Kreuz und die Medaille für öffentliche Wohltätigkeit an ihrer linken Schulter leise klirrten.

„Ja, du lieber Gott, Onkel Ferdinand muß doch immer etwas Ausgefallenes haben,“ erwiderte sie. „Du weißt ja, daß der Großfürst Fedor Konstantin der Pate von Leo ist, und der hat immer ein besonderes Interesse an dem Jungen genommen. Nun denk' ich mir, daß er da in Petersburg irgendeine kleine Prinzessin haben wird, die er später mal mit dem Leo verheiraten möchte — verstehst du, und da wird er den Leo in seiner Nähe haben und ihn sich sozusagen heranziehen wollen . . . Warte mal — ist das nicht der Bob da draußen? . . .“

Sie wies aus dem Fenster, dessen Scheiben noch immer von Feuchtigkeit triefsten, obwohl der Regen nachgelassen hatte, und sich auch schon die Sterne am Himmel zeigten. Auf der Rampe hielt im Lichtschein der beiden Laternen vor dem Portal Bob auf dem Chargenpferde Emichs. Bob war seit kurzem der Bursche Emichs; das war ein liebenswürdiges Zugeständnis des Obersten von Hildringen, denn Bob hatte sein Rekrutenvorjahr noch nicht hinter sich.

Emich hatte sich mit einem Wort der Entschuldigung von der Gräfin freigemacht und war vor das Portal geeilt. Bob stand in strammer Haltung, die rechte Hand an der Kandare, neben dem Kopfe des Pferdes; in der Linken hielt er ein Telegramm.

„Erlaucht verzeihen, es ist eine Depesche angekommen,“ meldete er. „Und da glaubte ich, sie könne wichtig sein. Und da hab' ich mir den Peter gesattelt und bin hierhergeritten.“

„Recht so! . . .“ Emich riß das Telegramm auf. Es brachte eine Überraschung; es kam aus Stubbach und lautete:

„Muß dich in dringlicher Familienangelegenheit sprechen und bitte umgehend um deinen Besuch. Die Vettern arüßen mit mir. Ferdinand.“

Emich schüttelte den Kopf. Was war nun das wieder?! Handelte es sich um den Eintritt des Prinzen Leopold in die

russische Armee, von dem ihm die Tante erzählt hatte? Und was brauchte man dazu seine Stimme? ... Immerhin -- Fürst Ferdinand war der Chef des Hauses; da mußte man gehorchen. Er ließ Bob absatteln und suchte den Grafen Wiegel auf, dem er das Telegramm zeigte

Wiegel lachte ein wenig mokant.

"Ferdinand scheint einen Staatsstreich vorzuhaben," meinte er. "Er macht gern aus einer Mücke einen Elefanten. Aber sei's, wie es sei: Handelt es sich in der Tat um Familien-sachen, so ist es korrekt von ihm, daß er auch dich zu Rate zieht. Sprich gleich mit dem Obersten und erbitte dir ein paar Tage Urlaub."

"Ich hatte die Absicht, die Reise nach Stubbach mit einem Besuch in Seesenheim zu verbinden. Hältst du das nicht auch für praktisch, Onkel?"

"Aber gewiß, Emich. Du fährst nur fünf Stunden von Stubbach nach Seesenheim. Und vielleicht ist's ganz gut, wenn du dich in Seesenheim gar nicht anmeldest. Überrumple die Leute!... Und hör' mal, Emich, bei dieser Gelegenheit noch eins -- da wir grade einmal allein sind: Ich freu' mich von Herzen darüber, daß du dich beim Regiment so gut machst. Dein Oberst, dein Rittmeister und deine Kameraden, alle singen dein Loblied. Nur Blohme hat ein paar Kleinigkeiten an dir auszusezzen. Ich bin nicht ganz seiner Meinung. Aber in einer Beziehung doch. Du bist mit Mac Lewleß sehr befreundet. Ich weiß nicht, ob das gut tut. Notabene, ich unterschäze Mac Lewleß gewiß nicht. Aber es ist doch fraglich, ob ihr zusammenpaßt. Und dann -- ich muß dir noch etwas sagen. Vor zwei Jahren hat Mac Lewleß um Ruths Hand angehalten ..."

Emich fuhr zurück.

"Um Ruth -- ?!"

„Ja — scht, nicht so laut, Emich — Blohme hält immer die Ohren gespitzt... Wir sind uns allesamt einig darüber geworden, nicht mehr über diese Geschichte zu sprechen. Mac Lewleß hat sich damals nicht völlig korrekt benommen. Ich mußte ihm — selbstverständlich — die Hand Ruths verweigern. Ruth war noch ein halbes Kind — und dann passte mir auch, wie soll ich sagen, das ganze staatsbürglerliche Verhältnis deines Freundes nicht. Nun ja, er ist naturalisiert, er ist preußischer Offizier — alles gut und schön —, aber wenn wir mal mit den Vettern jenseits des Kanals kramel bekommen sollten, kannst du beschwören, daß sein Herz dann nicht ein bißchen nach der andern Seite neigt?“

„Er ist mit Leib und Seele Deutscher, Onkel.“

„Na ja — na ja doch — immerhin... Auch seine materiellen Verhältnisse sind unsicher — und dann sein Wesen... ist er Soldat oder Gelehrter — man wird nicht so recht klug aus ihm — also kurzum, es sagte mir mancherlei nicht zu — durchaus nicht. Ich dankte. Und da geriet er in einen unbeschreiblichen Zustand, stürzte in den Park und wollte sich erschießen. Die Kugel traf ihn in die rechte Schulter. Ein Unglück beim Scheibenschießen wurde vorgeschnürt. Er genas Gottlob rasch, bat uns alle um Verzeihung — er habe sich in nervöser Überreizung befunden und so weiter — und ließ sich nicht wieder sehen. Der Form wegen habe ich ihn noch verschiedentlich eingeladen — er sagte stets ab, und das erwartete ich auch... Ich muß dir das alles erzählen, Emich, obwohl wir das Geschehnis aus naheliegenden Gründen gehalten wissen wollen. Ich bitte auch dich, darüber zu schweigen. Zur Beurteilung deines Freundes mag es für dich immerhin von Wichtigkeit sein. Finalement: ich halte Mac Lewleß für eine reich begabte, aber im letzten Grunde doch recht unglückliche Natur. Er weiß nicht, was er will. Er steht wohl auch nicht auf dem rechten Platze.“

Emich hatte sinnend den Kopf gesenkt. Nun kannte er den Grund, der Gerald von Stenzig fernhielt. Nun glaubte er auch manche versteckte Andeutung, manche Eigenümllichkeit im Wesen des Freundes besser verstehen zu können, und ein heißes Mitgefühl strömte durch sein Herz. Er reichte Wiegel die Hand.

„Sei bedankt, Onkel,“ sagte er, „dass du mir reinen Wein eingeschenkt hast. Ich sehe jetzt vieles in anderm Lichte. Gewiß ist Gerald kein Alltagsmensch — und grade deshalb habe ich ihn so lieb. Und ist er wirklich die unglückselige Natur, für die du ihn hältst, so bedarf er mehr als je meiner Freundschaft. Willst du mich darum tadeln? ...“

Wiegel strich über seine wallenden Bärte und über die Hahnenolle. Sein Auge ruhte sehr ernst auf Emich. Dann nickte er.

„Tu nach deinem Gefallen, Emich, und handle nach deinem Herzen... Da steht Hildringen; trag' ihm deine Meldung vor!...“

Der Oberst plauderte mit dem Landrat, eine riesige Upman in der Linken und ein Glas Hennessy in der Rechten. Er lachte dröhrend; Herr von Oest hatte ihm soeben eine kleine Schläpfigkeit erzählt. Und er lachte noch immer, als Emich bereits sein Urlaubsgesuch vorgetragen hatte.

„Das ist fößlich, Landrat!“ stöhnte er mit seinem mächtigen Bierbaß; „also wahr- und wahrhaftig — im — iir was denn, Schöningh? — Nach Stubbach? — Nun natürlich, wenn Enden nichts dagegen hat! Aber es ist jetzt ja nicht viel zu tun. Wissen Sie, Herr von Oest, da habe ich einmal in Hannover, als ich zur Reitschule kommandiert war —“

Und er beglückte Oest durch eine zweite saftige Geschichte. ... Auch Graf Enden gab Emich den gewünschten Urlaub. Einzelne Wagen fuhren bereits vor. Maffeo Veresco hatte sich von den Gastgebern verabschiedet; ein Landauer Wiegels sollte ihn bis Krugdorf bringen — er wollte noch am Abend nach Berlin zurück, um am nächsten Morgen die Reise nach Illyrien anzutreten.

Im Gartenzimmer umdrängten ihn die Freunde und ein paar andre, rasch mit ihm vertraut gewordene jüngere Offiziere. Die Tür zum Portal stand offen; in Stößen fuhr der Wind in das Gemach und ließ die Lichter der Diener aufflackern. Von draußen hörte man das Stampfen der Pferde auf dem Pflaster der Rampe.

Emich und Saß umarmten Veresco.

„Junge, ich möchte mit,“ sagte Sassenhausen, „bei Gott, ich möchte mit! Mich lockt der Krieg. Rüsst du mich, so komm’ ich. Da unten ist’s sicher viel tausendmal amüsanter als hier — äh, ist das ein Leben!“

Emich war weniger redselig. Der andre ging in den Krieg, und auch die türkischen Kugeln trafen! . . . „Alles Gute, Maffeo! Und Dank für deinen Besuch! Und, so Gott will, auf ein fröhliches Wiedersehen! . . .“

Als Emich in den ersten Salon zurückkehrte, um sich gleichfalls zu empfehlen, fand er auch Frau von Blohme vor. Sie hatte die Morphiumstimulanz und den Champagnerrausch ausgeschlafen und war wieder die Herzogin, tat, als ob gar nichts Verwunderliches geschehen sei, und nahm die Verbeugung Emichs mit königlicher Würde entgegen, um sich dann an ihren wie ein Kammerdiener neben ihr stehenden Gatten zu wenden: „Commande la voiture, Egon. Nous voulons rentrer; je suis un peu fatiguée . . .“

Emich und Sassenhausen fuhren gemeinsam nach Klempin zurück. Saß war anfänglich noch sehr redselig, schwätzte unaufhörlich von Ruth und Veresco, erzählte von seinen sich unheimlich mehrenden Gläubigern und erklärte dann plötzlich, er sei hundemüde. Er drückte sich tiefer in die Wagenede und begann auch bald geräuschvoll zu schnarchen.

Das war Emich recht. Er war wenig in der Stimmung, das halbtrunkene Gefasel Sassenhausens anzuhören: ihn

beschäftigte noch immer das, was ihm Graf Wiegel erzählt hatte. Daß sich auch Gerald den bestrickenden Reizen Kutschs nicht hatte entziehen können, weckte ein seltsames Empfinden in seiner Brust. Fast war es etwas wie Eifersucht — nach beiden Seiten hin Eifersucht, die gleich töricht war: das sagte er sich selbst. Was mußte Gerald bei der Tiefe seines Wesens und der Stärke seines Gefühls gelitten haben! Und nie hatte er davon gesprochen — dieser seltsame Mensch verschloß jeden Schmerz in der eigenen Brust.

Ein leiser Regen trommelte wieder auf das Verdeck der Kutsche und rieselte in dicken Tropfen die Fensterscheiben hinab. Ratterndes Geräusch und das regellose Hin- und Herschwanken des Wagens waren die ersten Anzeichen dafür, daß man das Pflaster Klempins unter sich hatte.

Man fuhr durch die Stenziger Straße. Durch das Dunkel der Gasse leuchteten nur die hellgelben Flecke, die aus der Villa Mac Lewleß über das Pflaster fielen. An einem der Fenster des Arbeitszimmers sah man auch eine dunkle Gestalt, einen gegen die Scheiben sich drückenden Männerkopf — Gerald war noch wach.

Emich rief dem Kutscher ein Halt zu. Sassenhausen fuhr in die Höhe.

„He — was?! — Emich — sind wir schon zu Hause? Sind wir schon in Klempin?“

„Ja, Saß. Du fährst ein paar Schritt weiter. Ich steige aus, weil ich noch Gerald Adieu sagen will. Servus, Saß — und sei nicht allzu unvernünftig, bis ich wieder heimgekehrt bin! . . .“

Er sprang aus dem Wagen, trat an das Fenster, hinter dem er Gerald sah, und klopste leise an. Mac Lewleß mußte ihn sofort erkannt haben, denn er nickte und verschwand sodann. Eine Minute später öffnete er selber die Haustür.

„Guten Abend, Gerald — ich sah noch Licht bei dir —“

„Grüß Gott, Emich,“ fiel Mac Lewleß ein. „Die Puritaner haben mich länger festgehalten als nötig war. Tritt ein und steck dir noch eine Nachtzigarre an.“

Er führte den Freund in sein Arbeitszimmer, holte die Zigarren und setzte sich ihm gegenüber.

„Also wie war's in Stenzig?“ fragte er. „Hattet ihr gute Jagd? Und wie geht es den Wiegels?“

Er fragte nicht im besonderen nach Ruth, aber Emich merkte wohl, daß ihr Name auf seinen Lippen schwelte. Und unwillkürlich begann Schöningh auch von ihr zu sprechen, stockte sodann und wurde ein wenig verlegen.

Ein prüfender Blick Gerald's glitt über das Gesicht des Freundes.

„Emich,“ sagte Mac Lewleß leise. Und plötzlich sprang er auf. Es zuckte über sein Gesicht.

„Man hat dir erzählt,“ stieß er hervor, „von meiner —“, und nun sank seine Stimme — „von meiner verunglückten Werbung — von damals?“

Schöningh nickte. „Reg' dich nicht auf, Gerald. Der Onkel selbst sprach mir davon. Grade mir konnte er es nicht verheimlichen. Wozu auch? Bin ich denn nicht dein Freund?“

Aber er erschrak doch, als er sah, daß das Gesicht Gerald's aschfarben geworden war. Ein schmerzlicher Zug grub sich zwischen Nase und Mundwinkel. Und dann stahl eine Träne sich über seine Wange.

Hastig fuhr seine Hand über die Augen. „Ich will nicht heulen,“ sagte er rauh. „Aber siehst du, Emich, so bin ich. Pack' s mich einmal, dann auch tiefinnerst. Dann gleich mit Zyllopensäulen. Zwei Dinge kann ich nie vergessen: den Tod meiner Mutter — und jene Stunde...“

Emich griff nach den Händen des Freundes.

„Gerald,“ rief er, „ich sah zum ersten Male dich weinen. Und nun weiß ich, wie du gelitten hast.“

Mit einem Ruck des Kopfes richtete Mac Lewles sich auf.
„Schon vorbei,“ sagte er. „Der kostliche alte Hoppel hat recht: Vom Glück ist dem Weisen nur zu träumen erlaubt; das Unglück zu ertragen, ist Pflicht. Und ich will meine Pflicht tun. Lasst uns ruhig über Ruth sprechen; ich bin wieder gesiegt. War der Grund dafür, daß Graf Wiegel dich in das Vertrauen zog, vielleicht ihre bevorstehende Verlobung?“

„Nein, Gerald. Ruth wartet noch immer auf den Rechten. Wer wird es sein? Ich verstehe sie nicht. Oder vielleicht doch: Sie ist reich und unabhängig — so wartet sie denn auf den, der ihr gefällt. Und auch in bezug auf die Neigungen des Herzens lässt sich über den Geschmack nicht streiten.“

„Gewiß nicht. Und Ruth besitzt Selbstbewußtsein genug, sich nicht nur ihr Glück zu schaffen, sondern auch ihr Glücksempfinden ausleben zu lassen. Doch grade Leute mit starker Gefühlsfähigkeit täuschen sich zuweilen. Täuschen sich über das, was ihnen Ausgleich dunkt zwischen Herz und Welt. Vielleicht ging ich selbst mit meiner Leidenschaft in der Irre — vielleicht. Ich weiß es nicht. Ich wollte damals sterben — das war eine Feigheit. Aber lassen wir die Vergangenheit. Du willst fort, Emich?“

Schöningh bejahte; er hatte sich erhoben. Er erzählte von dem Telegramm aus Stubbach und der bevorstehenden Reise. Mac Lewles hatte seine Ruhe vollkommen wiedergewonnen. Sein Gesicht zeigte den alten, abgeklärten Ausdruck; er lächelte sogar, wenn auch etwas müde, und sagte ein harmloses Scherzwort über den Fürsten Ferdinand, der seinen Zweitgeborenen auf die Weide nach Russland schickte, so wie man ehemals die jungen deutschen Prinzen auf die „Kavalierstour“ nach Paris sandte . . .

Als Emich mit schwerem Herzen nach Hause ging, sah er vor der Wohnung des Obersten einen Wagen halten. Auch Hildringen war nach Klempin zurückgekehrt. Trotz der späten

Stunde und des schlechten Wetters empfingen ihn seine drei Krausköpfe vor der Haustür, in Capuchons, Plaids und Mäntel gewickelt, die kleine Ma sogar in dem Waterproof ihres Vaters, dessen grüner Kragen ihr weit über die Ohren reichte. Sie wollten die Jagdbeute haben; Richern und unterdrücktes Lachen scholl über die Straße, dazwischen der gutmütig klingende Bass L.-dringens.

„Kinder, nun laßt's gut sein! Ich bin mordsmäßig müde!“

„Bäterchen, nicht mal einen Hasen?“

„Aber, Mi, es war ja eine Heze auf Damwild!“

„Bäterchen, Damwild hätt's auch getan; ich wollte dir deine Jagdbeute als Sonntagsbraten vorsezzen!“

„Brat' mir 'n Storch, Mi, aber die Beine recht knusprig!“

„Bäterchen, die Stenziger Jagd sollte das Loch in unsrer Wirtschaftsküche füllen helfen!“

„Ma, ich schenk' dir einen Taler extra, wenn du mich jetzt zu Bette gehen läßt!“

„Bäterchen, erst den Taler“ — — und das Lachen und Richern begann von neuem.

Emich drückte sich dicht an den Schatten der Häuser. Dies fröhliche Glück, das alle tausend Sorgen des Obersten zu seinen Füßen niederwarf, fiel wie Sonnenschein in sein Herz. Und es tröstete ihn auch über die Zukunft Geralds. Wirklich — ganz unglücklich kann niemand sein. Oder doch nur der, dem nichts mehr zu hoffen und zu — fürchten bleibt . . .

Über Nacht war scharfe Kälte eingetreten, und als Emich im Eisenbahnhupee saß, begann es sogar zu schneien, so dicht und anhaltend, daß die Landschaft binnen zwei Stunden in schillerndes Weiß gehüllt war.

Schon von Stenzig aus hatte sich Emich telegraphisch für heute in Stubbach angemeldet. Nun lehnte er in seinem Eckstuhl, rauchte eine Zigarette und schaute in den tanzenden Schnee, der sich an den Fenstern aufhäufte und an den Scheiben langsam zerfloss.

Emich hatte den Rat Wiegels befolgt und reiste in Uniform. Es war eine langweilige Reise. Den Vorzug des Kurierdienstes kannte man in dieser Gegend noch nicht. Träger schlich sich der Zug durch das weiße Land, alle zehn Minuten anhaltend, um einem Bäuerlein oder Ackerbürger Gelegenheit zu geben, von dem Triumph des neunzehnten Jahrhunderts Gebrauch machen zu können. Hier im Bergland schien es bereits völlig Winter geworden zu sein. In ihrem flimmernden Kleide machte die Gegend einen befremdlichen Eindruck auf Emich; es waren freilich zwölf Jahre her, seit er als lustiges Bülbchen einmal mit seinem Vater nach Stubbach gereist war. Allgemach aber wachte, als er so aus dem Fenster schaute, doch eine Erinnerung nach der andern in ihm auf. Der Zug verlangsamte sein schlafliches Tempo noch mehr; es ging bergauf durch einen gewaltigen Forst von Weihnachtsbäumen, die das Abendrot umglühte, und dann mit metallischem Klingen über eine fühl gespannte eiserne Brücke, unter der ein brausender Sturzbach seine Wasser über Felsgestein und Schiefergeröll schüttete. Das war die Stubbachklamm — und durch den Einschnitt, den sie im Walde bildete, sah man auch in der Ferne die Trümmer der alten Burg, auf jenem seltsam geformten Bergkegel, den man den „Keil“ nannte, und auf dem die Wiege des Geschlechts Schöningh gestanden hatte. Das hier war die wirkliche Heimat Emichs! Im Hochwald, der die Hänge des „Keil“ umbuschte, ragten noch alte Eichen empor, die vielleicht hätten davon erzählen können, wie man vor vielen, vielen hundert Jahren auf dieser Höhe den ersten Stein gelegt hatte, über dem die Burg

himmelwärts strebte. Denn die Grafen von Schöningh waren reiche und mächtige Herren gewesen, und mochte man auch an der Überlieferung zweifeln, die da besagte, daß einer der Schöninghs nahe daran gewesen sei, die Krone des alten römischen Reichs zu erringen — gewiß war es, daß ihre Stimmen bei der Wahl der Herrscher schwer in die Waagschale zu fallen pflegten... All das war vorüber: die Burg zerfallen; Brombeergersträuch, Ginster und wilder Flieder wuchsen im Hofe, und ein undurchdringliches Geuegespinst umlammerte mit tausend Fäden das letzte Mauerwerk. Unten im Tale war das Städtchen entstanden, und da hatten sich die Nachkommen Heribrand des Stolzen, der in der Chronik als erster nachweisbarer Ahn des Geschlechts galt, eine neue Beste erbaut: Stubbachfeste ward sie genannt, der Stadt zu Ehren, die lange Zeit eine Enklave im Schöninghschen Gebiet gebildet hatte, bis laut Vertrag vom Jahre 1638 ihre unter seltsamen Umständen bewilligten Sonderrechte aufgehoben wurden. Von dieser Zeit ab waren die Schöninghs auch Grafen zu Stubbach und wurden späterhin zu Reichsfürsten erhoben. Aber es war, als habe man ihnen mit dem Geschenk der Fürstenkrone auch etwas sehr Stolzes genommen: das Gefühl der Unabhängigkeit. Von der Rheinbundszeit ab wurden die Fürsten aus dem Hause Schöningh zu Fürstendienern...

Nun umbrauste der Zug das Rundtal, in dem das Städtchen lag, wie im Winterschlaf ruhend, überragt von seiner Beste, die sich auf kleiner Anhöhe vor seinen Toren erhob: ein Komplex fastenähnlicher Bauten, aus dem ein schlanker, schön gegliederter Uhrturm aufragte, wie der Campanile eines italienischen Kirchenmonstrums.

Auf dem Bahnhofsperron stand der Inspektor in seiner besten Uniform und neuesten Mütze. Ein paar Gepäckträger breiteten einen Teppichläufer aus und schoben eine transportable

Treppe an den Zug. Seine Durchlaucht empfingen Besuch; der Leibjäger hatte ihn angemeldet, und da war es selbstverständlich, daß man alle möglichen Umstände mache.

Emich war auf einen so feierlichen Empfang nicht vorbereitet. Er dachte unwillkürlich an seine letzte Kadettenfahrt dritter Klasse zurück, als man ihm die kleine Treppe zur Erleichterung des Aussteigens bis an das Kupee heranschob. Zu gleicher Zeit sprangen ein Groom und ein schnurrbartiger Jäger herzu, um ihm das Handgepäck abzunehmen, und ein sehr eleganter Herr näherte sich ihm, den blanken Zylinderhut in der Hand, mit tiefer Verbeugung und sagte:

„Habe die Ehre, Erlaucht. Graf Callomeo, Hofchef Seiner Durchlaucht . . .“

Emich reichte dem Grafen die Hand. Er war wirklich etwas verwirrt. Bei seiner einfachen Erziehung war ihm das Ceremonielle dieses Empfangs fast peinlich. Der gräßliche Herr mit dem fremd klängenden Namen ging mit geneigtem Rücken neben ihm her und machte ein ehrerbietiges Gesicht. Der Stationsvorsteher klappte die Absätze zusammen und grüßte militärisch; alles Menschliche auf dem Perron zog Hüte und Mützen — aller Rücken wurden krumm.

Hinter dem Bahnhof hielt eine Troika. Die drei Rappen waren reich aufgeschirrt, warfen die zierlichen Köpfe hin und her, scharrten mit den Hufen im Schnee und klängten leise mit ihrem Silbergeläut. Unbeweglich, die Arme mit den straff gezogenen Bügeln weit vorgestreckt, thronte der in russischer Tracht steckende Kutscher auf dem Gefährt. Ein Gepäckschlitten hielt hinter der Troika.

In sausendem Fluge ging es durch das Städtchen, über dessen altertümliche Häuser mit ihren Erkern und überhängenden Dächern und ihrem Schnörkelwerk langsam die Dämmerung herab sank.

Graf Callomeo saß Emich gegenüber, gebückt und anfänglich ziemlich schweigsam, mit nicht nachlassender Ehrfurcht. Nur zuweilen wies er nach rechts und links und gab kurze Erklärungen ab.

"Das Schulgebäude, Erlaucht... Der Markt... Der Brunnen, Erlaucht, mit dem Standbild Heribrands des Stolzen... Die neue Gasanstalt... Das Tuchmacherhaus..."

Emich mußte nicht recht, wie er sich diesem Grafen gegenüber verhalten sollte. Auf ein paar scherhaft hingeworfene Bemerkungen antwortete der Hofchef nicht; der Respekt vor dem Gaste Seiner Durchlaucht mochte ihm das verbieten. So begnügte sich Emich denn, mit dem Kopfe zu nicken und ein paarmal zu sagen: "Sehr interessant!..."

"Die Stubbachveste, Erlaucht!"

Man fuhr durch ein schmales und sehr tiefes Tor. Graf Callomeo wies gradeaus. Von dieser Seite präsentierte sich das alte Schloß ungleich vorteilhafter als von der Höhe gesehen. Es wirkte durch die Riesenhaftigkeit seiner Formen und der umliegenden Baulichkeiten. Die Schöninghs hatten der kleinen Stadt einen Koloss auf den Nieden gesetzt.

Graf Callomeo erklärte weiter.

"Links der Marstall, Erlaucht. Gegenüber die Communs... Den Pavillon mit dem Kupfertürmchen liebten Ihre Durchlaucht, die verstorbene Frau Fürstin, Eurer Erlaucht durchlauchtigste Frau Tante, ganz besonders und geruhten dort zu öfterem ihre Teegegesellschaften zu geben. Auch Emanuel Geibel war einmal dort. Der Querbau rechts, Erlaucht, ist die Bibliothek. Viele Inkunabeln und ein reichhaltiges Archiv. Auch Handschriften berühmter Männer. Auch eine Waffensammlung mit der Rüstung Heribrand des Stolzen —"

"Sehr interessant, Herr Graf!"

"Und eine Kollektion seltener Gläser, Erlaucht. Aus einem hat Wallenstein getrunken. Das verwitterte Standbild auf

dem Nonnell — belieben Euer Durchlaucht ein wenig nach links zu blicken — wurde 1723 dem Kanzler Rüttgers gesetzt, der damals Staatsminister von Stubbach war. Bekanntlich stammte Rüttgers aus der Familie eines Schuhmachermeisters, hat es jedoch durch eisernen Fleiß und seltene Begabung zu dieser einflußreichen Stellung gebracht. Als er geadelt wurde, bat er selbst darum, ihm als sprechendes Symbol einen stilisierten Stiefel in das Wappen zu geben. Er war der Erfinder der Fenstersteuer im Reiche. Es wurde damals nämlich zu viel gebaut."

"Sehr interessant," sagte Emich. Graf Callomeo sprach erläuternd weiter. Emich hatte ihm anfänglich etwas schärfer in die Augen geschaut, weil er glaubte, der Graf wolle ironisch werden. Aber sicher dachte der Graf gar nicht daran. Sein Gesicht zeigte unverändert immer den gleichen unterwürfigen Ausdruck, während die Hand hierhin und dorin wies und die schmalen Lippen die Chronik von Stubbach preisgaben...

Gott sei Dank klinglete das Dreigespann bald auf die Schloßrampe, auf der die unvermeidlichen Fanfarenbläser aus Sandstein standen, Schneeperücken auf ihren Häupten, Schnee auf Armen und Händen und auf den gewaltigen Waldhörnern, die sie, zu ewiger Lautlosigkeit verdammt, an die Lippen setzten.

Ein ganzer Schwarm von Bedienten sprang vor die Tür — ein Haushofmeister und zwei Herren in schwarzen Überröden erschienen dahinter. Graf Callomeo war auch hier der Erklärer.

"Erlaucht gesiatten gnädigst: Kammerherr von Berlamp — Oberstallmeister Baron Rüghoff..." Und auf einen dritten, soeben erscheinenden Herrn weisend, der mit seinem vierckigen Kopf und der vierchrötiigen Figur wie ein großer Fußnacker aussah: „Major Biegeleben, Kabinettschef Seiner Durchlaucht..."

Nun reckte sich Emich. Es war ersichtlich: der Onkel wollte ihm mit dem ganzen Aufwand seines kleinen Hofstaats imponieren. Und deshalb tat Emich so, als imponiere ihm gar nichts. Er wurde herablassend und schritt grüßend die Treppe hinauf. Graf Callomeo, der Kammerherr und der Oberstallmeister gaben den Vortritt; der Kabinettschef schritt hinterher. Auf allen Podesten standen Lakaien; ein Huissier riß plötzlich mit erschreckender Heftigkeit eine Tür auf — eine ganze Fülle von Licht strömte Emich entgegen, und dann hörte er die Stimme des Fürsten Ferdinand:

„Mein liebwerter Vetter und Neffe, ich freue mich, dich in meinem Lande und meinem Hause begrüßen zu können...“

Es war ein Empfang streng nach den Regeln der Etikette. Emich fand kaum Zeit, zu sich selbst zu kommen. Er war froh darüber, daß er seinen blauen Koller mit hatte, denn fast unmittelbar nach seiner Ankunft fand ein Diner zu sechzig Gedekken im kleinen Bankettsaal statt. Alles, was einladungsfähig in Stadt und Umkreis war, hatte man zusammengetrommelt: bis zum Referendar am Gericht und zum Obersteuerkontrolleur und dem ersten Kassenrendanten der fürstlichen Domänenverwaltung. Und die meisten trugen stubbachsche Orden: den schwarzen Greifen mit beiden Klauen, mit einer Klaue und mit dem Ringe im Schnabel sowie die verschiedenen Medaillen des Fürstentums, die mit „Für Verdienst und Treue“ endeten... Emich lächelte nicht bei diesem kleinstaatlichen Brunkbankett, sondern wahrte die Würde; wahrte sie selbst, als einer der Lakaien beim Servieren des Spargels so heftig gegen die Fracklappe des Oberbürgermeisters stieß, daß dessen schwarzer Greif mit einer Klaue sich löste und klirrend in die Schüssel fiel. Wahrte sie sogar, als er sehen mußte, daß der tödlich verlegene Oberbürgermeister den Orden mit höchsteigenen Fingern wieder zwischen den Spargeln herausholte und an der Serviette abwischte...

Es war ein prunkvolles Festmahl: es glitzerte, blitzte und
flimmerte von Silber und Gold und schönem altem Kristall.
Aber es gab dürftig zu essen, und es gab schlechte Weine.
Der Fürst war sparsam. Trotzdem führte er häufig, bevor
er trank, sein Glas an die Nase, als wolle er den Duft der
Blume einsaugen, die gar nicht da war. Auch der Champagner
war nicht kalt genug, doch gab er dafür um so mehr Schaum
von sich, der die Gläser rasch verbrausend füllte, wie eine
lockere Illusion die Seele...

All das ging vorüber: das Bankett, der darauffolgende
Cercle und die Verabschiedung der Gäste. Graf Callomeo
blieb bis zuletzt; dann empfahl auch er sich, mit tiefer Neigung
und einer Gebärde, die auszudrücken schien, man möge es
ihm nicht übelnehmen, daß er noch innier am Leben sei.

Nun war die Familie allein: der Fürst, die Prinzen Heinrich und Leopold und Emich. Und wie mit einem Zauber-
schlage änderte sich auch das Wesen des Fürsten.

„So, mein Junge,“ sagte er und schlug Emich auf die
Schulter, „jetzt wollen wir noch ein gemütliches Stündchen
verplaudern! Sollst auch schmecken, daß mein Keller noch
einen besseren Tropfen beherbergt, als ich ihn zu den Hof-
festen zu opfern pflege!... Unter uns, Emich, von der
ganzen Gesellschaft versteht höchstens der Oberforstrat etwas
vom Wein — und der sauft mir zu viel... Leo und Heinz,
bringt den Bitter in die Kemenate der Heiligen Rodogunde
und schick mir den Bassermann herauf! Ich habe noch fünf
Minuten in meinem Kabinett zu tun und komme dann nach.“

Die beiden Prinzen fassten Emich mit lustigem Lachen
rechts und links unter den Arm und stürmten mit ihm davon.
Es waren zwei prächtige Jünglinge, etwas schmächtig für
ihr Alter, aber mit intelligenten Gesichtern und von lebhaftem
Temperament. Sie hatten beide bis vor kurzem in Heidelberg
studiert, und nun sollte der Erbprinz bei den Garde-Ulanen

eintreten, während Leopold von dem Großfürsten Fedor Konstantin mit Beschlag belegt worden war.

"Emich, was siehst du statthalich aus!" rief Heinrich. "Zeig mal, tragt ihr silberne Knöpfe?... Denke dir, ich wär' für mein Leben gern bei den Gardekürassieren eingetreten — ich finde die Uniform tausendmal hübscher als die der Ulanen! Aber Waldegg hat abgeraten — der Baumel! Was hat sich der Waldegg um unsre Angelegenheiten zu kümmern!?"

"Emich, wie gefällt es dir denn bei uns?" fiel Leopold fragend ein. "Ein bissel steif — was? Aber das macht nix. Im Gegenteil — Papa ist immer doppelt so aufgeräumt, wenn er mal wieder ein Diner hinter sich hat. Hat dich Callomeo auch mit gehöriger Ehrfurcht empfangen?"

"Ja wohl," entgegnete Emich. "Und was weiß der Mann alles! Von jedweder Sehenswürdigkeit Stubbachs konnte er mir eine schöne Beschreibung geben; und sprach wie gedruckt. Wo habt ihr den Mann her? Er klingt so fremdländisch an."

Die Prinzen lichterten. Heinrich fasste Emich an einen Knopf seines Rollers.

"Sag's nicht weiter, Emich. Er heißt eigentlich Krause und stammt aus Luckenwalde. Sein Vater war Holzhändler oder so etwas Ähnliches und ungeheuer reich. Der Sohn hat viel gelernt, aber die Hoffaprice. Es gibt ja solche Leute. Und da hat er sich in San Marino zum Duca di Gamba dei Callomei machen lassen. Das kann man da, wenn man bezahlt. Und schließlich hat er hier auf seine Kosten das neue Schulgebäude bauen lassen und eine konservative Zeitung gegründet. Da wurde er dann Hofchef bei Papa. Aber bloß als Graf Callomeo. Duca ging doch nicht gut. Das hiesige Oppositionsblatt hat neulich sowieso einmal einen Artikel gegen ihn gebracht mit der gemeinen Überschrift: 'Quatsch nicht, Krause.' Ist das nicht scheußlich?"

„Scheußlich, Heinz. Dieser Graf Krause — Graf Camillo wollte ich sagen — Graf Camarillo — also heiße er, wie er wolle — scheint mir jedenfalls ein vollendetes Hofmann geworden zu sein. Den Holzplatz merkt man ihm nicht mehr an.“

„Um aller Welt willen, Emich, mach' keine Witze über ihn! Papa schätzt ihn sehr. Aber wie gesagt, er leidet am Hofpippes. O du mein Fe, hätt ich sein Geld —“

„Oder ich,“ meinte Emich. „Vettern, ihr habt gut reden! Hält euch der Papa auch wirklich ein bißchen knapp — ihr wißt doch, daß ihr immer einen Goldbarren im Hintergrunde habt! Der Leo nun noch einen russischen extra. Aber du lieber Gott, ich!? Wenn mir mal ein Pferd über den Haufen stürzt, weiß ich nicht, wo ich ein zweites hernehmen soll . . . Aber, Leo, jetzt mal heraus mit der Sprache! Du — da hat man neulich im Hof- und Regimentstheater zu Klempin ein Stück gespielt, das hieß ‚Wie denken Sie über Russland?‘. So möcht' ich dich auch fragen.“

Prinz Leopold wurde plötzlich ernst und seufzte ganz leise auf.

„Ach Gott, Emich,“ sagte er, „das ist gar nicht zum Spaßen. Wenn ich an Russland denke, fällt mir nicht immer gleich Kaviar ein. Es ist so weit und eine verdammte Gegend. Und — aber ich darf nicht darüber sprechen, eh dich nicht der Papa ‚offiziös‘ informiert hat, um mit Callomeos Leitartikeln zu sprechen. Ich sage dir bloß, ich wollte, ich wäre an Heinzens Stelle. Die Garde-Ulanen und Berlin bieten angenehmere Aussichten als die Poltowa-Reiter und Garica.“

„Und was?“ fragte Emich. Da trat Fürst Ferdinand ein, und hinter ihm Bassermann, sein alter Kammerdiener, ein Muster von Kammerdiener: weiß, glatt, rosig, lautlos und milde. Bassermann trug einen silbernen Kübel in den Händen, und aus dem Kübel ragten ein paar geladete Glaschenhälse

hervor. Ein zweiter Diener folgte mit einem Tablett, auf dem vier Römer standen.

„In die Kemenate,” sagte der Fürst, und Bassermann öffnete die Tür zu dem geheimnisvollen Raum. Es war aber nichts Geheimnisvolles weiter daran als der Name. Auf der Stelle der Stubbachfeste hatte ehemals ein Kloster gestanden, von einer heiligen Dame namens Rodogunde oder Rodogundis begründet, und man sagte, deren Schlafzelle hätte ungefähr der Größe entsprochen, die seit zwei Jahrhunderten und darüber „Kemenate der heiligen Rodogunde“ hieß. Aber das Zimmer glich längst nicht mehr der Klosterzelle einer frommen Büzerin. Es war ein sehr behaglicher Raum mit tiefdunkel, fast schwarz gewordener Täfelung, mächtigen Fensternischen und einem wahrhaft ungeheuren Kamin, dessen gemauerter Mantel fast bis zur Decke reichte. In ganz besonderem Gegensatz zu der Bezeichnung des Gemachs standen jedenfalls die Dutzende absonderlicher Trinkgefäße, die das Gesims schmückten — Gläser und Humpen aus feinstem Kristall, Silber und Gold, Porzellan und Steingut, mit farbiger Bemalung, Biselierung und Inkrustierung, mit Wappenschmuck, Devisen auf flatternden Bändern, Dedikationen und anderen Inschriften, Rankenwerk, Fabelwesen und Landschaftsbildern — und dazwischen allerhand Trinkhörner, kleine und zierliche und wahrhaft furchterweckende, von einer Größe, wie sie nur dem Durst eines Rodensteiners entsprechen könnten. Die Kemenate der heiligen Rodogunde war also zu einem Trinkstübel geworden; doch ein föhllicher Raum, um sich in Gemütsruhe und Behaglichkeit an einem Glase trefflichen Weins zu erlezen, war es schon.

Diesen Odem der Behaglichkeit spürte auch — doppelt nach dem steifleinenen Diner — Emich, als er in einem der großen, bequemen, ledernen Sessel vor flackerndem Kaminfeuer

säß und den Schnee gegen die Fensterscheiben wichen hörte. Ohm und Rettern hatten neben ihm Platz genommen; zwischen ihnen stand ein Tischchen mit dem Weinfüll器, und der edle Jobannisberger funkelte in den hohen Römern, während der Duft der Zigarren durch das Zimmer zog. Nur eine einzige Wandampel brannte in einer Ecke, und das Zwielicht, das hier und da auf dem Edelmetall und dem Kristall der Pokale in schärferen Reflexen aufblitzte, erhöhte die Trauslichkeit dieser Stunde.

„Also zuvörderst dein Wohl, Emich,“ sagte der Fürst, der einen lockeren, gesteppten Hausrock angelegt hatte, und hob sein Glas. „Ich bin dir sehr verbunden, daß du meinem Wunsche, mich hier zu besuchen, so rasch nachgekommen bist. Ich habe längst das Bedürfnis gehabt, mich einmal mit dir auszusprechen. Deine Eltern und ich haben jahrelang in einem peinlichen Rechtsstreit gelegen. Tatsächlich war das Recht auf meiner Seite; die Wallheide war ein Teil der fürstlichen Fideikomisse und die gräfliche Linie nur Pächter. Interessieren dich die Einzelheiten, so kannst du sie im Archive einsehen. Zunächst aber lasst uns einmal das besprechen, was im Augenblick die Familie am meisten angeht.“

Er leerte sein Glas, und Leopold füllte es von neuem. Die beiden Prinzen saßen mit ausgestreckten Beinen in ihren Sesseln und rauchten. Ihnen schienen die Auseinandersetzungen des Papas ziemlich langweilig zu sein. Nicht so Emich; er war neugierig, wo hinaus der Fürst eigentlich wollte.

„Also höre,“ fuhr Ferdinand fort, nachdenklich die Aschenspitze seiner Zigarre betrachtend. „Dass Leopold auf Wunsch seines Paten, des Großfürsten Fedor Konstantin, bei den Poltowa-Reitern eintreten soll, ist kein Geheimnis mehr. Geheimnis ist aber noch — und ich bitte auch dich, es vorläufig als ein solches zu betrachten — der Grund seines Übertritts in russische Dienste. Ich will es kurz machen:

Leo soll, wenn die Kampagne im Balkan — woran kaum zu zweifeln ist — zugunsten Russlands entschieden wird, den Fürstenthron von Illyrien besteigen.“

Das kam Emich allerdings unerwartet. Er war förmlich erschrocken. Er fuhr in die Höhe und starnte den Onkel mit maßlos erstaunten Augen an.

„Von Illyrien, sagst du?! Von Illyrien, Onkel?!”

„Ja, Emich — so ist es. Von Illyrien. Die diplomatischen Vorbereitungen sind bereits unter der Hand getroffen worden. Der Wunsch nach einem deutschen Fürsten ging von Illyrien selbst aus. Der alte Marquis Veresco hat namens der Volksvertretung bei dem Fürsten Kursewsky, der die Armee Illyriens reorganisiert, die ersten Schritte getan. Kursewsky gab die Anfrage an den Zaren weiter, der sie wiederum dem Oberbefehlshaber der Balkan-Armee, dem Großfürsten Fedor Konstantin, überwies. Es konnte nur ein souveränes Haus, das im großen europäischen Konzert keine Rolle spielt, in Frage kommen. Daß Großfürst Fedor auf uns und speziell auf Leopold verfiel, ist seiner Freundschaft für mich zu danken. Bismarck hat mir persönlich in seiner liebenswürdig originellen Weise geschrieben: Deutschland habe gar keinen Grund, uns das Vergnügen zu missgönnen, die Illyrier auf den Damm zu bringen. Mit der europäischen Diplomatie sind wir also d'accord... Leo wird Ende des Monats abreisen und möglicherweise bald auf den Kriegsschauplatz berufen werden. Daß es meinem Vaterherzen nicht leicht wird, den Jungen sozusagen in die Fremde zu schicken, wirst du mir glauben, Emich. Aber der Gedanke, daß er berufen ist, den Glanz unsers alten Geschlechts im fernen Süden zu erhöhen, söhnt mich mit meinem persönlichen Empfinden aus. Wir sind hier im Wandel der Zeiten von einer intimeren Teilnahme an der großen Politik zurückgedrängt worden. Vielleicht wird Leopold einmal Besseres beschieden sein...“

Prinz Leo machte ein Gesicht, als ob ihm das herzlich gleichgültig sei, und wärmte seine Stiefelohlen am Feuer; erinnerte sich dann aber der Würde seiner neuen Mission, nickte lebhaft und versuchte, sich ein wenig Begeisterungsfreudigkeit zu geben. Um so interessierter war Emich geworden. Er erzählte dem Onkel von seiner Freundschaft mit Masseo Veresco, dem er noch gestern Lebewohl gesagt habe, und von seinen Sympathien für Illyrien: Wie selsam es ihn berührte, daß nun einer des Namens Schöningh die Fürstenkrone jenes Reichs tragen sollte, dessen Schicksal ihn so lebhaft beschäftigte. Und da wurde auch Prinz Leopold lebendig. Was dieser Veresco für ein Mensch sei? Ob man ihm nicht noch telegraphieren könne, seine Abreise aufzuschieben und vorher einen Besuch auf der Stubbachfeste zu machen? — Leo überschüttete Emich mit einem Schwall von Fragen, bis der Fürst schließlich ungeduldig wurde.

„Tu mir den Gefallen und laß mich zunächst einmal aussprechen, Leo,“ sagte er. „Wir haben mit Emich noch manches Wichtige zu erledigen; du kannst dich nachher zur Genüge mit ihm ausplaudern... Also, lieber Emich, wir bedürfen, da du gegenwärtig der Chef der gräflichen Linie unsres Hauses bist, die überdies nur auf deinen Augen ruht, auch deiner Zustimmung zu unserm Plane. Und das war der Hauptgrund, der mich dich herbitten ließ. Ich nehme an, daß du mit allem einverstanden bist, und möchte dich ersuchen, dich morgen mit dem Major Biegeleben, meinem Kabinettschef, in Verbindung zu setzen. Biegeleben wird dir eine Urkunde vorlegen, die deine Genehmigung zu dem beabsichtigten Übertritt Leos in russische Dienste mit allen seinen eventuellen Folgen ausspricht. Ich meine, es wird dir erst keine lange Überlegung kosten, sie zu unterzeichnen.“

„Gott bewahre, Onkel,“ entgegnete Emich, „ich bin mit Vergnügen dazu bereit.“

„Ich danke dir“ — und der Fürst erhob sich halb aus seinem Sessel und drückte Emich die Hand. „Leo, bedanke dich gleichfalls bei deinem Vetter!“

„Aber um Gottes willen, macht doch keine Geschichten!“ rief Emich, unwillkürlich heiter gestimmt über den tiefen Ernst, mit dem der Fürst, und mit Recht, seine Angelegenheit behandelte. „Leo, bleib sitzen! Besuche ich dich einmal in Garica, so revanchiere dich durch ein Paradediner, eine Hofjagd und das Großkreuz deines Hausordens!“

„Ich habe noch eine andre Revanche für dich,“ sagte Fürst Ferdinand. „Ich weiß nicht, ob du in den Einzelheiten unsrer Chronik so recht Bescheid weisst. Der Fürstentitel stand uns, dem ganzen Geschlecht, schon mit der Erwerbung von Stubbach zu, kam aber erst Ende vorigen Jahrhunderts, und zwar allein für die Stubbacher Linie, zur Bestätigung. Das war insofern eine Ungerechtigkeit, als ihr kein apanagierter Amt seid, sondern mit uns denselben Stammvater habt. Ich habe nun in Berlin durchgesetzt, daß der Prinzen- und Prinzessimentitel gleichmäßig allen Mitgliedern des Gesamthauses zuerteilt wird; selbstverständlich ausgeschlossen ist nur Hans-Carl, der seinen Rechten entsagt hat. Du wirst also nächster Tage die Genehmigung zur Führung des Prinzentitels erhalten, der auch deiner Nachkommenschaft ersten Grades zusteht . . .“

Emich war etwas verblüfft. Die Vettern beobachteten ihn neugierig. Sie mochten glauben, er würde, taumelnd vor Freude, dem Ohm um den Hals fallen. Aber Emich dachte nüchterner und praktischer.

„Es ist sehr liebenswürdig von dir, Onkel,“ antwortete er, „daß du dich so warmherzig meiner annimmst. Der Prinzentitel ist sicher sehr hübsch, und ich muß ihn ja wohl auch akzeptieren, da er mir aus dem Kabinett meines Allerhöchsten Kriegsherrn zugeht. Aber in eine gewisse Verlegenheit bringt er mich dennoch. Ein armer Baron geht allenfalls noch an.

Ein armer Graf ist schon fataler; es hat seine Schattenseiten, mit Erlaucht angeredet zu werden und dabei in Gedanken überschlagen zu müssen, wie lange die paar Taler im Portemonnaie noch reichen werden. Und nun gar ein armer Prinz! Onkel — ob ein Kommerzienrat nicht besser durch die Welt kommt?! . . ."

Der Fürst lächelte.

"Ich habe auch an die finanzielle Seite gedacht, Emich," entgegnete er. "Ich möchte deinen guten verstorbenen Vater noch im Grabe versöhnen — und da hab' ich mir denn erlaubt, die Einkünfte aus der Wallheide für dich anlegen zu lassen. Das ist immerhin eine sichere Rente von etwa zwölftausend Mark im Jahre. Mit dem, was du bereits besitzest, und dieser Revenue wirst du also auch als Prinz ganz leidlich leben können . . ."

Nun war Emich besiegt.

"Onkel," sagte er, "du machst mich schamrot. Ich — ich weiß gar nicht, ob ich dein Geschenk annehmen darf, denn ich weiß nicht, wie ich dir danken soll —"

"Von Dank ist gar keine Rede, Emich," fiel der Fürst ein. "Aber eine Gegengefälligkeit kannst du mir erweisen. Ich lasse Heinz bei den Garde-Ulanen eintreten. Das bedeutet die Ausöhnung des Kaisers mit mir, der mir lange wegen der dummen Geschichte von Sechsundsechzig gegrollt hat. Willst du dich nicht auch zu den Garde-Ulanen versetzen lassen? Es wäre mir eine große Beruhigung, wenn ich euch beide Vettern beim gleichen Regemente wüßte . . ."

Emich schwieg. Nun glaubte er zu verstehen. Es griff alles ineinander. Die Schenkung des Fürsten sollte der Bonbon für die Versetzung nach Berlin sein. Er sollte der Aufpasser Heinrichs werden, zugleich sein Prügeljunge . . . Erbitterung quoll in ihm auf. Sein Regiment verlassen — die alten Freunde, vor allem Mac Lewleß — um keinen Preis! . . .

„Onkel, vergib — aber das kann ich nicht. Das kann ich nicht. Ich habe mein Regiment lieb gewonnen — es würde mir sehr schwer fallen, es aufzugeben zu müssen. . . Stellst du die Versetzung als Bedingung —“

„Nein,“ fiel der Fürst lebhaft ein; die Wolke des Unmuts auf seiner Stirn verflog rasch. „Ich stelle keine Bedingung, gar keine. Es handelt sich lediglich um eine Bitte. Laß sie dir durch den Kopf gehen. Es hat noch lange Zeit . . .“ Er erhob sich plötzlich. „Es ist spät geworden. Ich will mich zurückziehen; das Diner hat mich ein wenig abgespannt. Aber laßt ihr euch nicht stören. Trinkt ruhig euern Rheinwein aus! Gute Nacht, Emich — gute Nacht, Jungsens! . . .“

Leopold und Heinz wurden lebendig, als der Vater das Zimmer verlassen hatte.

„Bassermann muß uns eine Cliquot herausholen,“ meinte Prinz Heinrich; „so jung kommen wir nicht mehr zusammen!“

„Und ein paar Bullen Porter,“ setzte Leopold hinzu. „Cliquot mit Porter; wer das beständig trinkt, hat seiner Zeit genug gelebt.“

Aber Emich war gegen diese Weltweisheit. Der Johannisberger sei so wundervoll, daß man sich zufriedengeben möge. Er füllte nochmals die Gläser. Die Prinzen schnitten Gesichter, fügten sich aber. Emich mußte auf Leopolds Bitte von Veresco erzählen. Am meisten amüsierte sich der künftige Thronkandidat Illyriens über die Nationaltänze, die Maffeo dem alten Obersten von Peuken im Feldmarschallssaale des Berliner Kadettenkorps hatte vortanzen müssen.

„Das ist kostbar, Emich!“ rief er und schlug sich lachend mit der Hand auf den Schenkel; „also Srapotka und Sassa-pulka — o, das vergess' ich nicht — damit imponier' ich dem Großfürsten! Ach, Emich, ich graul' mich vor Illyrien! Denke, nun komm' ich aus Heidelberg, wo wir eine prächtige Zeit verlebt haben, und soll sogleich nach dem ab scheulichen

Rußland! Die Pollowa-Ulanen haben zwar eine schmucke Uniform: pfirsichblütenrot und silbern — aber ich bitte dich: Was geht mich im Grunde genommen Russland an? Und Illhrien? Bismarck meint, der ganze Balkan könne uns wünscht sein — Emich, ich sage dir, wenn man mir heute die Wahl ließe zwischen dem Fürstenthrone Illhriens und den Kronprinzen-Kürassieren — ich würde lieber Lieutenant bei den Kronprinzen-Kürassieren!"

"Schafskopf," sagte Prinz Heinz. „Emich, über solch Geschwafel so kann sich nun nicht ärgern. Eine Fürstenkrone ist doch kein Butterbrot. Aber der Leo hat nicht die Spur Ehrgeiz im Leibe. Unten in Stubbach hat er mit der Tochter eines Bäckermeisters ein Techtelmechtele angeknüpft —"

"Heinz, ich verbitte mir deine Indiskretionen!" rief Leopold und bekam einen roten Kopf. „Du hast in Heidelberg einer Kellnerin eine Brosche und ein Armband und ein paar Ohringe geschenkt — wofür denn? haha — und ich habe nichts dagegen gesagt! Du tuft, als ob du mein Vormund wärst! Ich verbitte mir das! Was bist du denn?!"

"Na und du?! — König von Illhrien! Feine Anstellung. Tausend Franken Zivilliste und zu Weihnachten 'ne baumwollne Weste!"

"Bitte, lieber Bruder, ich überlaß dir den Vorrang. Du bist der Ältere. Aber ich will dir was sagen: Komm' ich einmal nach Illhrien, dann herrsch' ich auch souverän! Und was hast du denn bestenfalls zu sagen, wenn du erst Fürst von Schöningh-Stubbach bist?! Hast mit dem Kopfe zu nicken bei allem, was man dir von Berlin aus vorschreibt, und hast das Maul zu halten! Ich hält's nicht -- ich reiß' es gehörig auf -- ich --"

"Schwerenot, nun zahlt euch gefälligst nicht!" rief Emich. „Vorwärts, steigt in die Gläser! Was soll denn das heißen?!"

— Ob Stubbach oder Illhyrien — wo ein Schöningh steht, da soll er auch seinen Platz ausfüllen! Leo, wir sind unter uns. Ich begreife, daß dich die Fremde nicht reizt. Aber hast du einmal angenommen, so mußt du auch deine volle Kraft der neuen Stellung widmen. Sapperment, was muß das für eine Freude sein, ein noch halb barbarisches Ländchen nach und nach in einen modernen Kulturstaat umzuformen! Wahrhaftig, Leo — im Grunde genommen bist du besser daran als Heinz, denn dir steht wenigstens ein tüchtiges Stück Arbeit bevor!"

Prinz Leopold nickte.

"Sie ängstigt mich auch nicht," sagte er. „Ich hummle ganz gern, aber die Arbeit ist keine unebene Abwechslung. Und ich werde mich da in Illhyrien schon machen; mir soll keiner an den Kanthaken fahren. Aber, herrie, wir Vettern untereinander brauchen uns doch kein X für ein U vorzumachen, und wenn ich sage, ich würde lieber — — na, ich bin schon stille, sonst wirst sich Heinz wieder in die Brust und spricht mir Ehrgeiz und Ehrgefühl und was sonst nicht noch alles ab!"

Heinrich lachte gutmütig. „Es war nicht böse gemeint, Brüderlein sein. Prost — vertragen wir uns wieder! Russland und Illhyrien und du und deine Krone und das zurückbleibende Liebchen im Bäckerhause zu Stubbach — auf all das trink ich. Prost!"

„Prost, Heinz — prost, Emich! Ach, die kleine Mieze! Solche blauen Augen und ein paar Lippen . . ." Er wollte schwermütig werden. Aber Emich erzählte ihm, die Mädel in Illhyrien seien auch von schönem Schlage, prächtig gewachsen, und trügen den Kopf stolz auf den runden Schultern und hätten Feuer im Blick. Das tröstete Leo. Doch dann seufzte er wieder. „Die Mädel in Illhyrien! Lieben müssen sie mich schon, wenn ich ihr Fürst bin — aber so die rechte Liebe ist es doch nicht! . . ." Und er seufzte noch einmal.

Emich fand das so komisch, daß er herzlich auflachen mußte. Die Eintracht zwischen den Brüdern war aber wiederhergestellt. Und Emich mußte von neuem von Veresco erzählen, bis sich ganz leise die Tür öffnete und der alte Bassermann erschien, angeblich um nach dem Kaminfeuer zu sehen. Es war aber eine Mahnung, daß die Mitternachtsstunde vorüber sei; und um diese Zeit war noch niemals in der Kemenate der heiligen Rodogunde pokuliert worden.

8

Am folgenden Tage war ein Brachtwetter. Beim Frühstück hatten die Prinzen vorgeschlagen, eine Schlittensfahrt nach der alten Burg zu unternehmen. Graf Callomeo sollte mitkommen und den Erklärer abgeben: er hatte eine Geschichte der Burg geschrieben, die gratis verteilt wurde, und kannte jeden Stein auf dem „Steil“.

Vorher hatte Emich in der Hofkanzlei die Urkunde zu unterzeichnen, von der gestern abend gesprochen worden war. Major Biegeleben hielt das Papier schon bereit und reichte Emich die Feder. Dann stellte er sich in strammer Haltung neben dem Tische auf und machte sein gewöhnliches Nüßknäckergesicht. Der Alt vollzog sich ohne weitere Förmlichkeit und war dennoch ein historischer Augenblick. Nunmehr war die Bahn für den Prinzen Leopold frei.

Der Fürst hielt sich den ganzen Vormittag in seinem Kabinett auf. Währenddessen waren unten zwei Schlitten vorgefahren. Im ersten nahmen Emich mit Leopold, im zweiten der Erbprinz mit dem Grafen Callomeo Platz. In schlankem Trabe ging es durch die Stadt und in die Berge hinein.

Es war in der Tat eine wundervolle Fahrt über den knirschenden Schnee in klarer, kalter, sonniger Winterluft.

„Die Stubbach“, wie man die Talmulde nannte, in der die Stadt und die Feste lagen, war ganz mit leuchtendem Weiß gefüllt, und von den sie umgebenden Bergen glitzerte der reifübersponnene Tannenwald herab. Jede Weidung des Weges und jeder Durchblick boten neue Schönheiten. Da sah man plötzlich mitten im Tannendickicht einen Felsblock von riesiger Form auftauchen, den Schnee und Regen genäßt hatten, und die Feuchtigkeit war gefroren und umschillerte nun wie ein Glasnetz, das in allen Farben blinkte und blitzte, den steinernen Riesen.

Auch in der Stubbachklamm hingen überall von den zackigen Felsenstürzen große tropfende Eiszapfen herab, und der geschmolzene Schnee sickerte von der Höhe tausendfältig durch silbern leuchtende Rinnen in das brausende Gewässer hinein, das tief unten das schmale Bett der Klamm füllte. Dann öffnete sich wieder der Wald und gab eine weite Lichtung frei, die ganz weiß war und so stark glänzte, daß man nur mit zwinkernden Augen über sie hinschauen konnte. In der Mitte stand der übermannshohe Rumpf einer alten, längst gebrochenen Eiche; er war ausgehölt, und man pflegte ihn bei der Anstands jagd als Versteck zu benutzen. Jetzt aber saß ein riesiger Rabe auf dem Stamm und schaute stumm und sinnend ins Weite, ein schwarzer Fleck in der weißen Natur, ein Stück grübelnder Philosophie inmitten eiteln Weltglanzes.

„Pifffaff!“ rief Prinz Leo, und der Rabe erhob schwerfällig seine Flügel und flog mit widrigem Krächzen davon... „Sage mir, Emich, ist es nicht schön in unsrer Heimat? — Und ist es nicht ganz verständlich, daß ich mich schwer von ihr trenne?... Wenn ich erst in Illyrien festen Fuß gesetzt habe, dann können Jahre um Jahre vergehen, ehe ich die Stubbach einmal wiedersehe!... Übrigens fällt mir ein: Kennst du einen Hauptmann von Döring? Er hat sich auf

dich berufen — war, glaub' ich, dein Pagenoffizier im Kadettenkorps."

„Jawohl, — ich entsinne mich seiner. Er hatte einen ähnlichen „Hofpipp“ wie euer braver Graf Callomeo und fühlte sich eigentlich nur wohl, wenn er Parkett unter den Füßen hatte. Was ist mit ihm?“

„Ach, nichts Bedeutssames. Er hat den Abschied genommen und wollte bei Papa in Dienst treten, hat sich auch persönlich bei ihm vorgestellt. Und da er Papa gefallen hat, wird man ihn mir wahrscheinlich als Hofoberhensknecht mit auf den Weg geben... Nun paß auf, Emich: jetzt geht's über den Wirbelbach — und da liegt die Burg!...“

Da lag sie, auf der Höhe des „Keil“, der in Wahrheit keilartig, in tonischer Formation sich auf dem Plateau erhob und in seiner Hülle aus Schnee wie ein riesenhafter Zuckerhut ausschaute. In weit ausbauchenden Serpentinen zog sich der Weg den Hang hinauf. Man mußte langsam fahren. Die weißen, purpurrot befranzten Schneededen der Pferde, die sich beim raschen Trabe lustig wie vollgeschwollte Segel im Winde gebläht hatten, umschlotterten jetzt in weiten Falten Rücken und Wampen der Gäule, und das helle Klingeling der silbernen Schellen auf dem Geschirr wurde zu leisem, melancholischem Geläut. Die Kufen zogen tiefe Furchen in den jungfräulichen Schnee, der über Nacht gefallen war. Er lag hier oben füßhoch und hatte dem alten Wartturm, der noch immer recht trostiglich in das Land schaute, eine Nachtmüze aufgesetzt.

Vor dem Burghofe wartete schon, die Pelzkappe in der Hand, der Kastellan, ein früherer Diener von der Stubbachfeste, der hier ein kleines Häuschen bewohnte, das wie ein Schwabennest in lustiger Höhe an der Umfassungsmauer klebte. Nun stieg man aus und besichtigte zu Fuß die Trümmer des alten Kastells, und Graf Callomeo zeigte wieder, wie

vortrefflich er in der Geschichte des Schöninghschen Hauses und des Fürstentums Stubbach beschlagen war. Er warf mit mittelalterlichen Jahreszahlen nur so um sich und erzählte die gräßlichsten Scheußlichkeiten aus dem Bauernkriege, als ob es sich um harmlose Jagdgeschichten handle. Und immer mit unverändert ergebenem Gesicht, den Oberkörper vom ewigen Komplimentieren leicht vorgeneigt, wie allezeit höchst elegant gekleidet: in enganliegendem Gehpelz, mit blankem Zylinder und blanken Lackstiefeln — ein vollendetes Hofmann.

Es gab nicht allzuviel zu sehen. Oder doch erst, als man die Plattform des Wartturmes errekommen, die der Kastellan rasch vom Schnee gesäubert hatte, der nun in Billionen glitzernder Atome durch die Luft stäubte. Ja, von hier aus gab es schon etwas zu sehen: Da lag das ganze Land zu den Füßen der drei Schöninghs — tief unten, eingetrückt im Kesseltal, Städtchen und Schloß und ringsherum Berg und Tal, Ortschaft an Ortschaft, Perlen auf weißsammetnem Grunde — ein köstlicher Anblick. Hier und da sah man Schornsteine rauchen, die Schlote großer Fabrikanlagen. Der kerzengrade emporsteigende und in weiter Höhe zu kringeln und Ringen sich auflösende Rauch schien das einzige Bewegliche in der stillen und klaren Atmosphäre zu sein. Doch schon begann Graf Callomeo wieder mit seiner schier unerschöpflichen Weisheit und beschrieb, was man sah.

„Die Grenzen des Fürstentums waren ehemals bedeutend weiter gespannt,“ sagte er. „Blicken Sie nach Osten, wenn ich untertänigst bitten darf, da schob sich die Stubbach erheblich über die heutigen Grenzen hinaus und umfaßte auch noch die drei Basenstein, deren weiße Köpfe Sie in der Ferne sehen. Von der ältesten Zeit will ich gar nicht sprechen. Als Heribrand der Stolze, Ihr großer Ahnherr, meine gnädigsten Prinzen, noch auf diesem Felsen hauste, ich darf mir wohl zu sagen erlauben, wie ein Adler im Horst,

da mag sein Besitzreich vielleicht vier-, fünfmal so groß als das Fürstentum gewesen sein... Es waren bessere Zeiten," fügte er halblaut hinzu und fast wie in einen leisen Seufzer ausklingend...

Prinz Leo konnte im Übermut seiner Jahre nur mühsam das Lächeln unterdrücken, das ihm auf die Lippen treten wollte. Nein, war dieser Graf ein kurioser Herr! Fühlte sich geschwollt von feudalem Bewußtsein und lebte und webte in lächerlicher Ritterlichkeit und suchte seiner Seele heißestes Glück im Umgang mit Trägern altadliger Namen — und mußte doch von Ursprung schlichtweg Krause heißen. Krause aus Luckenwalde — das war die Ironie seines Lebens und blieb nun einmal das Skelett im Hause der Duca di Gamba dei Callomei, deren Herzogskrone er mutterseelenallein zu tragen verurteilt war.

Auch Emich hatte die schwermütige Redewendung von den „besseren Zeiten“ gehört, aber kein Lächeln zu unterdrücken brauchen. Als er hinabblickte in die unter ihm liegende weite weiße Welt, war wirklich etwas wie Sehnsucht in ihm aufgestiegen, hier frei und unabhängig herrschen zu können, so wie es die Ahnen seines Geschlechts zur Grafenzeit gekonnt hatten. Das alte Herrenbewußtsein quoll in ihm auf. Wahrhaftig — fast neidete er Leopold die Arbeit, die ihm bevorstand! Neidete ihm nicht die Krone, aber das Herrsein und alles das, was dieses Herrsein schaffen und geben konnte...

Callomeo war mit seinem Bericht glücklich zu Ende. Emich ließ noch einmal seinen Blick durch die Runde schweifen — da drüber, nach Westen zu, hinter dem langgesireckten Höhenrücken, mußte Seesenheim liegen — dann stieg auch er den Wartturm hinab.

Das Frühstück wurde in der Familie genommen, zum Diner waren aber wieder die Hofchargen geladen und die Diplomatie des Reichs, die sich in dem Staatsminister Doktor

Holdemann verkörperte, einem früheren Rechtsanwalt, der an die freisinnigen Regungen seiner Jugend nur noch mit Schaudern dachte und dabei das Unglück hatte, linkshändig zu sein. Es war behaglicher als gestern, auch der Fürst so aufgeräumt, daß er sogar zuweilen ein Scherzchen machte, belacht von den Hößlingen und sein belächelt vom Grafen Callomeo . . .

Am folgenden Vormittag reiste Emich wieder ab. Der Fürst umarmte ihn väterlich beim Abschied und küßte ihn nach russischer Sitte auf beide Wangen; seit Großfürst Fedor Konstantin sich so liebenswürdig bezeigte, hatte er sehr viel für Russland übrig.

„Addio, Emich — nochmals Dank und höre einmal: Überlege dir das mit den Garde-Ulanen! Und grüße die Tante Irmela — kannst auch den Wiegel grüßen — es schadet nichts, wenn er sich darüber ärgert . . .“

Die Prinzen umarmten den Vetter stürmisch. Leopold hatte ein verborgenes Tränentröpflein im Augenwinkel; er hatte sich mit Begeisterung an Emich angeschlossen.

„Wann werden wir uns wiedersehen, Emich?! Ach Gott, wann?! Schade, daß du schon fort mußt!“

„Ich besuch' dich so gewiß einmal in Illirien, wie zweimal zwei vier ist, Leo, mein Junge. Während eines Manöverurlaubs komm' ich hinunter.“

„Aber tu's auch, Emich! Hand drauf?“

„Hand drauf!“

Und doch mußte er den Handschlag brechen. Er sollte den kleinen Vetter nicht wiedersehen oder wenigstens nur den Sarkophag, der über dem armen Toten seine marmorne Pracht erhob.

Oben am Fenster standen die Prinzen und winkten und nickten herab, als Emich davonfuhr. Callomeo brachte ihn auf den Bahnhof, wo sich die Ehren des Teppichläufers und

der kleinen Treppe erneuerten. Der Graf blieb am Kupferfenster mit abgezogenem Zylinder stehen, bis sich der Zug in Bewegung setzte. Und als Emich aus dem Fenster zurück schaute, sah er noch immer diesen Zylinderhut glänzen. Er glänzte sogar in den Traum hinein, in den Emich müde versank, als er sich auf den Wagenpolstern ausgestreckt hatte, um die Geschehnisse dieser kleinen Reise zu überdenken ...

Bon der Station, bei der Emich aussieg, war Dorf Seesenheim in einer halben Stunde zu erreichen. Er mietete sich einen Bauernwagen und fuhr zwischen beschneiten Feldern und durch eine magere Kiefernforst seiner Geburtsstätte entgegen. Das war wiederum Heimatluft, die ihn hier umwehte. Er kannte sich gut aus. Da lag der Eibensee, auf dem er so oft Schlittschuh gelaufen war, blank wie ein großer Spiegel, und dicht an seinem Ufer die Försterei. Da lag das Vorwerk Erichshöhe, das sein Vater erbaut hatte und da Seesenheim selbst, ein winziges Dörfchen mit großer Kirche, hinter der der Park begann, in dessen Mitte das niedrige, ziemlich unscheinbare Herrenhaus sich erhob ... Auf der von wildem Wein umrankten Veranda standen immer die Eltern, wenn sie Besuch erwarteten — und auf den gemauerten Pfeilern am Parkeingang lagen noch die beiden schweren Kanonenkugeln, die aus dem Siebenjährigen Kriege stammen sollten.

Emich ließ sich nicht durch den Park, sondern auf den Wirtschaftshof fahren. Er wunderte sich darüber, daß man hier nicht den Schnee zusammengestampft hatte. Es sah öde und unwirtlich auf dem großen Hofraum aus. In einer Ecke lag, tief im Schnee steckend, ein Biberbühler Pflug mit verrosteten Scharen. Emich sprang vom Wagen, bezahlte den Kutscher und schickte ihn nach Hause. Kopfschüttelnd schaute er sich um. Ließ sich denn kein Mensch sehen?! —

Es war freilich ziemlich früh Winter geworden, und die Herbstbestellung mochte längst beendigt sein -- aber dieser seltsame Hof gewährte den Eindruck, als benuße man ihn überhaupt nicht mehr.

Schöningh öffnete die nächste Stalltür. Das hungrige Grunzen von Schweinen scholl ihm entgegen. Der Stall war erst vor einigen Jahren neu erbaut worden, doch böse vernachlässigt. Überall hingen dicke Spinnewebe; hier und da waren die Raufeneisen ausgebrochen; der Mittelgang starnte vor Schmutz, obwohl rechts und links Abführinnen gemauert waren.... Emich ging weiter. Im Kuhstall sah es nicht viel besser aus. Durch ein zerbrochenes Fenster drang die kalte Winterluft; durch ein zweites Loch im Fenster hatte man einen Strohwisch gesteckt. . Emich schwoll die Zornader auf der Stirn an. Als er wieder ins Freie trat, sah er vor der Tür des Inspektorhauses, das Mauer an Mauer mit der Wagenremise lag, einen alten Mann stehen.

„Settegast!“ rief er.

Der Alte stützte und legte als Schutz gegen die Blendung der Sonne die rechte Hand über die Augen. Dann schien es, als wankte er. Und plötzlich schrie er auf und stürzte Emich entgegen.

„Gnädiger junger Herr Graf — Erlaucht — o du mein Gott, o du mein Gott!...“

Er fiel in den Schnee vor Emich nieder und fing an zu weinen.

Es währte geraume Zeit, ehe der Alte seine Aufregung bemeistern konnte. Emich ging mit ihm in das Inspektorhaus; er wollte ein paar Worte in Ruhe mit Settegast sprechen, wollte Aufklärung haben. Auch Frau Settegast eilte ihm schluchzend entgegen, eine ganze Gesellschaft Kinder umringte ihn — er wies alle hinaus: erst wollte er den Inspektor hören

Nun saß er ihm gegenüber in dem niedrigen, sauberen Stübchen, in dem die Wanduhr unheimlich laut tickte und ein Kanarienvogel im Käfig zwitscherte.

„Also sprechen Sie, Settegast,“ sagte er. „Ich bin absichtlich unangemeldet gekommen. Ich wollt' einmal sehen, wie sich die Wirtschaft —“

Da fuhr Settegast in die Höhe — feuchend, blutrot und mit geballten Händen.

„Sauwirtschaft!“ schrie er. „Verzeihen mir Erlaucht den Ausdruck — es gibt keinen bessern für diese — —!... Lange genug hab' ich's mit ansehen müssen. Ich habe sieben lebendige Kinder, die könnt' ich nicht hungern lassen. Aber dem Herrn Grafen Wiegel hab' ich mehr als einmal zu verstehen gegeben, wie es hier sein könnte, wenn ordentlich gearbeitet würde! Was nutzte es mir! Der Herr Graf kam alle Jahre einmal her — immer zur besten Zeit, und wir wußten's sechs Wochen vorher. Da ließ sich ihm leicht Sand in die Augen streuen. Er fand alles in schönster Ordnung, und die Berichte und Bücher und Kassenauszüge waren es auch immer. Das macht Herr von Polzien schon so: stimmen muß es; ein Advokat kann's nicht besser. Herr von Polzien sorgte auch dafür, daß ich niemals so recht an den Herrn Grafen herankam — und über mich alten Esel lächelte der Herr Graf ja auch nur. Was versteh ich denn von der Sache?! Herr von Polzien ist der Administrator — das ist der Herr!...“

Es dauerte lange, ehe Emich so recht klar zu sehen vermochte. Settegast war so in Aufregung, daß er erst allmählich zu ruhigerer Berichterstattung kam. Seiner Ansicht nach wäre ein besonderer Administrator für Seesenheim gar nicht notwendig gewesen; unter dem verstorbenen Herrn hatte er die Buchhalterei auch unter sich gehabt. Aber Graf Wiegel wollte die Verwaltung anders geregelt wissen. Herr von

Polzien wurde engagiert. Das war ein geborener Livländer, natürlich aus deutschem Hause, aber mit seiner Familie zerfallen, weil man eines Tages entdeckt hatte, daß er als russischer Spion im Solde des Gouverneurs stand, eines eingefleischten Deutschenfeindes. Das wußte Graf Wiegel natürlich nicht. Die Polziens hatten auch Verwandte in Deutschland, und einer von ihnen hatte den jungen Mann an Wiegel empfohlen, vielleicht in der Hoffnung, daß er in einer selbständigen Stellung die Dummheiten der Vergangenheit wieder gutmachen würde. Polzien brachte nun Ordnung in Seesenheim. Er versuchte es mit Rübenbau, wo nie eine Rübe wachsen konnte, schaffte neue Saatkartoffeln an, die nicht gedeihen wollten, führte Fütterungsmethoden ein, die ganz umsinnig waren, gab die alte Schlageinteilung der Felder auf und nahm eine veränderte Fruchtfolge an, die der Boden nicht vertrug — kurzum, er wirtschaftete in so verkehrter Weise, daß an irgendwelche Erträge gar nicht zu denken war. Das ärgerte ihn, und um wenigstens nicht mit Unterbilanz zu arbeiten, begann er vom zweiten Jahre seiner Tätigkeit ab mit einem empörenden Raubbau, entvölkerte die Ställe, ließ große Flächen brach liegen, um an Arbeitskräften zu sparen, gab die Wiesen in Afterpacht und stand mit den Getreidejuden der Umgegend in ewiger Verrechnung. In den Büchern wurden phantastische Summen eingetragen: Ausgaben für Reparaturen, die man niemals ausführte, für Inventar, das nicht beschafft wurde, für Löhne, die man nicht zahlte. Und zeigte sich Graf Wiegel einmal, so wurden ihm die Dörfer Potemkins vor Augen gezaubert. Aber die ganze Herrlichkeit, die Wiegel sah — der sich übrigens nie länger als einen Tag in Seesenheim aufhielt — schwand bei seiner Abfahrt wieder. Da brach man die Dekorationen ab. Der Jude kam und holte sich das Vieh aus den Ställen zurück, belegte die Vorräte des Schüttbodens mit Beschlag

und ließ das Getreide mähen; die Tagelöhner wurden entlassen, die Felder verödeten — der Zauber war aus...

„Eine Sauwirtschaft, Erlaucht!... Der Herr Graf Wiegel ist schuldlos — oder vielmehr: der glaubt, seine Schuldigkeit getan zu haben. Er ist nicht der Herr, und der Administrator ist's auch nicht. Der Herr — nu, der Herr fehlt uns eben!“

Die Lippen zusammengebissen, die Stirn finster, das Gesicht blaß — so hatte Emich zugehört. Jetzt stand er rasch auf.

„Ich möchte Herrn von Polzien sprechen, Settegast. Sagen Sie mir: Ist's noch ein junger Mann oder ein älterer? Ich kenn' ihn nicht.“

„Ein junger, Erlaucht. So etwa Siebenundzwanzig, taxier' ich. Er wohnt drüben im Herrenhause. Aber nicht im ersten Stock, wie es bestimmt worden war. Da gefiel es ihm nicht; er bewohnt die Zimmer der alten gnädigen Frau Gräfin.“

„Die Zimmer meiner Mutter — — warte, Canaille!“ zischte Emich zwischen den Zähnen hervor.

Settegast warf einen halb furchtsamen, halb prüfenden Blick auf seinen jungen Herrn.

„Erlaucht vergeben: Eine Canaille ist der Mann wirklich, wenn er auch von Adel ist. Da hat er ein Frauenzimmer drüben — seine Haushälterin, die ihm die Wirtschaft führen soll...“

„Es ist gut, Settegast — ich will keine Einzelheiten. Ich werde ja selbst sehen. Hier — nehmen Sie meinen Pallash und geben Sie mir eine Reitpeitsche dafür!“

Der alte Mann wurde kreidebleich.

„Erlaucht — Herr von Polzien ist ein roher Bursche... Darf ich nicht mit hinüberkommen?“

„Wenn es Ihnen Spaß macht, gewiß. Aber“ — Emich sah, daß der Inspektor nach der Flinte griff, die an der Wand hing — „ohne Waffe, Settegast!“

Er ließ die Reitpeitsche durch die Luft sausen. Und just in diesem Augenblicke klopfte es mit starker Hand an die Tür. Und dann wurde die Tür jach aufgerissen.

„Settegäst,“ rief eine helle Stimme, „was sind das für Koffer, die auf dem Hofe...“

Herr von Polzien brach ab, auf der Schwelle stehenbleibend. Er sah Emich und wußte sofort, daß seine Stunde geschlagen hatte. Es zuckte in grimmigem Troze um seine Mundwinkel. Er verbeugte sich leicht.

„Graf Schöningh, wenn ich mich nicht täusche?“ sagte er.
„Sie kommen unerwartet, Erlaucht.“

„Und unverhofft, vermute ich.“

Der Administrator lächelte boshaft.

„Ich sehe, daß mein alter Freund Settegäst gut vorgearbeitet hat. Aber Erlaucht irren. Ich bedaure, daß ich nicht Befehl erhalten habe, Ihnen meine Bücher und Rechnungsbelege vorzulegen.“

Emich maß mit einem Blicke den vor ihm Stehenden. Polzien war eine schlanke, geschmeidige Gestalt, Schuhen und Muskeln; das Gesicht hübsch und glatt, doch auch von geistigem Ausdruck.

Schöningh bebte vor Zorn; er mußte sich gewaltsam zusammennehmen.

„Herr von Polzien,“ sagte er mit mühsam erzwungener Ruhe, „ich verstehe Ihre Äußerung nicht. Wer hat hier zu befehlen, wenn nicht ich?“

Der Administrator verbeugte sich spöttisch

„Herr Graf Wiegel — kein ander.“

Emich zuckte empor.

„Und bin ich nicht der Herr?“ schrie er.

„Gewiß, Erlaucht. Aber Sie sind noch minoren. Und zu gehorchen habe ich nur dem, der mich angestellt hat. Es steht Euer Erlaucht frei, sich Feld, Hof und Haus anzusehen

— jede Tür wird sich Ihnen öffnen — mit Ausnahme der Zimmer, die ich selbst bewohne. In meinen eigenen vier Pfählen hat kein Fremder etwas zu suchen.“

„So?!... Unter wessen Dache wohnen Sie? Unter dem meinen!... Herr von Polzien, ich bin hierhergekommen, mich persönlich vom Stand der Dinge zu überzeugen. Mein Vormund weiß darum und hat es gutgeheißen. Wollen Sie mich freiwillig durch die Ställe führen und mir Ihre Kassen- und Naturalienbücher, die Lohnhefte und sonstigen Belege der Buchhalterei übergeben?“

„Ich bedaure, Erlaucht — das werde ich nicht tun!“

„Schön. So enthebe ich Sie hiermit Ihrer Stellung. Zeigen Sie mir schriftlich an, was Sie zu fordern haben. Sie werden noch heute Haus und Hof verlassen. Die Übergabe erfolgt an den Inspektor Settegast. Ich bleibe hier, bis Sie mein Besitztum von Ihrer Anwesenheit befreit haben...“

Herr von Polzien machte eine hastige, wohl unwillkürlich drohende Bewegung. Auch in seiner Faust zitterte eine Reitgerte. Da räusperte sich der alte Settegast und schob seine hünenhafte Figur ein klein wenig zwischen die beiden jungen Männer.

Der Administrator lächelte wieder. Er hatte aus der Westentasche eine lockere Zigarette gezogen und drehte sie zwischen den Fingern.

„Wenn Erlaucht in der Tat hierbleiben wollen,“ sagte er langsam, „bis ich Seesenheim verlassen habe, so werden Sie sich für längere Zeit einrichten müssen. Ich habe durchaus nicht die Absicht, Ihren Wünschen nachzugeben. Ich bleibe — bis Graf Wiegel mir die formelle Kündigung zugestellt haben wird.“

„So werde ich Sie vom Hause werfen lassen, Herr!“ schrie Emich außer sich.

Das Gesicht Polziens wurde dunkelrot.

„Versuchen Sie es!“ schrie er zurück. „Bin mit andern fertig geworden und werd’s auch mit Ihnen noch werden, mein Gräflein!...“ Er stürzte davon und schmetterte die Tür ins Schloß, daß es krachte.

„Generalreinigung, Settegäst,“ sagte Emich, „das ist jetzt die Hauptache. Polzien wird nur der Gewalt weichen; also brauchen wir Gewalt. Glauben Sie, daß ich mich auf die Hofsleute, vielleicht auch auf die Bauern im Dorfe verlassen kann?“

„Gewiß, Erlaucht. Man hat unsre alte gnädige Herrschaft noch nicht vergessen — und Herr von Polzien ist allgemein verhaftet. Kein Mensch traut ihm. Man sagt, er halte es mit den Russen. Tagtäglich kriegt er Briefe von drüben ... Aber, Erlaucht, ich weiß nicht recht, was Sie wollen — weiß nicht ...“

„Ich will zeigen, daß ich der Herr bin, Settegäst — nichts weiter! Ich will mir meinen Besitz zurückerobern ... Trommeln Sie alles zusammen, was mir ergeben und zuverlässig ist! Und dann lassen Sie ein paar Leiterwagen anspannen, damit wir Herrn von Polzien mit seinen Siebensachen davonfahren können!...“

Der Inspektor gehorchte. Es konnte ihm so nur genehm sein. Es ging auch wirklich nicht anders. Mit Ach und Krach mußte die „Sauwirtschaft“ zu Ende gehen; dann erst ließ sich neu aufbauen.

Innerhalb einer Stunde standen im Schnee des Wirtschaftshofes gegen zwanzig Mann, altgediente Tagelöhner und auch ein paar junge Bauern mit ihren Knechten, durchweg rüstige Kerle. Und aller Gesichter lachten. Schade, daß Erlaucht, der Herr Graf, verboten hatte, dem Administrator zum Abschied den Buckel durchzubläuen; das wäre doch ein Vergnügen gewesen, das sich gelohnt hätte. Ihn so ganz

faust mit seinen Habseligkeiten auf den Leiterwagen zu legen und nach der Stadt zu fahren, war nicht nach der Leute Geschmack...

Emich betrat, Settegast und ein paar der Arbeiter mit sich nehmend, das Herrenhaus. Auch hier herrschte die gleiche schauderhafte Verlotterung, die sich auf dem ganzen Gehöft bemerkbar machte. Die Zimmer, die der Administrator bewohnte, waren verschlossen und wurden auch auf wiederholtes Anklopfen nicht geöffnet. Emich ließ den Schlosser holen und die Tür erbrechen.

Sie splitterte leicht aus dem Schloß.

Polzien stand in der Mitte des wüsten, nur spärlich möblierten und sehr unordentlichen Gemachs. In einer Ecke, hinter einem Kleiderrechen mit Röcken und Paletots hatte sich die Wirtschafterin verkrochen: ein großes, blaßes Frauenzimmer mit roten Haaren und schwarzen Augen. Sie lag auf den Knien und jammerte laut.

In dem Augenblick, da Emich eintreten wollte, hob Herr von Polzien die rechte Hand. Ein Schuß krachte — aber die Kugel pfiff an der rechten Schulter Emichs vorüber und schlug in die Wand.

„Lump du!“ brüllte Settegast und unterließ Polzien. Die Arbeiter eilten ihm zu Hilfe. Im Nu war Polzien zu Boden geworfen. Die Faustschläge der ergrimmten Leute hagelten auf ihn herab. Es kostete Emich Mühe, die Wütenden auseinanderzubringen.

„Läßt ihn!“ schrie er. „Stehen Sie auf, Herr von Polzien! Sind Sie endlich gewillt, das Haus zu räumen?“

Der Administrator erhob sich leuchend und wischte sich mit der Hand das Blut aus dem Gesicht.

„Ja,“ sagte er zähneknirschend. „Ich will mich nicht totschlagen lassen, drum geh' ich. Aber wir sehen uns wieder, Graf Schöningh! Ich bin ein Edelmann wie Sie —“

„Schande genug, daß Sie sich Edelmann nennen!“

„Warten wir ab, wer endgültig triumphiert!“

„Machen Sie sich nicht lächerlich mit Ihren Drohungen, Herr! Unten warten zwei Wagen auf Sie. Bezeichnen Sie die Gegenstände, die Ihnen gehören, damit wir so bald als möglich von Ihrer Gegenwart befreit sind...“

Es ging rasch. Die Wirtschafterin wagte sich aus ihrem Winkel heraus, immer noch heulend und jammernd, aber sich der Notwendigkeit fügend und mit Hand anlegend. Binnen zweier Stunden waren die Zimmer geräumt. Polzien verschwand plötzlich spurlos. Er hatte sich zu Fuß aus dem Staube gemacht.

Es war inzwischen Abend geworden. Hinter den Schneefeldern ging blutrot die Sonne unter, Funkentupfen in unermesslicher Menge über die weiten Flächen streuend

Emich hatte den Leuten im Krüge Bier und Schnaps geben lassen. Von dem alten Mobiliar des Hauses, das auf den Bodenräumen untergebracht worden war, hatte er ein Bett und einige andere Stücke in das ehemalige Arbeitszimmer seines Vaters schaffen lassen. Hier war auch geheizt und zudem ein Kaminfeuer entzündet worden. Frau Settegast erwies sich als eine gewandte und umsichtige Hausfrau.

Der Inspektor mußte die Bücher Polziens herbeischaffen. Privatbriefe Polziens lagen dabei, meist in russischer Sprache, die Emich nicht entziffern konnte. Es fiel ihm auch auf, daß sich in der zurückgelassenen kleinen Bibliothek des Verwalters Manglisten der preußischen Armee, Instruktionsbücher, Felddienstordnungen und derlei mehr befanden, darunter mancherlei, von dem er wußte, daß es als „geheim“ im militärischen Sinne behandelt wurde. Er ließ die Sachen verpacken und ging dann zunächst mit Settegast an die Durchsicht der Belege über Seesenheim. Aber das war ein mühevolleres Stück Arbeit. Mitternacht war vorüber, als Emich

erklärte, er könne nicht mehr. Doch auch an Schlaf war noch nicht zu denken. Die Gedanken überstürmten ihn; unruhig wälzte er sich im Bette hin und her.

Was sollte aus Seesenheim werden?! —

Eins war klar: Emich mußte sich künftighin selbst um seinen Besitz kümmern. Wiegel hatte sich seiner vormundschaftlichen Pflichten stets mit rascher Hand zu entledigen gewußt. Seine Korrektheit schützte Emich nicht vor dem Egoismus des Oheims. Graf August nahm die Abrechnungen, die Polzien ihm zusandte, in Empfang, falzte sie sauber zusammen und legte sie in das Archiv. Das war seine Arbeit. Die alljährliche oberflächliche Revision in Seesenheim nützte ebensowenig — das hatte sich gezeigt.

Das Auge des Herrn fehlte. Das war die Hauptache. Jegliches Besitztum will seinen Herrn haben. Und Emich fühlte, daß er Herr sein könnte, fühlte sich reif und alt genug, ob er gleich gesetzlich noch unter Vormundschaft stand. Der Gedanke, Herr zu sein, erfüllte ihn auch mit einem gewissen Stolz ...

Im Kamin verglommen die letzten glühenden Kohlenstücke. Ein Holzwurm pickte und sägte leise im Gebälk, und von draußen vernahm man das sachte Rieseln des fallenden Schnees.

Da überkam Emich, bei aller Unbehaglichkeit, die im Zimmer herrschte, ein Gefühl unendlich traurlichen Wohlseins. Er hüllte sich dicht in die Bettdecke ein und träumte von Vater und Mutter und seiner Kinderzeit. Und der holde Traum dünkte ihn noch seliger als das Stolzempfinden, Herr sein zu können ...

Er war früh auf am Morgen. Seine erste Arbeit war ein Telegramm an seinen Kommandeur, in dem er um vierzehn Tage Nachurlaub bat. Wollte er Ordnung in Seesenheim schaffen, so mußte es von Grund auf geschehen.

Aber das war schwer auf dem verwahrlosten Gute, um so schwerer, als Emich selbst nichts von der Landwirtschaft verstand und sich völlig auf Settegast verlassen mußte. Eine erneute genaue Durchsicht der Bücher zeigte die mannigfachen Fälscherkunststückchen, in denen Polzien sich geübt hatte. Der Administrator verschwand übrigens schnell genug aus der Gegend. Schon am zweiten Tage nach Emichs Ankunft erschienen ein paar Getreidehändler aus der Kreisstadt in Seesenheim mit allen möglichen Forderungen. Sie erzählten auch, daß Polzien Hals über Kopf seine Habe verkauft habe und „verreist“ sei. Niemand wußte, wohin. Seine rothaarige Geliebte hatte er im Gasthof mittellos sitzen lassen.

Eine Menge weiterer, meist freilich nur kleiner Forderungen wurde angemeldet. Sie wurden zu späterer Prüfung zurückgelegt. Vorläufig handelte es sich um die Aufstellung eines völlig neuen Bebauungsplanes. Settegast holte die Pläne der Feldmark hervor und machte seine Vorschläge. Dann ging es auf einem primitiven Schlitten hinaus ins Freie. Der Schnee verdeckte die Felder, aber Emich wollte sich wenigstens ungefähr über die Lage der Schläge und ihre Einteilung informieren. Das Inventar wurde geprüft. Totes und lebendes verlangte Nachbeschaffung. An Vorräten war so gut wie nichts vorhanden. Dagegen ließ sich die Reparatur der Baulichkeiten ohne erheblichen Kostenaufwand ausführen.

Immerhin stellte sich nach tagelang währender sorgfältiger Berechnung heraus, daß ein Kapital von gegen zehntausend Taler notwendig sein würde, um die Wirtschaft wieder in flotteren Gang zu bringen. Aus den Grundbuchakten hatte Emich schon in Stenzig ersehen, daß das Gut nicht erheblich über die Ritterschaftsgelder hinaus belastet war. Die notwendigen zehntausend Taler ließen sich also wohl auf hypo-

the karischem Wege beschaffen. Aber dazu war die Zustimmung des Vormunds notwendig.

Emich hatte bereits an Wiegel geschrieben und ihm Bericht über das Vorgefallene erstattet. Die Antwort erfolgte umgehend. Der Onkel bedauerte die „Décadence“, in die Herr von Polzien geraten sei. Sie könne übrigens nicht lange zurückdatieren, denn er selbst, Graf Wiegel, habe auf Seesenheim noch im vorigen Jahre alles in guter Ordnung vorgefunden. Doch er gebe Emich freie Hand; er sei überzeugt, daß sein lieber Neffe in jeder Weise korrekt verfahren werde.

Emich war froh darüber, daß ihm die vormundschaftliche Fessel genommen wurde. Er glaubte, Settegast vertrauen zu können. Der Alte saß länger als ein Vierteljahrhundert in Seesenheim und kannte Grund und Boden wie seine Tasche. Es war noch ein Glück, daß man den Winter vor sich hatte. Bis zum Beginn der Frühjahrsbestellung konnten die nötigen Neubeschaffungen ausgeführt und auch die Arbeitskräfte ergänzt werden...

Was Emich bei allem Ärger und allen Sorgen freute, war der Jubel im Dorfe, daß er die Verwaltung von Seesenheim in die eigene Hand nehmen wollte. Viele der kleinen Häusler standen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zum Gute; der und jener hatte auch noch unter dem alten Grafen gedient; die Vorwerke hatten manchen Knecht und manche Magd gestellt. Alle diese Leute waren von Herrn von Polzien brutal beiseitegeschoben worden. Es traf sich zufällig, daß während der Anwesenheit Emichs in Seesenheim auf dem Schulzenhofe eine Hochzeit stattfand: die jüngste Tochter des Schulzen heiratete einen jungen Bauern. Dazu wurde Emich geladen, und daß er kam, sogar in schmucker Uniform, erregte hellen Jubel. Am Sonntage besuchte Emich selbstverständlich die Kirche. Der Sitte gemäß wurde in das Endgebet auch der Patronatsherr eingeschlossen. Das

berührte Emich eigentlich. Der Patronatsherr war er; man betete für ihn wie für den König. Und war er nicht König auf seiner Scholle? ... An den Wänden der Kirche befanden sich einige alte Gedenktafeln. Unter diesen eine für einen Herbrand Gotthold Schöningh, der als Johanniter bei der Eroberung Maltas durch Bonaparte gefallen war. Das achtspitzige Kreuz schmückte auch die Gedenktafel, und als Umschrift um dies Kreuz stand der alte Ritterschlagspruch „Besser Herr als Knecht“. Der Spruch beschäftigte Emich lebhaft. Er war der Inbegriff feudalen Empfindens, und doch auch viel mehr. Er pries im Herrsein die Macht des Herrschens, aber nicht allein über andere, sondern auch über sich selbst — im Gegensatz zu dem Knechtsein begehrlicher Wünsche und schlechter Leidenschaften. Und in dieser Kirchenstunde nahm Emich sich vor, dem alten Rittersprüche auch nach seines Inhalts idealer Deutung zu folgen. Wer Herr sein will, darf nichts Knechtisches in der Seele tragen ...

Kurz vor seiner Abreise von Geesenheim erhielt Emich noch einen seltsamen Brief. Die Briefmarke war russisch und trug den Poststempel Wilna. Auf einem groben Bogen Papier waren die Worte geschrieben: „Ich geh' nicht für immer. Wir rechnen noch ab, Schuft! P.“ Das war die letzte Drohung des Herrn von Polzien. Emich lachte ihrer, zerriß den Brief und ließ die Zeichen über den Schnee flattern. Der Wind mochte sie weitertragen ...

Klempin war in voller Aufregung. Dass Schöningh vom Grafen zum Prinzen befördert war, interessierte vom Bürgermeister bis herab zum letzten Bäckergesellen Meister Nitschkés die ganze Stadt. Es war ein Ereignis, wie es die Chronik Klempins noch nicht aufzuweisen hatte. Der Bürgermeister träumte mehrere Nächte hindurch von einem großen Orden, der in der Gestalt eines schwarzen Greifen durch die Luft

geslogen kam und sich auf seiner Brust niederließ. Sehr sinnig feierte Frau Bäckermeister Mischke die Standeserhebung ihres vornehmsten Kunden. Sie ließ eine Krone aus Butterteig backen und schickte sie durch Bob mit dem Morgenfrühstück an Emich. Bob war wie aus dem Häuschen. Daß sein geliebter junger Herr nun gar noch Prinz geworden war, regte seine Phantasie mächtig an und machte ihn sehr stolz. Die übrigen Burschen schaute er nur noch über die Achsel an und log ihnen das unglaublichste Zeug vor; zum Beispiel, daß sein Herr direkt vom Kaiser eine Krone aus purem Golde und auch ein Zepter geschenkt bekommen habe — das läge beides oben auf der Kommode, und jeder könne es sehen. Und jeden Tag müsse Prinz Schöningh diese Krone wenigstens eine Stunde lang tragen; das sei Befehl — gewöhnlich setze er sie sich des abends vor dem Schlafengehen auf den Kopf, und damit sie nicht drücke, sei sie inwendig gefüllt. Bob gab sein Ehrenwort, daß alles dies wahr sei, sonst würde er es nicht erzählen. Und es sei sehr leicht möglich, daß sein Herr auch noch einmal König würde; zuerst würde man immer Prinz und dann König ...

Oberst von Hildringen gratulierte in seiner rauh burschikosen Art, als Emich sich bei ihm vom Urlaub zurückmeldete. „Schauden soll's Ihnen bei uns nichts, daß Sie nun Prinz geworden sind, Schöningh,“ meinte er schmunzelnd. „Wenn mich dieser Blitzstrahl getroffen hätte, wär' mir's unangenehm — von wegen der Wäsche und der Pferdededden, da muß doch nun überall die Krone umgestellt werden. Und was das kostet! ...“ Und dann rief er mit gewaltiger Stimme: „Mi, Mé, Ma! Kommt mal alle rein! Macht eure Reverenz vor unserm neuen Prinzen! ...“ Und das Dreiblatt trat an, niedlich und häuslich anzuschauen: Mi in der Schürze und mit rotem Gesichtchen, denn sie hatte in der Küche zu tun gehabt — Mé im Kopftuch, weil sie gerade Staub wischte,

und Ma im Malerkittelchen, denn sie tuschte zierliche Blumen auf Tonvasen, die sie dann an einen Dreimarkbazar nach Berlin verkaufte. Alle drei knixten und wünschten Emich Glück und schnabberten viel und nannten ihn Erlaucht, Durchlaucht, Serenissimus, Hoheit und „mon prince“ durcheinander, und die kleine Mi, die man immer schon von weitent an ihrem Kichern erkennen konnte, sagte sogar „Fürstliche Gnaden“...

Graf Enden hielt Emich eine schöne Rede, und noch schöner sprach der Major von Blohme, der Emich darauf aufmerksam machte, daß die Pflichten, die nunmehr an ihn „als Menschen wie als Offizier“ heranträten, ungleich höhere seien als vordem; mit seinem erlauchten Namen müsse Emich den Untergebenen ein doppelt leuchtendes Vorbild sein — und was des Wohlangebrachten und Guten noch mehr war.

Natürlich wurde er beim gemeinsamen Mittagsmahl im Kasino mit großem und allgemeinem Hallo empfangen. Das Verlangen, seinen Prinzentitel in solennner Weise zu feiern, war lebhaft, und so ließ Emich denn eine Batterie Goldköpfe auffahren, und da die meisten Herren am Nachmittag dienstfrei waren, zog sich die Sitzung ziemlich lange hin. Dafür war sie auch um so angeregter. Besonders Sassenhausen und der junge Graf Kiepert waren in tobender Ausgelassenheit und wußten vor Übermut nicht, was sie alles für Dummheiten angeben sollten. Und als die älteren Offiziere sich zurückgezogen hatten, schlug Sassenhausen in kleinem Kreise einen lustigen Tempel vor, an dem ein paar leichtsinnige Kameraden sich mit Begeisterung beteiligten, während Emich seinen Paletot anzog, um Mac Lewleß zu begrüßen. Sein Freundschaftsverhältnis zu Saß hatte sich in letzter Zeit ein wenig gelockert. Vor allen Dingen hatte es ihn geärgert, daß Sassenhausen bei Gelegenheit ein paar gut gemeinte Worte über seinen bedenkllich werdenden Lebenswandel mit der

Kedensart zurückwies, Emich möge sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern . . .

Mac Lewles empfing den Freund herzlich wie immer, entschuldigte sich auch, daß er dem Mittagessen nicht habe beiwohnen können, weil ihn wieder eine Migräne gepackt hatte, an der er in letzter Zeit häufiger litt. Er zog sich mehr als je zurück und kam nur noch selten in das Kasino. Sein sich steigerndes Sonderlingswesen erregte auch Emichs Bedenken. Es war eine Bewegung zur Verinnerlichung, die sich aus dem Wesen Geralds recht wohl verstehen ließ, die ihn in ihrer ^{alles} rein Außerliche schroff ablehnenden Entwicklung aber den Kameraden schließlich gänzlich entfremden mußte. Und das widersprach naturgemäß dem Gefühl der Zusammengehörigkeit im Offizierkorps und mußte auch Blohmes Abneigung gegen Mac Lewles verstärken. —

Am Sonntag ritt Emich nach Stenzig hinüber. Graf Wiegel war über die Grenze nach Rottau gefahren, um mit Herrn von Riehov eine geschäftliche Angelegenheit zu erledigen und wurde erst am Nachmittag zurückgerwartet. So stand Emich Tante und Cousine zunächst allein vor, und das war ihm nicht unlieb.

Die Tante empfing ihn selbstverständlich mit hellem Jubel.

„O du mein Dickerchen — darf ich dich denn noch so nennen? Verleze ich damit nicht den Respekt vor dem Majestätlichen in dir? Denn du bist doch nun eine ganze Ecke höhergerutscht und kannst, denk' einmal, welche Ehre, bei Hofe den Regierungsräten erster Klasse vorangehen! Na, ich sage, da hat der Ferdinand doch mal was Gescheites gestiftet! Wenn ich nun nicht verheiratet wäre, dann könnte ich's am Ende auch noch bis zur Prinzessin bringen! Aber es ist mir so schon lieber; die Hauptache ist, daß ich Dickerchens Tante bleibe.“

Nun trat Ruth ein, lachte, machte eine tiefe Hofverbeugung und sagte:

„Nehmen Euer Durchlaucht auch von hochdero unwürdiger
Base in exsterbender Devotion untertäigste Gratulation in
Gnaden entgegen. Möge die Sonne Eurer fürstlichen Durch-
laucht strahlender Huld auch fürderhin zeitweilig über meinem
Haupte leuchten und mir Kraft geben, in so unmittelbarer
prinzlicher Verwandtschaft dies elende gräßliche Dasein noch
weiter zu ertragen!“

Worauf Emich erwiderte:

„Neige dein Haupt in Demut, mein Kind, und empfah'
einen Kuß als Zeichen dafür, daß ich dir auch künftighin
gewogen bleiben werde . . .“

Nun frühstückte man in heiterer Laune miteinander, und
Emich erzählte dabei ausführlich von Stubbach, dem Onkel
und den Vettern und von den Geschehnissen in Seesenheim.

Diese letzteren empörten die Tante ungemein.

„Weißt du, Dickerchen,“ sagte sie, „die Unredlichkeit Pol-
ziens ärgert mich noch weniger als die Gemeinheit, daß
man den guten Onkel so an der Nase herumgeführt hat.
Wenn der Onkel nach Seesenheim kam, war immer alles in
Ordnung, und kaum war er wieder fort, so herrschte die
größte Lodderei. Der Onkel weiß sich ja sehr zu beherrschen,
aber ich hab' es ihm doch angemerkt, wie ihn diese Nieder-
trächtigkeit gewurmt hat.“

„Ich auch,“ setzte Ruth hinzu. „Aber unter uns, Mama:
Meiner Ansicht nach hätte das alles nicht vorkommen dürfen.
Hätte auch gar nicht vorkommen können, wenn der Papa
seine Vormundschaft, sagen wir, etwas weniger bürokratisch
gehendhabt haben würde.“

„Ruthchen, ich bitte dich, laß solche Äußerung nicht etwa
einmal dem Papa gegenüber fallen! Du kennst ihn ja“ . . .

„Gewiß kenne ich ihn und habe auch durchaus nicht die
Absicht, ihn unmöglich aufzuregen. Jedenfalls war es das
einzig Richtige, daß Emich seine Angelegenheiten in die

eigene Hand genommen hat. Er wird vielleicht weniger
korrekt als Papa, aber praktischer und zugreifender verfahren.
Das hat er schon dadurch bewiesen, daß er Herrn von Polzien
nicht erst verklagt, sondern einfach hinausgesenkt hat . . .
Bester Emich, du wächst in meinen Augen!"

"Merci, Kusine. Wachse ich wirklich — ich spür's noch
nicht recht — so verdank' ich das lediglich der Einsicht, daß
man auch Herr sein muß, wenn man, dank einem gnädigen
oder zweifelhaften Geschick — wie man es auffassen will —
nun doch einmal als Herr geboren worden ist."

"Richtig, Emich! Es ist merkwürdig: Herr von Rießow
sprach sich neulich einmal in ganz ähnlicher Weise aus."

"Rießow? — Wird der Weg zwischen Rottau und Stenzig
jetzt mehr befahren als sonst?"

Die Tante nickte.

"Ja, Emich. Zwischen dem Onkel und dem Rottauer hat
sich sogar eine Art Freundschaftsverhältnis ausgebildet. Früher
konnten sie sich nicht leiden. Da haderten sie immer von
wegen Rießows sogenannter Weltanschauung miteinander."

"Bei Leuten von Bildung," meinte die Komtesse, „sollte
das der geringste Grund zu Streitigkeiten sein. Denn schließlich
ist jeder der Meister seiner eigenen Seele. Ich kann mich per-
sonlich übrigens nur darüber freuen, daß Herr von Rießow
sich jetzt öfters einmal in Stenzig sehen läßt. Von der ganzen
Nachbarschaft ist er der einzige, der Geist und Wissen besitzt;
man kann mit ihm doch auch über etwas andres sprechen
als über die Jagd, den Stand der Felder und die Politik."

"Ja — ja," saate die Gräfin gedehnt, „das kann man
immerhin . . ."

Emich schwieg; seine Sympathien waren nie auf der
Seite des Rottauers gewesen. —

Wiegel kehrte am Spätnachmittage heim. Er hatte eine
längere und ernst geführte Auseinandersetzung mit Emich.

Aber trotz alles Windens und Drehens und trotz aller schönen Worte merkte Emich doch, daß es dem Grafen nur lieb war, sich entlasten zu können. Er mußte die Vormundschaft allerdings noch behalten, aber es sollte sich dabei lediglich um die Erfüllung einer formalen Notwendigkeit handeln.

„Du siehst also, wie sehr ich dir vertraue, Emich,“ sagte er. „Nun ja, es hat Zeiten gegeben, in denen ich mich deiner minder sicher fühlte. Und auch heute gehen deine und meine Grundsätze noch manchmal auseinander. Ich würde beispielsweise in der Angelegenheit Polziens anders verfahren haben. Wir leben nicht mehr im Zeitalter des Faustrechts. Aber an dem Geschehenen läßt sich nichts ändern, und den Umständen nach ist es ja auch ganz gut so. Du bist also fortan dein freier Herr. Wie sich dein militärischer Beruf und die Pflichten, die er an dich stellt, mit der Notwendigkeit einer subtilen Überwachung deines Besitzes vertragen wird, weiß ich freilich nicht. Die Großmut deines Onkels Ferdinand — hm — ich kann mich noch gar nicht an den Gedanken gewöhnen — erleichtert dir ja manches. Aber — na, ich will dir nicht mit der ganzen Reihe ‘Aber’ kommen, die ich auf der Zunge habe: jedenfalls weißt du, daß ich immer bereit bin, dir mit Rat und Tat beizustehen, wenn du meiner einmal bedarfst . . .“

Emich bedankte sich mit liebenswürdigen Worten. Das mußte er schon, obwohl er der Überzeugung war, daß bei dem Onkel zwischen Rat und Tat sich Ströme auftun würden, nicht immer leicht überbrückbar. Er hatte die Erfahrung für sich.

Die Zeit verrann. Venztürme schmolzen den Schnee und weckten die schlafende Welt. Der Sommer zog über das Land und starb in der Umarmung des Herbstes, und abermals kam der Winter. Ein Jahr reihte sich an das andere —

und während die kleine Garnison, wie durch Zauber spruch gebannt, unveränderlich in ihrer gleichförmigen Langeweile, allen Wandel der Tage über sich hinwegrollen ließ, vollzogen sich draußen in der großen Welt tiefgreifende Umgestaltungen.

Eine internationale Konferenz der europäischen Staatsmänner regelte die Verhältnisse im Balkan. Nach Jahrhunder ten der Unterdrückung konnte auf Illyriens blutgetränktem Boden die Freiheit endlich ihr wehendes Banner entfalten. Und als Apostel der Freiheit zog, von der Bevölkerung mit Palmenreisern und brausendem Jubel empfangen, ein junger deutscher Prinz als Fürst von Illyrien in die Landeshauptstadt Garica ein . . .

Von diesem Tage ab hieß sich Emich die Kölnische Zeitung, die einen besonderen Korrespondenten in Garica hatte und fast allwöchentlich ziemlich ausführliche Stimmungsberichte aus dem neuen Fürstentum brachte. Unter dem mächtigen Schutze Russlands schienen sich die Zustände in dem kleinen Staate allgemach ordnungsgemäß entwickeln zu wollen. Das Suzeränitätsrecht des Sultans beschränkte sich nur noch auf Außerlichkeiten; die Proklamierung seiner Konstitution sicherte Illyrien seine Unabhängigkeit, aber freilich hinter der Konstitution stand der Russen, in einer Hand die Kneute, in der andern halb offnen den lockenden Rubel. Trotzdem schien das Volk zufrieden zu sein; der Glücksrausch währte fort. Unzweifelhaft hatte Fürst Leopold einen vortrefflichen Berater in dem Marquis Veresco, der zu einer Art illirischen Nationalhelden geworden zu sein schien. Veresco war ein Mann der Kompromisse, ein vorsichtiger Diplomat, der sich vor dem Zaren tief zu neigen verstand und im geheimen fort und fort und ratslos daran arbeitete, seinem Vaterlande die völlige Autonomie zu sichern. Es war klug gehandelt von Leopold, daß er die Pläne des Alten nicht aus eigener Machtvollkommenheit durchkreuzte.

„Du glaubst nicht,“ schrieb Masseo Veresco eines Tages an
Emich, „wie man hier in Garica und auch auf dem platten
Lande Deinen Better vergöttert. Ich kann Dir gegenüber ja
offen sein. Vielleicht entfinnst Du Dich, daß ich Dir eines Tages
einmal sagte, es wäre das beste für uns, man setzte uns einen
kleinen europäischen Fürsten auf den Thron. Denn wäre
einer aus dem einheimischen Hochadel zur Regierung gekom-
men, so würden Nepotismus und Eifersüchtelei uns binnen
kurzem von neuem der Revolution in die Arme gestürzt haben.
Und Fürst Leopold macht sich gut. Das ‚macht sich‘ ist wörtlich
zu nehmen. Er ist kein Genie (trotzdem er Dein Better ist —
tu ne dois pas m'en vouloir, aber Du verstehst schon, wie ich
es meine), doch er weiß sich famos in Positur zu setzen. Er
ist mit allem einverstanden, was ihm die Minister vorschlagen,
tut aber dabei so, als wäre er absoluter Herrscher. Und dann
seine rosige Jugend! Die entzückt unser leicht empfängliches
Volk am meisten. Zudem ist er auch noch blond und sieht
immer so appetitlich und frisch gewaschen aus, daß es vom
Meer bis zum Rhodogas-Gebirge kein Frauenzimmer bei
uns gibt, das sich nicht bereits in ihn verliebt hätte. Hättest
dabei sein sollen, als er neulich auf dem Mudritischen Felde die
erste Parade über die neugeschaffenen Regimenter abhielt!
Er selbst in der schimmernden Generalsuniform seiner Hei-
dugengarde — schimmern muß bei uns alles, sonst sind wir
nicht glücklich — strahlend wie der junge Siegfried in Euerm
Berliner Opernhouse, den blanken Säbel in der Faust, auf
seinem prächtigen Schimmel die Front herabgaloppierend.
Die Soldaten jauchzten einfach — und ich habe mitgejaucht,
nicht nur, weil dieser junge Fürst einen mir ach, wie lieben
Familiennamen trägt, sondern weil auch ich begeistert war von
seiner frischen Kraft und sieghaften Schönheit. Kurzum: Fürst
Leopold scheint gerade der zu sein, den wir brauchen. Scheint,
sage ich, denn sein Regimenter hat ja eben erst angefangen.

Und eben, weil ich glaube, daß wir mit einem selbständigeren, mehr nach Großem und Hohem strebenden Herrscher bei der Eigentümlichkeit unsrer Verhältnisse vielleicht durchaus nicht besser fortgekommen wären, deshalb unterdrücke ich auch manche meiner Herzenswünsche — Wünsche, die selbst mein Vater nicht kennt... Und nun noch eins, liebster Emich: Der Fürst sagte mir gelegentlich, daß Du einmal einen Manöverurlaub benutzen wolltest, uns hier zu besuchen. Gott, würde das eine Freude sein! Und auf diese Freude hin mache ich Dir das anliegende Geschenk: eine vor kurzem erschienene französisch-illyrische Grammatik nach Art der Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbücher; studiere ein bißchen darin herum, damit Du bei Deinem Besuche nicht ganz allein auf die deutschen Freunde und die international abgeschliffenen angewiesen bist..."

So schrieb Beresco. Er schrieb anfänglich öfters; dann erlahmte die Korrespondenz, wie auch der Wunsch Emichs, Illyrien kennenzulernen, sich allgemach verlor. Er hatte in der Heimat genügend zu tun.

Er war nun auch gerichtlich majoren erklärt worden. Seiner geistigen und körperlichen Reife nach war er allerdings längst mündig. Ein Jüngling noch, war er doch schon ein ganzer Mann. Ein Mann in dem geraden verständigen Ernst seiner Lebensanschauung und der Strenge seiner Gesinnung. Er hatte anfänglich geglaubt, sich nach seiner Standeserhöhung auf größerem Fuße einzurichten zu müssen, aber er gab diese Absicht rasch auf. Er blieb in seiner Wohnung oberhalb der Mohren-Apotheke und änderte auch in seiner Lebensführung nichts. Der einzige Luxus, den er sich gönnen konnte, war eine Vergrößerung seines Stalles und seiner Bibliothek. Er schaffte sich noch ein drittes Pferd an, den „Emir“, und erhöhte das Budget für seine Bücher. Noch immer war Mac Lewleß sein geistiger Berater. An die Stelle der schönen Literatur waren Geschichte und Kulturgegeschichte getreten. Auch eine Anzahl

landwirtschaftlicher Werke ließ er sich kommen, um dem alten Settegast gegenüber nicht gar zu sehr als Laie in agrarischen Dingen zu erscheinen.

Die Aufwirtschaftung von Seesenheim erforderte mancherlei Opfer. Das war auch der Grund, der Emich nötigte, sich nach anderer Richtung einzuschränken, und der Grund dafür, daß er den versprochenen Besuch in Illyrien von Jahr zu Jahr weiter hinausschob. Denn jeden Urlaub benützte er, sich persönlich von dem Stand und dem Fortschritt der Dinge in Seesenheim zu überzeugen. Das Herrenhaus war wieder auf wohnlichen Fuß eingerichtet worden; hier pflegte er auch den längeren Urlaub zu verleben, der den Offizieren gewöhnlich nach Ablauf der Herbstmanöver bewilligt wurde. Das war für ihn immer die kostlichste Zeit im Jahre. Er war kein Feind der Einsamkeit; sie hatte für ihn die heiteren Reize eines ruhigen Sichselbstlebens, unbeeinflußt vom Dienst des Tages und dem oft genug nicht minder harten Dienst der Gesellschaft. Und nur hier empfand er das Glück, im besten Sinne Herr sein zu können. Hier war er es ganz. Seine Scholle war sein Reich. Er gab und nahm und hatte nur sich allein Rechenschaft darüber zu erstatthen, ob das, was er gab und was er nahm, das rechte war. Aber er blieb sich diese Rechenschaft nicht schuldig. Er war auch streng gegen sich selbst. Das „Besser Herr als Knecht“ stand noch immer in Goldbuchstaben über der Denktafel des alten Gotthold Schöringh in der Kirche zu Seesenheim — und in seiner schönsten Bedeutung hatte dies Wort in der Seele Emichs Leben empfangen. Es wohnte da in Seesenheim in der Pfarrei ein alter, emeritierter Geistlicher, der schon die Ehe der Eltern eingefestigt und Emich getauft hatte; der sagte eines Tags zu Emich, als dieser ihn besuchte: „Durchlaucht, wo ich hinhöre, erzählt man Gutes von Ihnen. Segne Sie der liebe Gott, auf daß Sie bleiber mögen, was Sie find: ein echter Edelmann!“

Ob er das war? — Vielleicht hatte der alte Pfarrer recht: Jedenfalls stckte etwas von echter Edelmannsnatur in Emich. Er war nicht frei von mancherlei kleinen Vorurteilen, doch sie beherrschten ihn nicht. Er war auch kein Himmelsfhrmer, sondern nur ein redlich empfindender Mensch; selber ein rechtschaffner Arbeiter und ein gütiger Arbeitgeber den andern. Er war warmherzig und rasch von Entschluß, ohne sich von seinem Temperament fortreiben zu lassen; war kein Genie, aber fleißig und voll guter Gaben, wenn es ihm auch an Weltklugheit mangelte. Und was ihn am besten als freisässigen Edelmann reinen Schlages charakterisierte: er war keine Höflingsnatur, die sich im Schanzendienst wohl fühlt, sondern durch seine Adern quoll und seine Seele füllte und alle seine Fibern schwollte ein starkes Unabhängigkeitsgefühl.

Es war, als hätte der Schöpfer in ihm nachgeholt, was er seit einem Jahrhundert den Fürstendienern auf der Stubbachfeste versagt hatte. Als lebte in Emich der trozige Herrenstolz wieder auf, der einst die alten Schöninghs beseelte, die bei den Kaiserwahlen auf der Grafenbank saßen und ein Gewichtiges mitsprachen, wenn man zu Speyer und Worms und Frankfurt den Reichstag zusammenrief. Und dieser Unabhängigkeitstrieb wuchs, wenn Emich in der Herbstfrühe oder im Dämmerschatten des Abends über sein Land ritt und Feld und Wald und Wiese zu seinen Füßen sah. Dann jauchzte sein Herz: das ist mein! — Aber es war nicht nur die Freude am Besitz, an dem Erbe, das er von neuem erwarb, sondern auch das Frohempfinden, Herr zu sein, das ihn erfüllte. Mit diesen autokratischen Regungen verband sich jedoch bei ihm immer noch ein jenen strikten widerstrebbendes Gefühl: das eines unbewußten Sozialismus. Gleich sich wollte er auch die Seinen glücklich wissen in dem Bewußtsein, innerhalb gewisser Grenzen Herr sein zu können. So gab er den Leuten keine Deputate außer ihrem Lohn, sondern freies Land zu

eigner Bewirtschaftung, Feld und Garten und begann schließlich auch mit dem Bau neuer Einfamilienhäuser. Das führte nun zu einem großen Kampf mit Settegast. Kaum hatte man das Gut so weit in die Höhe gewirtschaftet, daß es leidliche Erträge abwarf, da begann auch schon wieder die Verschwendug. Settegast murkte. Ganz unrecht hatte er nicht. Mit der „Verschwendug“ war es freilich nicht so schlimm, denn Emich lebte sparsam, und der Bau der neuen Leutehäuser kostete nicht allzu viel. Aber die Häusler selbst begannen mit dem Besitz des Eigenen anspruchsvoller zu werden und waren unzufrieden, wenn sie nicht genügend Zeit fanden, ihr Land zu bestellen. Trotzdem wünschte Emich keine fremden Arbeiter, wie man sie zur Erntezeit zu werben pflegte, um das Getreide schneller bergen zu können; er wollte nur eignes Personal haben. Da bat Settegast eines Tages um seine Entlassung. Es war nur ein Schreckschuß und nicht schwer, ihn zum Bleiben zu bewegen. Aber die Sache ergrimmte Emich doch sehr. Er fühlte sich in seinem Selbstbewußtsein verletzt. Glaubte Settegast, er sei unentbehrlich? —

Gewiß, er war es. Wenigstens für den Augenblick. Emich gestand sich zu: Er war doch noch nicht völlig Herr auf seinem Besitz. Er konnte das nicht sein, wenn er immer nur auf wenige Wochen in Seesenheim verweilte. Eine Zeitlang trug er sich ernsthaft mit dem Plane, den Abschied einzureichen und sich gänzlich der Bewirtschaftung seines Gutes zu widmen. Er sprach mit Mac Lewleß darüber. Der riet ihm ab, und auch Emich fühlte, daß ihm die Trennung von dem Freunde sehr schwer werden würde...

In Klempin hatte sich wenig verändert. Nur einen häßlichen Skandal verzeichnete die Chronik. Frau von Blohme hatte sich von ihrem Manne scheiden lassen, um einen jungen Inspektor aus der Nachbarschaft zu heiraten. Das Paar zog nach der Riviera. Man hoffte, der Major würde den Abschied

einreichen oder sich versetzen lassen; aber er nahm nur zwei Monate Urlaub und trat dann seinen Dienst wieder an. Er war noch verbissner, unliebenswürdiger und galliger geworden... Graf Kiepert war nach Görlitz zur Infanterie gekommen. Er hatte Spielschulden gemacht, die sein strenger Vater zwar bezahlte, aber nicht ohne Bestrafung. Kiepert musste den weißen Koller ausziehen und den Ballast ab schnallen und vom stolzen Rosse steigen. In jene Spielaffäre war auch Sassenhausen verwickelt gewesen. Schon zweimal hatte sein alter Vater die Schulden des Leichtfinnigen geordnet; einmal war auch Emich in die Bresche gesprungen. Seit drei Monaten war Saß zur Zentralturnanstalt nach Berlin kommandiert.

Mac Lewles verkehrte wieder in der Gesellschaft. Seit „Cromwell“ war beendet und sollte bei Mittler in Berlin im Druck erscheinen. „Nun kann ich nicht mehr,“ erklärte er eines Tags Emich; „ich muß Zerstreuung haben. Vielleicht bringt sie mir eure sogenannte Gesellschaft. Ich will auch wieder nach Stenzig. Absichtlich. Dies geslissentliche Fernhalten ist Blödsinn. Es steigert die Reizungen — die Gewohnheit stumpft sie ab“... Und er machte überall seine Besuche, und alle Welt staunte über die unerwartete Wandlung.

Auch Graf Wiegel. Die erneute Anknüpfung sagte ihm wenig zu, aber er fügte sich, als er sah, daß Ruth sie sehr gleichmäßig aufnahm. Nur die Tante schüttelte zuweilen den Kopf: sie verstand ihr Töchterchen nicht mehr. —

An einem warmen Augusttage war ein kleines Essen in Stenzig gewesen. Ruth feierte ihren dreiundzwanzigsten Geburtstag. Sie hatte nicht gewünscht, daß ein „besonderes Wesen“ davon gemacht würde. Trotzdem wurde ein kleiner Kreis geladen — „nur zum Anstoßen“, wie Wiegel meinte: Oberst von Hildringen mit seinem dreiblättrigen Kleeblatt,

Blohm als Verwandter des Hauses („Gott sei Dank recht weitläufiger“, pflegte Frau Irmela stets zu betonen), Mac Lewles und Emich, der Kottauer Rießow, der Landrat und noch einige jüngere Herren.

Während man unter den Linden im Park den Kaffee trank, stellten die Hildringenschen Mädchen die Reisen zum Krocketspiel auf. Gerald und Emich halfen dabei und machten sich liebenswürdig. Schon seit einiger Zeit war es Emich aufgefallen, daß Mac Lewles sich in seinem Wesen auffällig verändert hatte. Er trug häufig eine Lustigkeit zur Schau, die man bei ihm nicht gewohnt war und die öfters, zumal wenn er stark und rasch getrunken hatte, unangenehm laut wurde.

Auch beim heutigen Diner hatte Gerald entgegen seiner früheren Mäzigkeit ziemlich stark pokulierte und schäkerte nun beim Aufstellen der Reisen mit den jungen Mädchen, die über die Lebhaftigkeit des sonst so schweigsamen „Schotten“ ganz glücklich waren.

Eine Kugel war weithin in die Bosketts gerollt. Emich suchte sie und Ruth war ihm gefolgt — mit Absicht. Sie wollte Emich sprechen.

„Sag', Better, was ist das heute mit Mac Lewles? Ich kenn' ihn nicht wieder.“

„Ich längst nicht mehr, Ruth. Ich weiß auch nicht, ob es gut war, daß er Stenzig wieder aufgesucht hat.“

„Weshalb? — Ah — du meinst, wegen der Geschichte von damals? ... Lieber Junge, man kann wohl einmal eine Dummheit machen, pflegt sich ihrer aber nicht gern zu erinnern. Es gibt, denk' ich, auch in deinem Leben manche kleine Torheit, die du glücklich vergessen hast.“

„Ich bin ein anderer als Gerald. Der vergißt nicht so leicht. Namentlich, wenn ihm das Vergessen schwer gemacht wird.“

Ruth schaute Emich von der Seite an.

„Bitte — was soll das heißen? Es liegt irgend etwas Verstecktes in dieser Redewendung.“

„Ich brauche dir gegenüber nicht zu heucheln, Ruth. Gerald drückt schweres Leid und du verdoppelst es.“

„Ich...?“

„Nicht so laut! ... Ja, du! Ich kann dir einen leisen Vorwurf nicht ersparen. Vielleicht weißt du selbst nicht, was du tust. Gerald hat deine Abweisung noch lange nicht verwunden; vergessen wird er sie, wie ich ihn kenne, vermutlich nie. Dadurch aber, daß du ihn vor andern bevorzugst und ihm eine gewisse Ausnahmestellung einräumst, nährst du Hoffnungen in ihm, deren Nichterfüllung ihn schließlich gänzlich zu Boden werfen wird...“

Emich hatte leise und sehr rasch gesprochen. Er war sichtlich in leichter Erregung. Ruth war ernst geworden, bis sich auf die Lippen, zuckte dann mit den Achseln und entgegnete:

„Ich glaube, mein lieber Junge, aus dir spricht ein klein wenig die Eifersucht. Und daß dies lächerlich ist, wirst du mir ohne weiteres zugestehen. Im übrigen: Ermahnungen von deiner Seite verbitte ich mir. Deine geschlossene Krone und dein ehrwürdiges Alter in Ehren — aber ich bin ich!“

Sie nahm die Kugel und warf sie den Spielern zu. Das Krocket wollte kein Ende nehmen. Mé, Ma, und Mi lagten unter Lachen und Scherzen, wie zerstreut die andern seien.

„Mylord, Sie nehmen schon wieder einen falschen Ball!“ rief Mé Gerald zu. „Den blau-weißen, wenn ich bitten darf!“

„Richtig — den blau-weißen! Verzeihung, gnäd'ges Fräulein! Aber Sie tragen an meiner beginnenden Farbenblindheit Schuld! Wer soll nicht alles rosig sehen, wenn Sie neben einem stehen!“

„O, edler Häuptling,“ lacherte Mé, „Sie werden galant!“

Ruth schürzte die Lippe. Mac Lewles galant — das kam ihr zu albern vor. Das stand dem schottischen Recken

nicht. Sie schlug mit ihrem Hammer kleine Kieselsteine aus dem Wege und schaute dabeiträumend ins Grüne. „Ich bin ich“ hatte sie vorhin zu Emich gesagt — aber sie war schon lange nicht mehr sie selbst. Ein fremdes Gefühl hatte von ihrem Herzen Besitz genommen. Sie schlief schlecht und suchte die Einsamkeit auf. Sie träumte viel und war ewig zerstreut.

Die Mahnung Emichs ärgerte sie. Aber Ruth sollte sie in ähnlicher Form heute noch einmal hören. Sie tat ermüdet und bat Fräulein von Oest, die Tochter des Landrats, für sie einzutreten. Dann schlenderte sie langsam die Allee hinab und schlug den Fußweg nach dem Reiher ein, der mit Wasserrosen übersät war. Die Rohrperlinge zirpten im Schilf, und ein Mückenschwarm wogte über dem bleifarbenen trügen Wasser auf und nieder.

Herr von Rießow stand am Ufer und fütterte die Schwäne. Als Ruth ihn sah, schien ihr Fuß stocken zu wollen. Es zuckte rasch und unmutig über ihr Gesicht. Einen Augenblick überlegte sie: Umkehren oder Folge leisten? Dann schritt sie weiter, aber langsam und mit schleppendem Gange.

Rießow war interessiert mit den beiden Schwänen beschäftigt. Die lange Gestalt im schwarzen Überrock hob sich scharf von dem Erlengestrüpp und dem niederhängenden Zweige der Silberweide ab. Er hatte den Kopf ein wenig geneigt, so daß die untere Partie des Gesichts im Schatten lag. Aber da er barhäuptig war, flutete die Sonne hell um seine Stirn, die breit, eckig und hoch das Gesicht beherrschte.

Nun schaute er auf und lächelte.

„Ihre gehorsame Dienerin, Herr von Rießow,“ sagte Ruth im Nähertreten. „Sie sehen, daß ich folgsam bin. Was befehlen Euer Gnaden?“

„Befehlen? — O Komteß, ich hat nur. Was wir uns zuweilen zu erzählen haben, braucht ja doch nicht alle Welt

zu hören! . . ." Er trat an ihre Seite. „Also zunächst etwas Erfreuliches. Ich habe Ihre kleine Novelle glücklich an den Mann gebracht. Sie wird im nächsten Quartal in der neuen Zeitschrift unserer Gemeinschaft, dem ‚Wahrheitssucher‘, veröffentlicht werden.“

Ruths Augen glänzten.

„Ah — das ist prächtig! Ich danke Ihnen herzlich, Herr von Rieckow. Und welches Pseudonym haben Sie für mich gewählt?“

„Noch gar keins. Absichtlich nicht. Ich hoffe noch immer, Sie werden mir die Erlaubnis geben, die Erzählung unter Ihrem Namen veröffentlichten zu dürfen. Sie kommen in gute Gesellschaft.“

Ruth schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich, Herr von Rieckow,“ entgegnete sie. „Mein Vater in seiner strengen Kirchlichkeit würde empört über dieses Bekenntnis vor aller Öffentlichkeit sein.“

„Liebe Komteß, kämpfen wir denn nicht auch für die Rechte der Kirche? Die Spiritisten der alten Schule verwerfen Dogma, Kirchenformen und Priestertum als Fesseln einer freien geistigen Entwicklung. Ich will der Kirche ihr Recht lassen, weil sie uns das Wort gibt und weil das Hierarchische die Disziplin der Geister fördert. Ihre kleine Erzählung schildert in dichterischer Verklärung den Weg einer Befehrten, eines Weltkinds zur Gläubigen, einer Trotzigen zur Unterwerfung. ‚Satya nasti pradh‘ sagt brahmanische Weisheit — nichts Höheres als das Wahre. Sie haben der Wahrheit die Ehre gegeben — warum wollen Sie sich verstecken? . . .“

Mit gesenktem Kopf schritt Ruth neben ihm her, die Stirn kraus, die Lippen fest geschlossen . . . Es war Herrn von Rieckow nicht allzu schwer gefallen, diese eitle und törichte kleine Seele zu umkreisen und für sich gewinnen. Ein Menschenkenner wie er täuschte sich selten. Die innre Unzufriedenheit und

das geistige Unbefriedigtsein Ruths waren der Ärger, auf dem er Aussaat hielt. Freilich, er wollte mehr als nur die Seele haben: er wollte das Weib erringen, und er ging dabei vorsichtig zu Werke, den Reiz des Geheimnisvollen ausnützend, nie drängend, oft nachgebend, aber in rasloser Maulwurfsarbeit ihren innern Widerstand unterhöhrend.

Auch jetzt zog er den Pfeil, den er schon auf der Sehne hatte, wieder zurück.

„Sie geben mir keine Antwort, Komteß,“ sagte er. „Ich will auch keine. Ich zwinge Sie nicht. Überlegen Sie sich in Ruhe, wann Sie es für an der Zeit halten, sich offen zu erklären. Dass Sie nichts und niemand zu fürchten haben, wissen Sie, auch nicht Ihren Vater... Doch da wir grade einmal allein miteinander sind, noch eine Warnung, Ruth. Hüten Sie sich vor Mac Lewleß!“

Ruth warf den Kopf zurück, und ihr blaß gewordenes Gesicht rötete sich.

„Wollen vielleicht auch Sie mir, wie mein Vetter Schöningh, den Vorwurf machen, ich sei zu liebenswürdig gegen Mac Lewleß? — Wider den guten Takt, Herr von Kießow, glaube ich mich noch nie versündigt zu haben!“

„Davon ist keine Rede, Komteß. Missverständhen Sie mich nicht. Ich weiß, dass Mac Lewleß schon einmal abgewiesen wurde. Aber er hofft wieder — und das darf nicht sein. In Ihrem Interesse nicht...“

Ruth war unter der alten Kastanie stehen geblieben, deren Früchte bereits abfielen und den Weg zu übersäen begannen. Sie lehnte sich wie erschöpft mit dem Rücken gegen den Stamm. Eine kleine finstre Falte zeigte sich oberhalb der Nasenwurzel und schien die Augenbrauen vereinen zu wollen.

„Ich will ebensowenig wie Sie Missverständnisse zwischen uns,“ sagte sie. „Wenn ich mich gegen Mac Lewleß nicht schroff abweisend verhalte, so spricht außer dem natürlichen

Empfinden, die Gäste unsres Hauses mit Freundlichkeit zu behandeln, auch noch der Umstand mit, daß die Unterhaltung mit ihm mir manche Anregung zu geben pflegt. Ich bin keine glücklich veranlagte Natur. Ich kann mich in der Schablone der Alltäglichkeit nun einmal nicht wohlfühlen. Vater und Mutter sind lieb und gütig zu mir. Ich müßte ihnen dankbar dafür sein — und ich bin es doch nicht. Hätte ich dann und wann einmal zu kämpfen, mich aufzulehnen gehabt gegen irgendeine zwingende Autorität — ich hätte meine Natur wiedergefunden. Aber das Hindämmern vom Morgen zum Abend, im ewigen Gleichschritt, in ewiger Monotonie, ist gräßlich für mich. Ich habe lange geschwankt, ob ich nicht endlich den Wunsch der Kronprinzessin erfüllen sollte, Hofdame bei ihr zu werden. Doch ich fürchtete die Sklaverei — und ich sehne mich nach einer kraftvollen Betätigung im Herrschen!"

„Im Herrschen," wiederholte Rieckow kopfnidend. „Ruth — Sie können nur Herrin sein — nur herrschen, nicht dienen..." Sein sonst ziemlich ausdrucksloses graublaues Auge füllte sich plötzlich mit Licht und nahm eine släherne Färbung an. „Wer herrscht denn über die Geister, wenn nicht wir?! Wir allein!?"

„Ich habe es nie bezweifelt, und deshalb nahm ich den Kampf auf, den Sie in meine Seele trugen. Es ist mir nicht leicht geworden, die Meinen zu täuschen. Ich habe lange Nächte geopfert, um die Werke durchzustudieren, die Sie mir schickten — um mir Klarheit zu schaffen. Aber es war ein Opfer, das mich mit einer gewissen wilden Freude erfüllte; es stählte meine Kraft, denn es war ein Ringen um den höchsten Preis, um den Einsatz meines Ichs ... Daß mir in dieser Zeit das schale Geschwätz der nachbarlichen Gesellschaft um so widriger war, ist wohl begreiflich. Und deshalb begrüßte ich die Besuche Mac Lewles' stets mit gleicher Freude wie die

Ihren. Man kann mit ihm sprechen, ohne ewig und ewig an der Oberfläche bleiben zu müssen... Sie sagen, er „hoffe“ wieder, Herr von Rieckow. Woher wissen Sie das? Können Sie in sein Herz schauen?"

"Ich mutmaße nur. Und ich möchte auch nur Ihnen Aufregungen und Peinlichkeiten ersparen. Mac Lewleß geht mich nichts an; ich gestehe sogar, daß er mir unsympathisch ist."

"Weshalb unsympathisch? Emich Schöningh schwärmt für ihn. Und ich verstehe das. Wär' ich ein Mann, so glaub' ich, würde ich mir auch Mac Lewleß als Freund zu gewinnen suchen. Seine Persönlichkeit übt einen starken Zauber aus. Ich sage das selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen wieder einmal falsch verstanden zu werden."

Es blitzte rasch wie ein zuckendes und gleich wieder verschwindendes Feuerlicht im Auge des Herrn von Rieckow auf. Lächelnd verneigte er sich und hob dabei abwehrend die rechte Hand.

"Ich verstehe Sie immer recht, liebste Komteß," entgegnete er. "Begreife übrigens auch, daß ein Mann wie der Schotte auf leicht zur Schwärmerei neigende Gemüter Eindruck machen muß. Er ist immerhin keine Erscheinung, wie man sie auf allen Lebensstraßen findet. Trotzdem — — ich habe nicht viel für ihn übrig..."

Er brach rasch ab, denn man sah Emich, Gerald und die Mädchen näherkommen. Die ältern Herren folgten ihnen in einiger Entfernung. Wiegel wollte ihnen seinen Koniferengarten zeigen; er züchtete da seit einigen Jahren amerikanische Blautannen, auf die er stolz war.

Hildringen und Blohme zankten sich wie gewöhnlich; wenn sie zusammenkamen, gerieten sie nach fünf Minuten wie zwei Kampfhähne aneinander. Dann schnaufte und blubberte der Oberst, und der Major zischte. Der nervöse Landrat, dem vor Mut die Finger zitterten und der deshalb die Hände in

den Hosentaschen vergrub, wollte die Unterhaltung auf ein andres Thema bringen, begann dreimal mit ganz ausgefallnen und möglichst entlegnen Dingen und rief schließlich Wiegel zu:

„Sagen Sie mal, liebster Graf — liebster Graf, sagen Sie mal, wie geht es denn eigentlich Ihrem Herrn Neffen da in Dingskirchen, in Mesopotamien — nee, in Ilyrien, mein' ich? Geht es ihm gut?“

„Na, es wird sich wohl halten lassen, bester Landrat,“ erwiderte Wiegel. „Ein angenehmer Posten ist es ja nicht. Über mein Schwager Ferdinand hat den Eitelkeitsteufel im Kopf. Übrigens — da fällt mir ein — Emich?!"

„Ja, Onkel?“

„Hast du die letzten Meldungen aus Garica verfolgt?“

„Seit einigen Tagen nicht. Gibt es etwas Neues?“

„Nein — man labbelt sich wieder ein Klein bisschen im Parlament — aber das hat nichts auf sich — c'est tout comme chez nous... Nein — aber was mir auffiel, war ein neuer Name und ein bekannter dazu. Nämlich, da spielt jetzt ein Herr von Polzien in Garica eine gewisse politische Rolle —“

„Was?! Polzien?! — Sollte das unser Polzien sein? Mein viessieher Freund aus Seesenheim?“

„Ja, das weiß ich nicht, Emich. Aber unmöglich ist es nicht. Ein geweckter Mensch war ja der Polzien. Er scheint die russischen Interessen vertreten zu wollen oder zu sollen, hat einen Klub und eine Zeitung gegründet und macht dem armen Leopold nach allen Regeln der Kunst Opposition...“

Emich war nähergetreten.

„Das ist jedenfalls interessant. Er ging nach Russland zurück, denn ich erhielt einen letzten Drohbrief von seiner Hand aus — aus Wilna, wenn ich nicht irre...“

„Das wird stimmen. Leopold sollte ihn hängen lassen. Ich glaube, in Ilyrien hängt man noch.“

„Der Galgen ist eine sehr schöne Erfindung,“ bemerkte Blohmé. Hildringen war mehr für das Guillotinieren, und so gerieten beide wieder aneinander. —

Kurz vor dem Aufbruch der Gäste stand Mac Lewleß Ruth in einem kleinen Salon am Fenster stehend und in den Glanz der Mondnacht hinausschauend.

„Störe ich, Komteß?“ fragte er. „Man muß Sie suchen. Sie sind heute schweigsamer als sonst. Macht der Geburtstag Sie melancholisch? Ich würde es verstehen.“

Ruth hatte sich umgewendet. Es lag etwas wie das Gefühl eines schweren Nervendrucks in dem Blick ihres Auges.

„Es ist möglich,“ erwiderte sie. „Leben zu müssen, ohne nützlich leben zu können, hat in der Tat einen wehmütigen Beigeschmack. Aber im Augenblick lockt mich nur eine ästhetische Unwandlung an das Fenster: der Zauber der Nacht.“

Gerald schlug die Portieren weiter zurück und blickte gleichfalls hinaus in den Park, der sich wie ein Märchengarten, ganz in Silber getaucht, im Schweigen der Nacht weithin dehnte. Silhouettenscharf zeichneten sich weit hinten ein paar hohe Pappeln vom Himmel ab. Vorwärts war der Glanz des Mondes, der in einer rosig angehauchten Dunstgloriole am Firmamente hing, so stark, daß das Grün der Bosketts zu zartem Grau verblich. Und über den Rasenflächen floß noch eine andre Farbe hinein, ein matter, grünlicher Ton, wie verwischt in den aufsteigenden, durchsichtigen weißen Nebeln.

„Der Zauber Klingsors,“ sagte Gerald. „Ich liebe die Natur, weil sie Beschaulichkeit predigt. Aber sie hat auch ihre Gefahren; sie erschläfft das Denken.“

„Ach, wie gut!“

Mac Lewleß lachte leise auf.

„Das war ein Stoßseufzer, der fast wie befreiend klang. Kam er von Herzen?“

„Ja, wahrhaftig. Denken und Grübeln hat nur dann seine Reize, wenn ihnen das tößliche Ausruhen: das Träumen folgen kann. Aber nicht jeder versteht zu träumen.“

„Komteß, ich weiß nicht, was mit Ihnen ist. Die alte frische Sorglosigkeit von früher fehlt mir bei Ihnen.“

„Ist das ‚früher‘ die Badischzeit? So lange kennen wir uns ja wohl. Und inzwischen bin ich ein paar Jahre älter geworden. Übrigens kann ich Ihnen Ihre Bemerkung zurückgeben. Der Alte sind auch Sie nicht mehr.“

„O Komteß, welch Unterschied zwischen Ihnen und mir! Haben Sie je empfinden müssen, daß das Leben auch eine Last sein kann?“

„Ich habe nur öfters das Gefühl gehabt, daß das Leben sehr langweilig ist, wenn es keinerlei Hindernisse und keinerlei Lasten bietet; wenn es so glatt und grade wie eine Pappelallee zur letzten Aussicht führt.“

„Komteß, Verzeihung — aber das klingt fast blasiert. Es muß Ihnen doch leicht sein, sich einen kleinen Wirkungskreis zu schaffen, und ganz gewiß wird auch der Ihnen die Lasten und Hindernisse bieten, die Sie gern tragen und überwinden möchten, um Abwechslung — nun ja, Abwechslung in Ihr Dasein zu bringen. Auf ein Drohnenleben sind Sie doch nicht angewiesen!“

Fast unmutig zuckte Ruth mit der rechten Schulter.

„Ich hatte geglaubt, Sie müßten mich besser kennen, Mac Lewleß. Nach dem Hühnerhof und der Milchwirtschaft sehne ich mich nicht. Auch nicht nach dem Leinenschrank. Zu einer Marlischeschen deutschen Hausfrau habe ich keine Talente. Jeder nach seiner Art. Ich möchte — — ach du lieber Gott, was plaudern wir über so unnütze Dinge! Ich möchte vieles und habe Sehnsucht nach tausenderlei. Aber vorläufig versuche ich nur, davon zu träumen . . .“

Sie stand mit dem Rücken gegen den Fenstersims. Der Mondschein streifte die eine Seite ihres Gesichts und tauchte sich tief in das eine Auge. Das war wie ein weiblicher Januskopf oder wie das Antlitz einer Sphinx, was Gerald vor sich sah. Ein Doppelgesicht voll Lebensfreude und jugendlichem Hoffen und heimlichem Sehnen und dem Durst nach der Quelle der Erkenntnis... Was Gerald dachte, sprach er nicht aus. Er dachte: „Arme, liebe Narrin, du weißt nicht, was du willst. Dir das zu zeigen, aus flacher Ebene dich Arm in Arm auf die freie Höhe zu führen, deiner Seele Inhalt und dem Unbewußtsein in dir glückliches Bewußtsein geben zu können — das freilich muß löslich sein!...“

So dachte er, und ein Schatten flog über sein Gesicht. Draußen rasselte der erste Wagen auf die Rampe. Es wurde lebendig vor dem Portal; das flackernde Gelb der Laternen und Lichter blitzte durch den Mondschein.

Gerald seufzte leise auf.

„Addio, Komteß,“ sagte er und reichte Ruth die Hand und wunderte sich darüber, daß ihre schmale, schlank gesformte, nervige Rechte sich fiebrig heiß anfühlte. „Also als letzten Wunsch für Ihr Wiegenfest: Erfüllung dessen, was Sie möchten!“

Sie zog rasch und mit starkem Ruck ihre Hand zurück.

„Nein,“ sprach sie hastig, „wünschen Sie mir das nicht! Vielleicht irr' ich — und meine Sehnsucht ist Torheit. Gewiß. Torheit, Mac Lewleß. Alles Sehnen ist Torheit. Ist's nicht so? Klopfen Sie bei sich selbst an. Gut, daß Sie nicht erreichten, was Sie vor ein paar Jahren ersehnten. Ich glaube, Sie wären sehr unglücklich geworden. Und vielleicht werd' auch ich es, sollte Wahrheit werden, was ich gern möchte...“

Er wollte noch etwas erwidern. Aber Emich trat heran; der Oberst, Blohme, der Landrat und einige andre folgten. Man empfahl sich geräuschvoll.

Auf der Rampe gab es noch ein lebhaftes Hin und Her. Der Major schnauzte seinen Kutscher an, weil die eine Wagenlaterne auszugehen drohte. Die Pferde des Landrats scheuteten vor den vielen Lichtern. Rückernd und lachend kletterten Mé, Mi und Ma auf den Krümperwagen, den der Oberst gewöhnlich zu Fahrten über Land zu requirieren pflegte. Der Wagen war so eng, daß der dicke Hildringen die kleine Mé auf seinen Schoß nehmen mußte. Herr von Rießow war in einem geschlossenem Kupee gekommen. Er war sehr empfindlich gegen die Nachtsucht, trug über seinem Sommerpaletot noch einen Havelock und einen Schal um den Hals. Als er sich von Ruth verabschiedete, neigte er seinen Kopf ein wenig vor.

„Am Dienstag an der Königseiche,“ flüsterte er, „zu gewöhnlicher Stunde... Ich habe Ihnen noch manches zu sagen...“

Ruth nickte. Rießow war der einzige, dem sie fast willenslos gehorchte.

Emich kutscherte seinen Selbstfahrer. Neben ihm saß Gerald, hinten Bob mit gefreuzten Armen.

In scharfem Trabe ging es durch die Mondnacht. Das Nachtgestirn hatte noch immer seinen rötlichen Hof: es stand Regen bevor, vielleicht auch ein Gewitter, denn die Luft war schwül und drückend. Am Himmel hatten sich in Massen schneeweisse Wölkchen geschart, die sich wie die großen Schneeballen einer Lawine scheinbar übereinandertürmten.

Ein leichter Wind wehte zuweilen auf, stoßweise und warm. Er rauschte in den Bäumen, die unter dem Druck der Luft angstvoll zusammenschauerten, und quirlte den trocknen Staub von der Straße empor. Im Dorfe schlügen ein paar Hunde an. Die Zikaden lärmten im Grase, und die Frösche quakten...

Emich hatte die Zügel locker gelassen. Der Braune griff kräftig aus und brauchte keine Nachhilfe.

„Hast du dich amüsiert, Gerald?“ fragte er. Er sprach gewöhnlich Englisch mit Mac Lewleß, um sich zu üben — jetzt auch, damit Bob nicht Ohrenzeuge der Unterhaltung würde.

„Ich müßte lügen, wollte ich es bejahen,“ erwiderte Gerald müde. Er hüllte sich fröstelnd in seinen Mantel.

„Es ist mir übrigens nicht allein so ergangen. Ruth selbst schien nicht allzu rosiger Stimmung zu sein.“

„Das ist sie seit langem nicht mehr. Wollte ich boshaft sein, so würde ich sagen: Es ist Zeit, daß sie heiratet. Aber sie scheint noch immer nicht daran denken zu wollen.“

Erst nach einer kleinen Weile entgegnete Gerald:

„Es gärt in ihrer Seele, Emich. Und insofern hast du schon recht, wenn du sagst: Es ist Zeit, daß sie heiratet, als sie einer führenden Hand bedarf, einer liebevollen und zärtlichen, aber zugleich starken. Sie fühlt sich unglücklich daheim, und bei ihrer Natur begreife ich das. Sie möchte aus dem Kleinen und Alltäglichen heraus; ich glaube, es gelüstet sie, eine Rolle zu spielen, die Schwingen zu entfalten, Gebieterin zu sein in größerem Kreise. Ich möchte sagen, sie hat gewisse despotische Inslinste. Und das schadet nichts, denn es ist schließlich nur ein Überschuß des eignen Kraftgefühls. Es keimt das alles vorderhand auch erst in ihr und wuchert ungeregelt durcheinander. Findet sich der Rechte, der das Unkraut ausrottet und die wilden Schößlinge beschneiden kann, dann werden die Blumen weiter treiben. Fällt diese gärende Seele aber in unrechte Hände, dann wehe ihr. Ja, bei Gott, dann wehe ihr!... Ach, das kann traurig stimmen!...“

Emich überließ sich seinen Gedanken und antwortete nicht.

Er hatte sein Etui gezogen und sich noch eine Zigarre angesteckt, warf sie aber plötzlich wieder fort, nachdem er rasch einige Züge geraucht hatte.

Eine Stille entstand. Auch Gerald war stumm geworden und starnte mit verschleierten Blicken vor sich hin.

Man war im Walde. Es schien in der Tat, als nahe ein Wetter. Im Osten schob sich eine graue Wolkentwand den Horizont hinauf. Der Mond war fast blutrot umsäumt; die dicke Luft flimmerte. Der Wind hatte sich gelegt, aber alle Blätter an den Bäumen zitterten leise wie in heimlicher Furcht vor dem Kommenden; ein Rieseln ging durch den Wald.

Auch das Pferd wurde unruhig; Emich mußte die Zügel straffer ziehen. Es warf den Kopf und schüttelte sich im Geschirr, knirschte mit den Zähnen und ließ zuweilen die Kinnfalte leise klirren.

Gerald streckte sich und begann von neuem mit weicher, matt klingender Stimme:

„Ruth sagt, sie liebe das Träumen. Ich nicht; ich bin zu positiv. Aber eben träumte ich doch. Weißt du, was? Ich träumte, Ruth wäre die meine geworden. Ich habe den Dienst quittiert und bin nach Schottland gezogen, und da habe ich mir eine Herrschaft gekauft, Berge, Land und See, und am See, auf steiler Felsplatte, ein Schloß. Da leben wir, sie und ich. Und in der Einsamkeit des Hochlands habe ich mir Ruth zum Weibe erzogen. Habe mir langsam Stück um Stück ihres Herzens erobert und habe im blühenden Garten ihrer Seele wie ein pflichtgetreuer Gärtner geschaltet. So ist ihre Seele frei geworden von wucherndem Unkraut. Sie ist mir dankbar dafür und liebt mich. O, sie liebt mich, und fast wunschlos ist sie in ihrer Liebe! Sie ist meine treue Gefährtin bei der Arbeit und doch auch meine Gebieterin. Sie hat eingesehen, daß das Weib keine Herrscherin ist als über das Herz des Geliebten. Alles Sehnen ist tot, nur eine einzige Sehnsucht lebt noch: glücklich zu bleiben... Emich! — Emich, sage ‚Du Narr‘ zu mir!...“

Emich sagte es nicht. Er schwieg wieder... Vor Jahren war er einmal mit Sassenhausen denselben Weg gefahren, auch in der Nacht, und auch Sassenhausen hatte ihm vorgeschwärmt von dem Glück, mit Ruth irgendwo in der Einsamkeit leben zu können. Ihm hätte er antworten sollen: „Du Narr!“ Nicht Gerald. Denn er fühlte wohl: Vermöchte es einer, Ruths Leben zu ebnen, so war es Gerald mit seinem praktischen Idealismus, seiner großen Güte und seinem ehernen Willen.

Emich biß die Zähne fest aufeinander. Sein Herz brannte vor Eifersucht...

Das Wetter stieg höher. Wie graue Riesen schwäne flogen die Wolken empor und verhüllten den Mond. Der Wind quoll wieder auf und fauchte mit starken Stößen durch den Wald, in dem es rauschte und knarrte und knisterte. Am Wege bogen sich die jungen Birken, daß ihre schwanken Zweige den Sand peitschten. Ganz in der Ferne blitze es schon...

An die Schlafzimmertür des Grafen Wiegel pochte es leise. Wiegel öffnete selbst.

„Irmela —?“ sagte er erstaunt.

„Nun ja, Irmela — aber das verwunderte ich war unnötig. Freilich — na, ich will mich auf keine Erörterungen über diese Verwunderung einlassen, mein lieber August — immerhin: Liebenswürdig war sie nicht. Dein Schlafzimmer ist ja doch kein eiserner Geldschrank. Komm' her, ich will dir in die Foppe helfen! So, nun bist du wieder so korrekt angezogen, daß du mich beruhigt empfangen kannst. Nun werd' ich auch Platz nehmen, wenn du erlaubst.“

Sie setzte sich und warf mit einem energischen Ruck die Schlepppe ihres Schlafrocks über ihre Füße.

Wiegel strich sich über die Hahnentolle. Diese energischen Bewegungen seiner Frau waren ihm unangenehm. Dann

gab es gewöhnlich irgendeine Auseinandersetzung. Er schob den Teller mit den Backpflaumen, der auf dem Tische stand, etwas zur Seite, rückte die Lampe weiter vor und nahm gleichfalls Platz.

„Na — also, liebe Irmela . . . ?“ sagte er in fragendem Tone.

„Wenn du mich bloß ein einziges Mal anders anreden wolltest als ‚liebe Irmela‘, August! Sage doch einfach ‚Irmela‘ oder gewöhne dich an ein paar andre Beiwörter. Aber das ‚liebe Irmela‘ klingt immer so nach Öl oder Lebertran — es fließt dir so glatt von der Zunge — freilich, du liebst nun mal das Glatte. Na — reden wir von Wichtigerem!“

„Meine ich auch, liebe — meine ich auch, Irmela . . .“

„Ruth ist nun Dreizehnzwanzig geworden . . .“

„Ja, ja — die Zeit vergeht!“

„Im nächsten Jahre feiern wir silberne Hochzeit“ . . .

„Ich habe auch schon daran gedacht, liebe . . . Eine Perlenkette war ja wohl immer dein Wunsch?“

„Nein, war er nicht, August. Oder war er's mal, so hab' ich ihn ausgegeben. Ein Enkelkind ist mein Wunsch!“

Der Graf erhob sich.

„Das dachte ich mir. Wieder die alte Litanei. Ich kann dir doch die Enkelkinder nicht aus den Wolken herunterholen, Irmela, oder aus den Armeilen schütteln! Vier oder fünf — nein sechs — genau sechs Freier hat die Ruth schon abgewiesen. Riebow würde sie vom Platz weg nehmen, aber den will sie nicht.“

„Ich auch nicht. Aber siehst du, August, das ängstigt mich, so das Empfinden, daß die Ruth den Rottauer doch ganz gern haben könnte. Sie spricht immer mit besonderer Hochachtung von ihm.“

„Er beschwabbelt sie,“ rief der Graf heftig. „Sein verrüdtes theosophisches System interessiert die dumme Göre.“

Mädchen in ihren Jahren, die nicht viel zu tun haben, leiden zuweilen unter einem gewissen weltschmerzlichen Gedanken-spleen. Aber das geht vorüber, das sorgt mich nicht. Im übrigen, wenn der Rießow nicht eine so verdrehte Schraube wäre, würde sich ja — nein, auch nicht" ... Er schüttelte energisch den Kopf ... „Die Ruth hat gar keine Eile mit dem Heiraten! Laß sie uns doch ein bisch'chen! Sie ist doch, du lieber Gott, unser Ein und Alles!"

„Du bist ein Egoist. Bloß um Ruth noch ein paar Jahre bei dir zu behalten, redest du immer so gegen die Ehe. Sage mal, was soll denn aus Stenzig werden? Für wen hast du zusammengecharrt und zusammengespart? — Für wen anders als für Ruth? Und wenn sie nun einmal, was Gott verhüten möge, als alte Jungfer stirbt — wer kriegt dann Stenzig mit allem, was drum und dran ist? — Einer deiner verbummelten Bittern. Oder glaubst du vielleicht, daß der liebe Gott uns noch einmal einen männlichen Sproß schenken wird? — Na, August . . .“

„Irmela, wenn das ein Spaß sein soll, so ist dies ein Spaß, der mir nicht gefällt. Bleiben wir bei der Sache. Erlaubst du, daß ich dabei meine Psalmen esse?"

„Ich sie immerhin. Aber verlaß dich darauf, daß ich nicht eher wieder fortgehe, ehe wir uns nicht genügend ausgesprochen haben. Bei Tage bist du doch nicht zu fassen. Wer kann bei Ruth in Frage kommen? Rießow scheidet aus. Bleiben noch Emich und Mac Lewleß —"

Wiegel erstickte fast an einem Psalmenkern. Er legte den Löffel klirrend auf den Teller zurück.

„Irmela, mit dir muß man wirklich deutlich reden," meinte er. „Emich! Ich bitte dich. Der ist doch viel zu jung für sie. Und hast du denn nie etwas von Vererbung gehört? Von geistiger und körperlicher, mein' ich, von Generationslehre und Degenerationslehre und den Darwinischen Theorien?"

„Ach du lieber Gott, August, laß mich mit den vielen Fremdwörtern in Ruhe! Was hat denn das alles mit unsrer Sache zu tun!“

„Sehr viel. Eminent viel. Es ist längst erwiesen, daß die Organismen ihre Eigenschaften auf die Nachkommen übertragen, und daß diese Eigenschaften bei Heiraten zwischen Blutsverwandten in Entartung übergehen.“

Die gute Gräfin Irmela machte in diesem Augenblick kein sonderlich kluges Gesicht. Wiegel aber fuhr, sich die Bärte streichelnd, in demselben lehrhaft klingenden Tone fort:

„Und das will ich bei uns vermieden wissen. Ruth und Enrich sind Auszne und Better im ersten Grade. Ergo — die korrekte Folgerung: Sie können sich nicht heiraten, weil bei ihren Nachkommen Entartung zu befürchten sein würde . . .“

Die Gräfin schüttelte den Kopf. Die Sache leuchtete ihr entschieden nicht ein. Aber sie war doch kleinlaut geworden.

„Und Mac Lewleß?“ begann Wiegel von neuem. „Ich spreche gar nicht davon, daß Ruth ihn schon einmal abgewiesen hat. Außerdem ist auch der mir ein zu unsicher Kantonist — mit seinen zwei Vaterländern — und seiner ganzen Wesensart nach. Paßt mir ebensowenig wie der Riebow. Ebensowenig. Und damit wollen wir das Thema beschließen.“

Er nahm wieder den Teller mit den Psalmen zur Hand. Irmela faltete die Hände im Schoße.

„Na und, August?“

„Ja, was denn ,na und‘?! Ich denke, nun sind wir uns klar. Oder soll ich noch ausführlicher werden? Soll ich dir erzählen, daß zum Beispiel bei Kretinismus, Albinismus, Hypochondrie, ja selbst bei Diabetes mellitus . . .“

„August, ich bitte dich, laß das alles!“ und die Gräfin erhob sich. „Du suchst mir mit deinem medizinischen Wissen zu imponieren, aber du imponierst mir nicht. Ich bin der Ansicht, daß diese ganze Vererbungsgeschichte nur ein Vorwand ist.

Ich werde einmal mit unserm Doktor sprechen, was eigentlich daran ist. So viel weiß ich jedenfalls, daß ich eine ganze Masse Betttern und Kusinen kenne, die sich geheiratet und recht vernünftige Kinder bekommen haben. Du willst mich bloß graulich machen. Und das ist unrecht von dir. Gute Nacht."

Sie rauschte hinaus. Wiegel brachte sie bis zur Tür. Er war sehr zufrieden. Wozu denn diese übereilte Suche nach dem Mann?! Könnte es Ruth irgendwo in der Welt besser haben als hier in Stenzig? —

Hätte der Graf seine Tochter in diesem Augenblicke beobachten können, so würde er vielleicht doch andrer Ansicht geworden sein. Sie war in ihr Schlafzimmer getreten, und plötzlich fürchtete sie sich vor dem Alleinsein. Sie blieb stehen und preßte die Hände gegen ihr Herz. Ein wildes Ungestüm, ein Aufbäumen aller Gefühle, mehr ein Müssten als ein Wollen zwang sie in die Knie. Sie stürzte nieder und begann zu beten. Es waren Gebete aus dem Lehrbuch der christlichen Wissenschaft, aber ihnen fehlte jede fromme Weihe und die Gläubigkeit der Seele. Es war ein heißes und stürmisches Anklagen, ein langer Verzweiflungsschrei, ein Hadern mit sich selbst.

Mit tränenüberströmtem Antlitz erhob sie sich. Es brannte kein Licht im Zimmer, doch durch die Fenster strömte die Helle der Nacht. Als Ruth sich im Spiegel sah, erschrak sie. Ihr Haar hatte sich gelöst und umfloß ein geisterhaft bleiches Gesicht — ein ganz weißes Gesicht mit feucht schimmernden umschatteten Augen. Der erste Schreck wisch dem Empfinden geschmeichelte Eitelkeit. Sie fand sich so wunderschön. Und dann zuckte und sprang es wieder in ihrem Herzen. O Gott, wie fühlte sie sich unglücklich!

Sie riß das Balkonfenster auf. Über dem Park stiegen die ersten grauen Wetterwölken empor. Es wehte dunstig von unten heraus. Auf dem Rondell blühten die Rosen zum

zweiten Male und der laue Wind trug ihre Düfte auf seinen Schwingen. Wie ein rotes verschleiertes Auge blickte der Mond vom Himmel.

Ruth rollte einen Sessel dicht an den Balkon und ließ sich nieder. Ihr Herz klopfte noch immer stark. Warum nur — warum?! Warum war sie so unglücklich, so unbefriedigt, so leer?! — Ihre Zähne schlugen aufeinander ...

Emich hatte am folgenden Tage gehört, daß Gerald sich hatte krank melden lassen, und ging nach Beendigung des Dienstes zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aber er fand Mac Lewles weder im Bett noch leidend. Der Schotte trat ihm mit heiterem Gesicht entgegen und drückte seine Hand.

„Ich habe das Unwohlsein nur vorgeschrägt,“ sagte er, „um Ruhe zur Überlegung zu finden. Wärst du nicht von selbst gekommen, so hätte ich nach dir geschickt. Blohme hat mir wieder einmal eine Szene gemacht.“

„Weshalb?“

„Die alte Geschichte, Emich. Er will mich zum Frontsoldaten erziehen, wie er sagt — das heißt zum Gamaschenknopf. Er übergoß mich mit einem Sprühregen von Vorwürfen. Ich habe ihn ruhig angehört. Und schließlich verlangte er Einsicht in meinen ‚Cromwell‘ — er spielte sich als Zensurbehörde auf und berief sich dabei auf irgendeine alte Kabinettsorder. Ich kenne sie; sie verbietet den Offizieren militärisches Arbeiten ohne Erlaubnis der Vorgesetzten. Aber mein ‚Cromwell‘ ist eine historische Studie und hat nichts mit Dingen unsrer Zeit zu tun. Nun geriet ich mit Blohme aneinander und verlor die Geduld. Da sagte ich ihm denn, daß ich meinen Abschied nehmen würde.“

Emich erschrak. „Das war voreilig, Gerald,“ rief er.

„Nein — es ist längst beschlossne Sache. Ich bin für den kleinen Dienst nicht zu brauchen. Gewiß, daß er sein muß —

das System verlangt eine immerwährende Vorbereitung — aber mich zermürbelt das. Meine Nerven gehen dabei auf den Hund."

Emich schritt unruhig im Zimmer auf und ab

„Ich ahnte ja," sagte er, „daß es einmal dahin kommen würde. Und nun überrascht es mich doch. Wo willst du dich ansiedeln?"

„Das kommt darauf an . . ." Er blieb vor Emich stehen und griff nach seinen Händen . . . „Willst du mir einen Freundschaftsdienst erweisen, Kleiner?" fragte er. „Einen — einen über alle Maßen großen?"

„Gewiß — du kennst mich. Mit tausend Freuden."

„So fahre morgen nach Stenzig und frage Ruth in meinem Namen, ob sie den Traum zur Wahrheit machen will, von dem ich dir vor einigen Tagen vorschwärzte."

Emich schnellste erblassend empor

„Gerald!"

„Ist das eine so große Kühnheit, Emich? — Ich sage dir, nein. Nicht sie wies mich vor vier Jahren ab, sondern ihr Vater. Sie ist älter und reifer geworden; auch sie will ihren Frieden haben. Und ich habe in ihrem Auge vieles gelesen, was mich hoffen läßt. Sage ihr, wie ich sie liebe. Daß ich sie auf meinen Händen durch das Leben tragen würde, daß ihr Glück das Endziel meiner Wünsche ist . . . Sprich auch vom Praktischen. Ich bin wohlhabend. Ich will mich irgendwo ankaufen — in ihrer Heimat oder in den Bergen Schottlands . . . Sprich für mich mit der ganzen Wärme deiner Freundschaft! . . ."

Gerald hielt noch immer die Hände Emichs fest. „Willst du es tun?" fragte er.

„Gerald — ich will — ja, ich will! Aber sag' mir, weshalb scheust du dich, selbst vor sie hinzutreten und —"

„Ich fürchte mich, Emich. Das ist es. Ich fürchte meine eigne Leidenschaft. Ich will mich nicht hinreißen lassen wie damals. Es könnte noch schlimmer kommen... Aber ich quäle dich nicht mit meiner Bitte. Sage nein — und unsre Freundschaft wird trotzdem die alte bleiben.“

„Du weißt, daß ich nicht nein sage. Ich bin morgen dienstfrei. Am Abend bin ich bei dir.“

„Danke dir im voraus! Ich kann mir keinen besseren Freierwerber wünschen als dich. Und nun will ich mich ankleiden und zum Obersten gehen, mir vorläufigen Urlaub erbitten und mit ihm über meinen Abschied sprechen...“

... Am Abend dieses Tages ging Emich nicht in das Kasino, sondern blieb daheim. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, mit den Kameraden über allerhand Gleichgültiges zu scherzen und zu plaudern. Er fühlte das Bedürfnis, allein zu sein.

Bob hatte den Spiritus unter der Teemaschine angestellt, warf einen letzten Blick über den Tisch, schlug dann die Absätze zusammen und fragte, ob Durchlaucht noch etwas zu befahlen hätten.

Emich schraf, auf dem Diwan ausgestreckt, wie aus tiefem Traume empor. Er verneinte, schickte Bob hinaus und versuchte, zu Abend zu essen. Aber es war keine Freude dabei; es war eine mechanische Tätigkeit. Zwischen jedem Bissen quollen trübe Gedanken und bittre Erinnerungen in ihm auf. Und die Gedanken wurden zu Personen und saßen mit ihm am Tisch und starrten ihn an. Gerald starrte ihn an, frohes Hoffen in den Augen, und Ruth und ihr Vater und plötzlich auch — seltsam genug — der Kottauer Rießow... Und dann Saß — ja, war das nicht die Stimme Sassenhausens?! Emich lauschte.

„Lassen Sie nur, Bob,“ hörte er deutlich, „ich finde mich schon allein zurecht..“

Es klopfte an; Saß trat ein — in Zivil, triefend vor Regen, den Hut tief in die Stirn gedrückt.

„Saß!“ rief Emich und sprang auf.

„Ja — Saß — ich bin es, Emich! Bleib' auf dem Sofa, Alterchen — na, dich brauch' ich ja nicht erst zu fragen, wie es dir geht! Du sitzt wie ein Berliner Rentier am wohlbesetzten Tische — — gib mir eine Tasse Tee — nee, ein Glas Grog — ich bin naß bis auf die Haut. Eine Sintflut draußen! . . .“

Die erste Begrüßung war vorüber. Sassenhausen hatte sich einen Flauschrock Emichs angezogen und rasch seinen Grog geleert. Emich beobachtete ihn heimlich und mit Unruhe. Saß sah elend aus; das Gesicht war fahl, die Augen brannten.

„So,“ sagte er, „jetzt kann höchstens noch ein Schnupfen kommen. Nein, danke — ich esse nichts, Emich! Weshalb ich hier bin? Weil es mir hundsmiserabel geht und ich dir Adjo sagen wollte. Falle nicht um, Emich: Es ist aus mit mir. Schlichter Abschied und dann Amerika — heidi! . . .“

Es war eingetroffen, was Emich seit langem gefürchtet hatte. Die Wucherer hatten Saß den Hals zugeschnürt. Aber Saß trug selber die Schuld an seiner Erwürgung. Der eigne Leichtfinn hatte ihn zugrunde gerichtet. In Berlin war er von neuem in Spielerhände gefallen; das hatte ihm den letzten Stoß gegeben.

Mit gefürchterter Stirn hatte Emich zugehört. Für einen so wahnwitzigen Leichtfinn fehlte ihm das Verständnis. Aber er überhäufte Sassenhausen nicht mit Vorwürfen. Der moralische Untergang des Freundes tat seinem Herzen weh. Er schwieg.

Dies Schweigen verwirrte Sassenhausen. Er schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Pößdorferwetter, Emich, sitz' nicht wie ein Olgöze da!“ schrie er. „Sage, daß ich ein Schuft bin! Es wird mir wohler tun als diese stumme Verurteilung!“

„Ich bin kein Narr, Saß,“ antwortete Emich ernst. „Schimpfen und Wüten hilft dir ebensowenig aus der Patsche als Klagen. Ich hatte gehofft, der Fall mit Kiepert würde dich zur Vernunft gebracht haben, aber... Um wieviel handelt es sich diesmal?“

„Um eine Riesensumme. Frage nicht erst! Ich war schon zu Hause. Du kannst dir denken, wie der Papa mich aufgenommen hat. Meine Schwester Röschen hat sich mit einem armen Maler verlobt — das ging dem Alten auch im Kopfe herum. Und meine Dummheit! Papa gibt keinen Pfennig mehr; die Mama spendet noch achthundert Taler Reisegeld. Abschied von Eltern und Geschwistern habe ich bereits genommen — das war eine Stunde, die ich meinem ärgsten Feinde nicht gönne...“

Er strich mit der Hand über die Augen, schluchzte auf und machte sich ein neues Glas Grog zurecht.

„Ich habe auch an eine gute Partie gedacht,“ fuhr er fort. „Doch wo findet man die im Handumdrehen, und das Messer sitzt mir an der Kehle!“

„Sprich nicht solchen Unsinn, Saß,“ warf Emich ein. „Es fehlt nur noch, daß du als letztes Allheilmittel an eine Kugel denkst...“

„Vielleicht wär' es das beste. Die Welt verliert wenig an mir.“

„Das will ich nicht bestreiten. Trotzdem möchte ich dir einen andern Vorschlag machen. Handelt es sich nur um die Begleichung von Spiesschulden?“

„In der Hauptfache, Emich. Die Bucherer warten schon, aber eine unbezahlte Spiesschuld ist der Strick um den Hals.“

„Wir werden die Moral der Gesellschaft nicht bessern. Gedenfalls kostet dich diese Spielschuld die Epauletten. Amerika wird dich auch nicht wieder in die Höhe bringen. Willst du nicht versuchen, ob sich Beresco für dich verwenden kann?“

Sassenhausen schlug wieder auf den Tisch.

„Donnerwetter, Emich — Donnerwetter!... Das ist ein guter Gedanke! Illyrien ist das Land der Zukunft, der Fürst dein Vetter, unser Freund Masseo der Sohn des Premierministers — an Verbindungen fehlt es mir also nicht.“

„Die dir aber allesamt nicht viel nützen werden, wenn du nicht tatsächlich die Absicht hast, ganz energisch mit deinem Leichtfitt zu brechen. Saß, ich hasse das Moralpauken. Ich schwöre dir aber, daß ich kein gutes Wort für dich bei meinem Vetter Leopold einlege, wenn du dich nicht mit Handschlag und auf deine Ehre verpflichtest, nie wieder zu hazardieren. Willst du das tun?“

Sassenhausen stand auf und reichte Emich seine Rechte.

„Ein Schurke will ich sein, röhre ich je wieder die verdammt Karten an!“

„Hast du dir das nicht schon einmal zugeschworen, Saß?“

„Zwanzigmal mir selbst — ja, das ist wahr. Aber dir brech' ich mein Wort nicht. Es sind ein paar Schlingen, die mich knebeln. Auch den Eltern habe ich es mit Hand und Ehre versprechen müssen. Ich hätt's ein paar Jahre früher tun sollen, dann... Die Reue bleibt immer drei Nasenlängen zurück... Was soll also mit mir geschehen, Emich? Amerika bleibt links liegen; Illyrien ist die Parole. Mein Abschiedsgesuch ist genehmigt; Vater war persönlich beim Kriegsminister. Soll ich an Beresco telegraphieren?“

„Nein. Besorge deine Abmeldungen, schreibe deinen Gläubigern, daß sie warten müßten, und dann setze dich auf die Bahn und fahre nach Garica. Ich werde dafür sorgen, daß Fürst Leopold dir den Eintritt in die illyrische Armee ermöglicht.“

Sassenhausen warf sich an Schöninghs Brust.

„Adjö, Emich — Teufeldonnerwetter, ich heule wie ein Lausbub, aber ich kann nicht anders! Ich — weißt du, ich bin ganz froh, daß es so gekommen ist! Bin ganz froh darüber. Hier hätt' ich's doch niemals zu etwas Ordentlichem gebracht — aber da unten, wo es alle anderthalb Jahre eine tüchtige Revolution gibt, da werd' ißt schon meinen Mann siehen! ... Was ist die Uhr? — Erst Neun — ich fahr' noch heut abend nach Berlin zurück! Gut, daß es wie mit Kannen gießt — da kann ich mich heimlich durch die Straßen drücken, denn ich schäme mich, einem Kameraden zu begegnen. Es braucht mich niemand zu sehen ...“ Er war wieder in Rock und Paletot geschlüpft. „Adjö, Emich — wenn du wieder einmal etwas von mir hörst, wird es Gutes sein! Grüß' mir den Gerald — die andern nicht! Adjö, Emich! ...“

Und Emich war wieder allein. Draußen rauschte der Regen.

11

Über Nacht hatte sich der Himmel aufgeklärt, und dem Regentag war prachtvolles Wetter gefolgt. Emich freute sich darüber; nun brauchte er nicht nach Stenzig zu fahren, sondern konnte sich den Troilos satteln lassen und durch den Wald zu den Wiegels reiten.

Der Troilos wieherte lustig in die Morgenluft hinein. Emich trug den blauen Koller mit Achselstücken und lange Beinkleider; er ritt ohne Ballast und hatte nur eine Reitgerte in der Hand.

Auf dem Wege über das flache Land brannte die Sonne heiß. Auf dem goldbraunen glatten Fell des Pferdes zeigten sich bald feuchte Tupfen. Aber es hielt wader aus und ermüdete nicht, bis der Waldaum erreicht war. Nun ließ Emich den Zügel lang hängen und den Fuchs in Schritt fallen.

Es war etwas Wohliges, im Schatten des Waldes zu reiten. Emich blieb nicht auf der staubigen Landstraße, sondern schlug allerhand Seitenwege ein. An der Trebnitzer Furt und der Königseiche vorüber war eine Reiterstrecke von fast dreiviertel Stunden.

Das Sonnenlicht sickerte durch das Waldesgrün in goldigen Tropfen, die überall unten im Moose, an Rissen und Blumen hängen blieben. Mit tief geneigtem Kopfe schritt der Gaul die schmalen Pfade hinab, Buschwerk und Baumstämme geschickt umgehend, im Grase schnuppernd und von Zeit zu Zeit mit geblähten Nüstern behaglich prustend. Er fühlte sich augenscheinlich wohl in diesem kühenden Dämmer, aber er passte auch scharf auf und hütete sich vor Wurzeln und Schlinggestrüpp und träumte nicht so in die Weite hinein wie der Reiter auf seinem Rücken. Einmal blieb er sogar stehen; ein gefällter Baumstamm lag quer über den Weg, und über den wollte er nicht. Da zog Emich die Zügel an, setzte sich fester in den Sattel zurück und ließ den Troilos springen...

War es das unter der Wipfelwölbung des Waldes smaragden gebleichte Tageslicht, das Emichs Gesicht so blaß erscheinen ließ? — Ein Specht klopfte voll unermüdlichen Fleisches an einen Buchenstamm in der Nähe. Es klang wie Hämmern auf Erz oder wie das Rufen einer gutturalen Menschenstimme. Und selbst der muntere Schrei des Pirols hatte etwas Mahnendes; lange begleitete der kleine Vogel, von Baum zu Baum hüpfend, den einsamen Reitersmann, und tausendmal wiederholte er, bald leise flötend, bald scharf hervorstoßend, seinen Ruf. „Träumer du!“ — schrie er nicht so?...

Ja — Emich träumte mit wachen Augen — einen ähnlichen Traum wie jener, von dem Gerald ihm vorgeschwärmt hatte. Hörte auch nicht auf Specht und Pirol und war ganz erstaunt, als der Troilos plötzlich stehen blieb und sich erst durch Zügel und Schenkel zwingen ließ, daß kleine Hindernis

auf dem Wege zu nehmen. Nun führte der Pfad langsam bergab, und da der Moorboden glatt und schlüpfrig war vom Regen des gestrigen Tages, so mußte Emich Obacht geben auf sein goldbraunes Ross und konnte nicht weiterträumen. Wo war er? — Er hob den Kopf und schaute sich um. Eine anmutige Schlucht, breit gebettet und mit saftigem Grün gefüllt, dehnte sich vor ihm aus. Er wußte Bescheid. Jenseits der Erdsenkung zog sich eine Reihe kleiner runder Erdhügel durch die Waldlichtung. Das war die Grenze des Stenziger Reviers und zugleich die der Provinz.

Die Schlucht stieg allgemach an und verflachte sich. Der Stenziger Plenterwald nahm sie auf, ein mächtiges Terrain, auf dem Buchen, Eichen, Birken und Tannen wechselten. Troilos hatte sich wieder in Trab gesetzt. Er wieherte froh, die feinflüglichen Rüstern blählen sich auf und sogen die Waldluft ein. Auf einer weiten Lichtung hatte man Zirbeln angeschont. Die zarten Nadelprossen umglühete das Sonnenlicht, das die Domwölbung der drüben dicht aneinander gescharten hohen Bäume hier nicht brechen konnte. Der Himmel war in ein lichtes und durchsichtiges Wasserblau getaucht, auf dem nur ein einzelnes weißes Wölzchen schwamm wie das Segel eines einsam in weite Ferne steuernden Bootes. Und nun senkte sich wieder das Terrain. Das Unterholz wucherte stärker und verstrickte sich zu dichtem Gewirr ineinandergreifender grüner Linien, so daß Emich den Gaul wieder in Schritt fallen lassen mußte, um einen Sturz auf dem schmalen Pfade zu vermeiden. Hier und da zeigte sich Gerinnsel, und durch den Walddämmer glänzte der perlmuttfarbene Streifen eines kleinen Kanals. Emich umritt den morastigen Grund der Furt. Ein Dickicht von Erlen schoß aus dem feuchten Moose auf, und aus dem mannshohen Schilfe scholl das Geschrei der Wasservögel, scholl Tirillieren und Trommelruf und Surren und Zwitschern und das

einförmige Quaken der Frösche. Eine Treppe strich durch die Luft. Der Wald öffnete sich plötzlich zu einer schmalen Schneise, durch die man tief hinab in den Grund schauen konnte, als wechsle die Dekoration. Unten quoll aus sumpfiger Erde braungelbes Wasser hervor; über dem Röhricht taumelten große, farbenschimmernde Libellen; schroff stieg als Abschluß des Ausblicks jenseits des Grundes der Hang empor, den oben hohe Kiefern mit mächtigen Kronen begrenzten, die fast Pinien glichen, wie sie da so bewegungslos und schwarz in der Helle des Sommertages standen ...

Eine ganze Reihe ähnlicher Schneisen folgte, für die Schlepp- und Hatzjagd durch das Holz gehauen, und jede einzelne bot neue Durchblicke: einen stillen Seewinkel mit einem halb im Schilf versteckten Boot — eine blendend grüne Wiesenlichtung, auf der Rehe ästen — ein in Efeu gepacktes Forsthaus mit blitzenden Fenstern ... Das zog schnell vorüber wie wechselnde Guckkastenbilder. Und dann wurde es heller ringsum. Der Walddämmer wich. Troilos trabte durch eine Tannenschonung, in der es harzig duftete, und die an ein geschorenes Kleefeld stieß, den Weidegarten des jungen Damwilds. In der Mitte des Geländes stand eine uralte, riesenhafte Eiche, auf die eine Treppe wipfelan führte. Die Königseiche hieß sie; Friedrich Wilhelm I. hatte hier einmal gerastet, als er bei seinem „lieben und getreuen Staatsrat von Wiegel“ zur Jagd geladen war ...

Der Troilos warf den Kopf zurück und wieherte auf. Ein schmetterndes Wiehern antwortete — ein zweites gedämpftes in weiterer Ferne ... Die Haubt Emichs zuckte unwillkürlich in den Zügeln. Er sah einen Reiter im Walde verschwinden. Einen braunen Kastor, ein braunes Jackett und hauchige weiße Pantalons — das war alles, was Emich erkennen konnte. Aber unter der Eiche stand noch jemand. Ein Weib stand unter der Königseiche, groß und schlank, in

schwarzem Reitkleid; daneben ein Pferd, dessen Zügel um einen der knorrigen Baumstämme geschnürt waren. Der Braune hatte lauschend den Kopf erhoben, und abermals wieherte er dem Troilos entgegen...

Nun legte Emich die Schenkel an; zu schlankem Galopp griff der Troilos aus.

„Ruth — grüß Gott!“

Schöningh schwang sich aus dem Sattel. „Grüß Gott, Ruth,“ wiederholte er. „Ich war auf dem Wege zu euch. Freu' mich, daß ich dich hier finde. Wer war denn — der, der da so eilig verschwand...?“

Sie hatte genickt und ihm lässig die Hand gereicht.

„Rießow war's,“ sagte sie; „er wollte zum Obersöster. Das Schwarzwild hat wieder einmal seine Schonung verwüstet.“

„So,“ entgegnete Emich gedehnt, „das Schwarzwild... Merkwürdig, wie eilig er es hatte!“

„Ich finde nichts Merkwürdiges dabei. Aber ich will deine Ansicht nicht korrigieren.“

„Bist du wieder einmal in schlechter Stimmung, Rüsine?“

„Nein — in recht guter. Die Sonne scheint ja so wunderbar.“

„In deinen Augen nicht, Ruth. Da sehe ich etwas wie Nebelschleier. Aber das ist mir nichts Neues. Den Frohsinn hast du schon lange verloren.“

Sie lachte spöttisch auf. „Mein guter Emich, hast du vielleicht wieder eine Warnung in petto? So eine, wie sie deinem Alter, deiner Würde und Weisheit gut zu Gesicht steht? So eine wie neulich? Willst du mir wieder erzählen, wie ich mich nicht zu benehmen habe — und wie es einem tadellosen Grafenkind geziemt?...“

Der spöttische Ton regte Emich auf. Es schoß ihm heiß in das Gesicht. Bittend schaute er Ruth an. Unter ihrem

kleinen Rundhute quollen schwarze Löckchen hervor; daß Antlitz war echauffiert, vermutlich vom raschen Ritt; ein rosiger Schimmer lag auf dem Flaum der Wangen. In den Händen hielt sie die Reitpeitsche, bog spielend Griff und Spitze zusammen und ließ sie dann pfeifend wieder auseinander-schnellen.

„Laß uns nicht streiten, Ruth,“ sagte Emich. „Ich komme in ernster Sache zu dir. Willst du mich anhören?“

„Bitte . . .“ Sie setzte sich auf die unterste Stufe der Eichentreppe. „Also in ‚ernster Sache‘. Da bin ich neugierig. Was gibt es?“

„Ich habe — habe einen Auftrag an dich, Ruth . . .“

„Ah! . . . Und von wem? . . .“ Sie schaute ihn von unten auf fragend an. Ihre Nasenflügel zitterten leicht wie in heftiger Neugier. Vielleicht ahnte sie, was kommen würde.

„Von Mac Lewleß.“

„So — von Mac Lewleß,“ wiederholte sie, anscheinend gleichgültig. Aber ein fiebriger Ausdruck trat in ihren Blick. Sie fasste wieder ihre Reitgerte mit beiden Händen und spannte sie über die Knie. „Was will Mac Lewleß von mir? Was läßt er mir sagen? . . .“

Emich hatte auch den Troilos angebunden und ließ sich nun neben Ruth im duftenden Kleegrün nieder. Er sprach rasch und fast ohne abzusetzen, als dränge es ihn, seine Mission zu beenden.

„Er läßt dir sagen, daß er dich immer noch liebe — so wie damals, als er das erstmal um dich angehalten hat. Dass er von neuem um dich werbe . . . Er will den Abschied nehmen und sich anlaufen — nach deiner Wahl, wenn du ihm folgen und sein Geschick teilen willst . . . Gerald ist mein bester Freund; das ist alles, was ich zur Unterstützung seiner Wer-hina sagen kann. Welche Antwort soll ich ihm bringen? . . .“

Ruth hatte den Kopf tief geneigt. Sie war blaß geworden. Man sah, wie die Linien ihrer Brüste unter dem eng sich anschmiegenden Kleide leise bebten.

„Warum kommt er nicht selbst?“ fragte sie leise.

„Er fürchtet für sein Temperament, Ruth. Und ich stehe ihm so nahe, daß du annehmen kannst, er spreche, da du mich hörst...“

Ein kläglicher Ton, ein Aufstöhnen kam von ihren Lippen. Sie sprang auf und ließ ihre Peitsche durch die Luft sausen.

„Er ist feig!“ rief sie. „Aus Feigheit kam er nicht! Er fürchtete sich, weil er fühlt, daß es ihm an Selbstbeherrschung fehlt! Und dich, ehrenfester Herr Vetter, schickt er als Stellvertreter! Das ist weise gehandelt, denn du wirst sicher nicht aus der Rolle fallen! O, sicher nicht! Du bist ein eisiger Gentleman geworden — fast so korrekt wie mein Vater... Sag deinem Freunde, ich hätte keine Antwort für ihn!“

Sie trat an ihr Pferd heran und wollte die Zügel lösen. Aber Emich ließ sie nicht dazu kommen. Er faßte sie am Arm und hielt sie zurück.

„Ruth — warum so heftig?“ sagte er. „Fast scheint mir...“

„Nun? — was scheint dir?“

„Als ob dir Gerald — — aber laß mich denken, was mir behagt! Antwort mußt du mir geben! Ein Ja oder ein Nein!“

„Bring' ihm ein Nein!“

„Ruth — ich bitte dich, überlege! Ist Gerald nicht ein ganzer Mann?“

„Und wenn er das Ideal meines Herzens wäre, ich würde doch nicht die Seine werden!“

Emich fuhr zurück, als hätte ihn ein Schlag getroffen. Wie lang das seltsam! War dieses Mädchen auszukennen?! Was ging in ihr vor?!

„Du mußt deine Gründe haben, ihn abermals abzuweisen,“ sagte er tonlos.

„Gewichtigere als damals! Damals — sprach mein Vater für mich. Ich hätte vielleicht... genug, es ist heute anders geworden!...“ Sie ergriff plötzlich die Hände Emichs und hielt sie fest. Eine Flamme schlug in ihren Augen auf. Ihre Stimme klang heiser, als sie hastig hervorrief: „Ich will meiner Seele folgen, Emich, verstehst du?! Können die Herzen zusammenpassen, wenn die Seelen sich fremd sind?! Nie — nie! Ich habe Rießow in die Hand versprochen, die Seine zu werden, und ich werde mein Wort halten...“

Wie entgeistert starrte Emich sie an. Das war das Letzte, das er erwartet hatte. Rießow als Seelenbräutigam! Sein Staunen, sein Schmerz, sein wütender Grimm, alles wurde zu blutigem Hohn. Er verneigte sich.

„Gratuliere, schöne Cousine,“ sagte er schneidend. „Der Petrus von Kottau hat einen guten Fang getan... Und dein Vater? Riß er nicht die Augen auf, wie ich, als er das - Erstaunliche hörte?“

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Er weiß es noch nicht und wird sich fügen müssen, denn ich bin fest... Dein Spott kränkt mich nicht, Emich. Lebe wohl!“

„Halt — bleib' noch!“... Zum zweitenmal vertrat er ihr den Weg. „Du bist wahnsinnig, Ruth! Du weißt nicht, was du tust! Du hast dich überrumpeln lassen, bist einem schlauen Vogelsteller ins Netz geraten! Willst du dein Herz opfern einer — Marotte zuliebe?!”

Ein böser Blick traf ihn.

„Geh!“ rief sie. „Ich hasse dich!“

Emich machte eine rasche Bewegung — und blieb dann wie angewurzelt stehen. Alles Blut drängte sich ihm zum Hirn. Eine rote Woge umflammte ihn. Sie hasste ihn! Hatte er recht gehört?! Und wieder lachte er bitter auf.

„Haßt mich?! Gut so! Ich hasse dich wieder! Aber nur, weil Haß und Liebe Geschwister sind. Wehre dich nicht!

Meine Lippen sollen dir sagen, wie sehr ich dich hasse! Sie haben es dir schon einmal gesagt — weißt du noch, Ruth — unter dem alten Kußbaum im Parke von Stenig . . ."

Sie wehrte sich wie rasend in seiner Umschlingung, keuchend, ohne einen Schrei auszustoßen, mit bebenden Gliedern. Aber er hielt sie fest, beugte ihren Kopf zurück, so daß er ihr heißes Gesicht vor sich hatte, und küßte sie lange auf den Mund.

„So hasse ich dich!“ rief er wild und ließ sie los. Noch zitternd reckte sie sich; es war wie das Emporschnellen einer Wildkatze zum Sprung. Dann hob sie die Peitsche.

Aber im Nu hatte er sie ihr entwunden.

„Steig' zu Pferde, Kusine,“ sagte er lächelnd; „ich werde dir dann die Gerte reichen . . .“

Schweigend schwang sie sich in den Sattel und griff in die Zügel. Er gab ihr die Peitsche und trat einen Schritt zurück.

„Fürchte nichts, Emich! Feigling — ich wiederhole es dir! Feigling, der ein Weib zwingt und dann angstvoll zurückweicht! . . . Aber nicht du triumphierst — ich triumphiere! Ich weiß jetzt, daß du mich liebst — und ich lache darüber! Lache wie damals — ich lache dich aus! Prinzelin, was bietest du mir?! Ein Krönchen — kein Reich! Ich aber“ — und sie wiegte sich aus dem Sattel herab und ihre Stimme wurde zischend — „will Herrin sein — oder nichts!“

Sie sprangte davon. Kleegrün und Sand stoben durch die Luft. Der Troilos wieherte dem Gefährten nach . . .

„Herrin sein . . .“ das klang noch im Ohr Emichs wieder. Seltsam, wie ihre Neigungen ineinanderflossen mit den seinen! Er schaute Ruth nach, sah noch einmal ihren Kleidsaum flattern und sah, wie sie im Walde verschwand. Und nun lächelte er nicht mehr. Er war sehr ernst geworden. In der Erinnerung dünkte ihm das letzte Geschehnis wie ein verrückter Bubenstreiche. Aber er spürte noch immer die duftige Frische ihrer Lippen und den Nachhall jenes unnenbar süßen

Gefühls, als er ihre geschmeidige Gestalt in seinen Armen gehalten hatte . . . „Ich hasse dich!“ hatte sie ihm zugerufen. Ein Zug von Trost und Eigenwillen grub sich um seinen Mund ein. „Hasse mich,“ sprach er zu sich selbst; „ich werde fertig werden mit deinem Haß wie mit meiner Liebe. Nun ist ja doch alles aus. Und es ist recht so. Herrin und Herr gehören nicht zueinander. Es würde ein ewiger Kampf sein . . .“

War das ein Trost? — Nein, denn das Herz tat ihm weh. Er stieg zu Pferde und trug sein Leid zurück durch Sonnen glanz und Waldesdämmer. Er ritt langsam, Schritt für Schritt, und daß sich sein Weg stundenlang ausdehnte, merkte er gar nicht. Er träumte wieder, und erst als der Kirchturm von Klempin vor ihm auftauchte, wachte er auf. Und nun erst fiel ihm ein und fiel ihm schwer auf die Seele, welche Hiobspost er Mac Lewleß zu bringen hatte. Es war merkwürdig: An den Freund hatte er gar nicht mehr gedacht. Nur mit sich selbst hatte er sich beschäftigt. Und doch hatte er für den Freund geworben — und alles das hatte er vergessen beim lauten Klopfen des eignen Herzens . . .

Als er in später Nachmittagsstunde bei Gerald vorsprach, fand er diesen in eifriger Arbeit. Mac Lewleß packte seine Bücher zusammen. Überall standen Kisten umher; zu Haufen schichteten sich am Boden die Bücher auf.

Beim Eintritt Emichs erhob sich Gerald, der am Boden kniete, und schaute ihn an. An dem Gesichtsausdruck seines Freundes erkannte er sofort, was jener brachte. Er wurde blaß, schloß die Augen und es schien, als taumele er. Aber das war nur ein Augenblick der Schwäche. Er schob Emich einen Stuhl zu und setzte sich selbst.

„Also nichts,“ sagte er.

Emich schüttelte den Kopf. „Nichts! . . .“ Er berichtete kurz das, was er für nötig hielt. Ruth habe sich im geheimen

mit dem Kottauer Rieckow verlobt. Das war die einfache Tatsache. Von dem, was sonst noch unter der Königseiche geschehen war, sagte er nichts. Er schämte sich dessen.

Gerald blieb unbeweglich sitzen. Es wurde auch ihm schwer, das Erstaunliche zu begreifen.

„Es ist ja unmöglich,“ sagte er endlich, „Aber nein — nichts ist unmöglich bei diesen Seelensängern! . . .“

Er lachte schrill auf . . .

„Gerald, ich fasse mich vor den Kopf,“ erwiderte Emich dumpf. „Ich möchte begreifen lernen. Ist Ruth denn eine weltmüde gewordene Betschwester? Hat sie nicht die Fugerd für sich und vor sich ein Leben, das lebenswert ist? Verstehst du sie?“

Er nickte.

„O ja,“ antwortete er, „ich glaube wenigstens. Ruth ist für mich kein Einzelfall. Solcher Frauen gibt es viele. Wir leben nicht mehr in den germanischen Wäldern, da das Weib Haustier war. Jedes Weib von heute fordert ihr Stückchen Freiheit, einen Sonnenblick im Grau der Alltäglichkeit — und findet sie das nicht in der Erstarrung der sie umgebenden Verhältnisse, so sucht sie Rettung in der Flucht nach innen: im Glauben, in der Mystik, im Grübeln über die Lösung sozialer Probleme. Wäre Ruth eine geordneter denkende Natur, so würde sie sich wahrscheinlich der Frauenfrage in die Arme werfen. Aber Rieckow erkannte sie richtig und kam auch zu rechter Stunde, da ihr Geist lahm lag in den Wirren des Gemüts . . . Was mit ihr werden wird dureinst — ich weiß es nicht. Vielleicht führt ihr Weg sie noch einmal von den Heiligen zu den Gespenstern, vom Glauben zum Spiritualismus. Vielleicht auch — aber ich bin kein Deuter. Mir ist sie für immer verloren!“

Er strich langsam mit der Rechten über sein Gesicht. Dann stand er auf und gab Emich die Hand.

„Und nun“, sagte er, „kein Wort mehr darüber!...“

Er sprach nur noch von seinen Zukunftsplänen. Er wollte in durchaus veränderte Verhältnisse kommen, wollte alle Schiffe hinter sich verbrennen, sich völlig ein neues Dasein schaffen. So hatte er denn beschlossen, nach Amerika zu gehen. In Tennessee wohnte ein Freund und weitläufiger Verwandter von ihm als Besitzer einer großen Pflanzung. Den wollte er zunächst aufsuchen und sich vielleicht in seiner Nähe anlaufen. Vorläufiger Urlaub war ihm bewilligt worden, sein Abschiedsgesuch eingereicht...

Emich begleitete ihn auf den Bahnhof. In diesen letzten Minuten vor der Trennung sprachen sie wenig miteinander. Emich lag das Herz wie ein Stein in der Brust. Für seine geistige Entwicklung hatte Gerald viel bedeutet, und auch der beste Freund war er ihm gewesen.

Mac Lewleß stieg in den Zug.

„Auf Wiedersehn,“ sagte er mit schwerer Stimme und streckte seine Hand noch einmal aus dem Kupeefenster Emich entgegen.

„Auf Wiedersehn, Gerald,“ rief Emich. Er hatte in diesem Augenblick das Empfinden, als sei ihm das Wiedersehn sicher, als handle es sich nur um ein Scheiden auf Jahr und Tag. Und wie rasch reihte sich Tag an Tag und wurden die Tage zu Jahren! —

12

Ein einsamer Winter folgte für Emich, der sich fast völlig von dem Verkehr zurückgezogen hatte, seit ihm Stenzig entfremdet worden war. Denn in Stenzig hatte der Herbststurm gewaltig gehauft, hatte niedergebrochen und entwurzelt, und dann war es öde geworden...

Eines Tages ließ Graf Wiegel Emich aus der Reitbahn holen. Er war vierspännig nach Klempin gekommen und

in gewaliger Aufregung, die er nur mühsam zu dämmen vermochte.

„Emich, ich muß dich um einen Kavalierdienst bitten,“ sagte er, „einen Dienst, den du mir nicht verweigern kannst...“ Seine undüsteren Augen braunten, und ein ganzes Netz von Falten lag unter der grauen Haarlocke; von gestern zu heute war der Mann ein Greis geworden... „Nicht verweigern kannst, Emich. Bring' Rießow, dem Hund, meine Forderung. Fünfzehn Schritt; Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit. Ich mordete den Buben!“

Nun wußte Emich, was geschehen war. Wiegel hätte es ihm nicht zu erzählen brauchen. Ruth hatte eine gleichgültige Gelegenheit benutzt, um ihrem Vater zu erklären, daß sie sich mit dem Kottauer Rießow verlobt habe und ihn im Frühjahr zu heiraten gedenke.

Anfänglich hielt der alte Wiegel diese in einem gemacht ruhigen Tone vorgetragene Ankündigung für einen schlechten Scherz, dann für eine Laune seines ungezogenen Lieblings. Aber zu gleicher Zeit kam ihm die neue sientistische Wochenschrift „Der Wahrheitsucher“ in die Hände, in der die Novelle Ruths unter ihrem vollen Namen zu erscheinen begann. Sie führte den Titel „Mein Golgatha“ und war in Tagebuchform gehalten: dilettantisch in der Führung, mager in der Erfindung, unmöglich in der Psychologie, aber durchlodert von den Flammen eines ekstatischen Gefühlslebens. Nur wer mit hellen Augen zwischen den Zeilen zu lesen verstand, konnte aus den wirren und leidenschaftlichen Bekenntnissen dieser Blätter die gellen Auffschreie einer sehenden Seele vernehmen, der dies Leben im sorglosen Alltag erbärmlich erschien und die in mystischer Verzückung nicht nur kämpfen, sondern auch leiden wollte.

Es kam noch mehr an den Tag. Wiegel erfuhr, daß Ruth lange Spazierritte vorgeschükt hatte, um in Kottau den

Versammlungen der Szientisten beiwohnen zu können. Es war nicht mehr die ursprüngliche Gebetslehre der Mrs. Eddy, der Begründerin der „christlichen Wissenschaft“, die man dort predigte: Der einfache Gottesdienst war zu einem bombastischen Kultus geworden, der das wunderliche Lehrgebäude auf eine gewisse apokalyptische Basis verschob. Schon einmal hatte die kirchliche Aufsichtsbehörde einzugreifen versucht, aber Rießow hatte sich gegen den Vorwurf der Seltiererei gut zu verteidigen verstanden, und in der Tat ließ sich auch keine Handhabe gesetzlicher Natur finden, die Abhaltung der Gebetsstunden zu untersagen. Im übrigen kannte man Rießow. Man spöttelte wohl gelegentlich über ihn und bewitzelte den wunderlichen Kauz, aber man achtete ihn doch auch. Er war ein tüchtiger Landwirt und bei aller Schrullenhaftigkeit ein unleugbar geistreicher Kopf; er war immer gefällig und entgegenkommend und wurde von seinen Leuten auf Händen getragen. Er hielt seine Gemeinde in scharfer Seelenzucht, aber er war ihr auch ein Vater und ein Helfer in allen Nöten. Die Rottauer vergötterten ihren Herrn...

Unter andern Verhältnissen wäre dem Grafen Wiegel eine Ehe seiner Tochter mit Rießow vielleicht überlegenswert erschienen. Aber das Sonderlingswesen des Rottauers stieß ihn ab; sein philosophischer Mystizismus widersprach durchaus der Nüchternheit der eignen Natur. Wiegel fehlte es an psychologischem Tiefblick; er verkannte sowohl das innere Wesen Rießows wie das Ruths. Er hielt für Frömmelei und Scheinheiligkeit, was heischendes Empfinden und gewiß auch der Drang nach Herrschaft über die Geister war, und hielt für alberne Laune bei seinem Kinde, was sich schließlich nur durch die suggestive Gewalt eines Mannes erklären ließ, der in der Kraft seines Wollens sein Höchstes sah...

Augustus Wiegel schäumte. Die ganze Art und Weise Ruths empörte ihn. Dies Mädel ging einfach über ihn hinweg.

Sie befragte ihn gar nicht erst; sie teilte ihm mit, daß sie sich verlobt habe und damit fela. Und Rießow ließ sich überhaupt nicht sehen. Man pflegt doch zum Donnerwetter guter Sitte gemäß um die Hand einer Tochter bei den Eltern anzuhalten! Man holt sich zuvörderst bei dem Vater die Einwilligung und einigt sich nicht hinter dem Rücken dessen, der schließlich den Ausschlag zu geben hat!..

Emich versuchte den Onkel zu beruhigen. Man mußte auch Rießow hören. Er fuhr nach Rottau.

Rießow lehnte kurzerhand den Zweikampf ab und gab Erklärungen. Er liebe Ruth und sei ihrer Gegenliebe sicher. Ein Zufall habe die Aussprache herbeigeführt. Es sei nur Klugheit gewesen, daß sich zunächst Ruth mit ihrem Vater habe verständigen wollen; bei der Abneigung Wiegels gegen ihn habe er gefürchtet, einfach vor die Tür gesetzt werden zu können. Auch in der Veröffentlichung der Novelle „Mein Golgatha“ sah Rießow nichts Ehrenkränkendes. Hier handle es sich lediglich um Fragen des Empfindens und der Überzeugung.

Rießow gehörte zu den wenigen Menschen, die Emich stets in hohem Grade zuwider gewesen waren. Trotzdem mußte er sich sagen, daß Rießow — abgesehen von einer geringfügigen formalen Äußerlichkeit — im Rechte war. Emich begriff den Onkel und seinen Grimm über den „Familienstank“. Aber ein Duell ist kein Racheakt, sondern nur der übliche Ausgleich einer Beleidigung. Und Rießow bestritt energisch jeden Versuch einer Beleidigung.

Unverrichteter Sache kehrte Emich heim. Wiegel hatte ihn in Klempern erwartet, und zwar im Hause Blohmés. Und nun nahm sich der Major der Angelegenheit an; das war ihm gerade recht. Als Emich ein Wort der Beruhigung sprach, wurde Blohme ausfallend und Wiegel scharf. So bat Emich denn, sich zurückziehen zu dürfen. Es war unmöglich, mit den beiden Herren noch weiter zu verhandeln. Blohme

gegenüber wurde Emich niemals das Gefühl los, sich zu einer Insubordination hinreißen zu lassen, und Wiegel hatte vollständig den Kopf verloren. Seine glättende Korrektheit hatte sich in maßlose Wut aufgelöst.

Noch am selben Tage raste der Major nach Rottau. Spätabends kehrte er heim, hochrot vor Erregung und triumphierend. Er hatte erreicht, was er wollte. Er hatte Rießow im Namen Wiegels so schwer beleidigt, daß der Zweikampf unvermeidlich war. Das Duell wurde auf der Niederung hinter der Königseiche ausgesuchten. In Stenzig ahnte man von dem blutigen Austrag nichts. Blohme sekundierte dem Grafen, ein Herr von Pernitz Rießow; Hauptmann von Wallwitz, ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, war Unparteiischer, Doktor Kössler überwachender Arzt. Im ersten Gang traf die Kugel Wiegels den linken Arm Rießows. Der Blutverlust führte eine leichte Ohnmacht herbei, doch erklärte Rießow, den Kampf fortsetzen zu wollen. Er war plötzlich ein anderer geworden als bei Beginn des Duells. Sein Auge erwiederte den Haß Wiegels; er zielte scharf. Unter seiner Kugel brach Wiegel zusammen. Doktor Kössler hielt die Lunge für gefährdet und bestand auf Abschluß des Zweikampfes. Den versöhnenden Handschlag wies der Graf zurück.

Herr von Rießow zeigte sich selbst beim Gericht an und wurde zu acht Monaten Festung verurteilt. Wiegels Wunde heilte nach wenigen Wochen, aber eine Unvorsichtigkeit warf ihn auf das Krankenlager zurück. Abermals wurde die nach kaum überstandener Krankheit noch stark empfindliche Lunge in Mitleidenschaft gezogen; eine Entzündung trat hinzu, und ihr erlag Graf Wiegel. Er starb am letzten Novembertag.

Die Beisezung fand in der Stenziger Familiengruft statt. Bei dieser Gelegenheit war Emich zum letzten Male in seiner zweiten Heimat gewesen. Die ganze Nachbarschaft, der halbe Adel der Provinz und fast alle Offiziere aus Klempin

wohnten dem Begägnisse bei. Hunderte von Telegrammen und Beileidsbriefen waren eingetroffen, darunter auch Despeschen des Kaisers, der Kronprinzessin, des Fürsten Ferdinand Schöningh-Stubbach und des Fürsten Leopold aus Garia. Erbprinz Heinrich war mit dem Prinzen Waldegg aus Berlin herbeigeeilt; Diplomatie und Parlamente hatten Vertreter gesandt.

Es war ein kalter, doch sonnenheller Tag. In der großen Allee des Parks war der Schnee sorgfältig zur Seite geschippt worden. Auf den entlaubten Bäumen flimmerten die Eiskrystalle, und unaufhörlich sprühte von ihnen ein glitzernder Schleier herab.

Der Traueraufzug bewegte sich langsam durch die große Allee bis zum Mausoleum, das an der Grenze zwischen Park und Buchenwald lag. Der Zug war lang. Voran das Musikkorps der Klempiner Kürassiere; Unteroffiziere von den Gardes du Corps, bei denen Wiegel gedient, und deren Uniform er stets an Königs Geburtstag angelegt hatte, trugen den Sarg unter einem schwarzen Baldachin. Dann kam die Fülle der Freunde, Verwandten und Bekannten: zahllose Uniformen, blühende Helme, wehende Plümaggen von den Dreispitzen der höheren Regierungsbeamten — buntfarbige Attilas und weiße Koller, eine Unzahl schwarzer Zylinderhüte mit Kreppstreifen, viel helles und dunkles Pelzwerk... Es war ein großes Gleizen im Sonnenschein. Hinterher marschierte der Kriegerverein von Stenzig, trotteten Bauern und Bäuerinnen, die Tagelöhner, die Dienerschaft und das ganze Hofgesinde. Einen dunklen Fleck in diesem glänzenden Streifen bildete die Knappenschaft einer schlesischen Grube, zu deren Auffichtsrat Wiegel gehört hatte. Hoch über dem Zug empor ragte die mit Flor umhüllte Fahne des Kriegervereins...

Emich führte als nächster Verwandter die Gräfin, Blohme Komtesz Ruth. Während Irmela in Tränen zerfloß und

das Taschenbuch nicht von dem Gesichte ließ, schritt Ruth am Arme des Majors ruhig ihres Wegs. Die Trauerkleidung hob die geisterhafte Blässe ihres Antlitzes noch stärker hervor; die Augen lagen tief unter der Stirn. Aber die göttliche Gestalt war frei und stolz erhoben, und wenn auch der Blick den Boden suchte, so schien selbst in dieser Demut etwas von bewußter Höhe zu liegen.

In dem kleinen Mausoleum fanden nur die wenigsten Platz; die übrigen scharten sich draußen vor der geöffneten Tür unter den Birken und Edeltannen. Taktvoll vermied der Geistliche in seiner Rede jede Ansspielung auf den unseligen Zweikampf und seine Ursachen. Es war sehr still, während er sprach; man hörte nur das leise, krampfartige Schluchzen der Gräfin. Und dann wurde der Sarg in die Gruft hinabgesenkt. Er schwebte auf Stricken in die Tiefe, zu den Ahnen des Geschlechts, die dort unten ausruhten vom ewigen Kampfe des Lebens. Und plötzlich fühlte Herr von Blohme, daß die Komtesse neben ihm erzitterte. Sie sank mit einem Wehlaut in die Knie und wurde ohnmächtig...

Von diesem Tage ab nied Emich Stenzig. Er hatte nach dem Begräbnis von der ganz in Schmerz aufgelösten Tante Irmela Abschied genommen, Ruth aber nicht mehr gesehen. Natürlich wurde noch viel über die Unglücks geschichte gesprochen. Es hieß, Rießow habe versucht, eine Aussprache mit der Gräfin herbeizuführen, die ihm indessen ihr Haus verboten habe. Es hieß auch, Rießow sei mit Ruth wieder im Strehniitzer Walde gesehen worden. Emich hielt alles für möglich — er fand sich in dieses Mädchens Seelenleben nicht mehr zurecht...

Als Weihnachtsgeschenk erhielt Herr von Blohme sein Patent als Oberstleutnant und im Januar seinen Abschied. Man sagte, es sei an hoher Stelle übel vermerkt worden, daß er in dem Duell Wiegel-Rießow als Sekundant fungiert hatte.

Ganz Klempin freute sich über diesen blauen Brief. Trotzdem sollte ihm auf Wunsch seines ärgsten Feindes, des Obersten, ein Abschiedsessen gegeben werden. Bei dieser Gelegenheit wäre es beinahe zu einem unangenehmen Protest gekommen, denn eine ganze Anzahl Offiziere hatten sich verabredet, am Tage des Liebesmahls frank zu werden. In letzter Stunde aber, so spät, daß es unmöglich war, das Festdiner abzubestellen, traf bei Hildringen ein Telegramm ein: Oberstleutnant von Blohme müsse leider auf die ihm zugesetzte Ehrung verzichten, da er auf ärztlichen Rat gezwungen sei, den Süden aufzusuchen. Nun fand das Liebesmahl dennoch statt, und es ging ungemein vergnüglich dabei zu, und kein einziger Offizier hatte sich krankheitsshalber entschuldigen lassen . . .

Emich benützte den Winter, seine Studien in der illyrischen Sprache fortzuführen. Er hatte sich vorgenommen, im nächsten Jahre sein Versprechen auszuführen und die Freunde in Garica zu besuchen. Seesenheim machte ihm freilich noch mancherlei Sorgen, doch der alte Settegast war ein tüchtiger Verwalter, der auf Ordnung hielte; wenn das Gut auch noch keine Erträge abwarf, so ließen sich unter der energischen Bewirtschaftung des Inspektors die Fortschritte der Kultur doch aus den Rechnungsabschlüssen erkennen.

Im Januar trat ein Geschehnis ein, das Emich in große Erregung versetzte. Durch Vermittlung der Amerikanischen Botschaft in Berlin erhielt er die Nachricht, daß sein Onkel Hans-Carl — jener tolle Hans-Carl, der bei Abschluß seiner europäischen Karriere den Namen eines Freiherrn von Griesbergen angenommen hatte — verstorben sei und ihn zu seinem Universalerben ernannt habe. Emich wurde ersucht, nach Berlin zu kommen und persönlich Einblick in die Papiere zu nehmen, die der Botschaft von Louisville aus zugeschickt worden waren.

Anfänglich hatte Emich an keine bedeutende Erbschaft geglaubt. Er entsann sich allerdings, daß Tante Frmela ihm gelegentlich einmal erzählt hatte, der Onkel Hans-Carl sei drüben in Kentuck Bergwerksbesitzer oder dergleichen geworden und habe eine reiche Frau geheiratet — „Ermyntrud Leslie, Tochter des Francis Leslie und seiner Gemahlin Kate, geborenen Schulze“, so stand im Gothaer. Aber der Ruf, den Hans-Carl in Europa und insonderheit bei seiner Familie hinterlassen hatte, schien dennoch die Möglichkeit auszuschließen, daß er noch einmal als reicher Mann sterben würde. So fasste Emich denn diese kentuckyche Erbschaft zunächst als eine Art schillernder Seifenblase auf und ließ sich von den Kameraden gutmütig als neuer „Gold-onkel“ nennen.

Um so erstaunter war er, als er auf der Botschaft erfuhr, daß Hans-Carl von Griesbergen ein ungeheures Vermögen hinterlassen hatte. Es handelte sich nicht nur um einen Barbesitz von gegen vier Millionen Dollars, sondern vor allem um ausgedehnte Farmen, die in den besten und fruchtbarsten Landstrichen Kentuckys belegen waren, den Alluvionen am Ohio River, ferner um umfangreiche Steinkohlengruben, Salpeterlager und Marmorbrüche, also um agrarische und industrielle Anlagen, die abermals einen Wert von vielen Millionen repräsentierten. Die Erbschaft selbst war unanfechtbar. Hans-Carl war ohne direkten Leibeserben verstorben und hatte seinen Gesamtbesitz testamentarisch seinem Bruder Erich vermacht, dessen einziger Erbe wiederum Emich war.

Emich war von diesem unerhörten Glücksschlag so benommen, daß er stundenlang in einer Weinstube vor einem Schoppen Mosel saß undträumend vor sich hinbrütete. Fortuna hatte ihn von einem Tage zum andern zum Millionär gemacht. Er war nicht mehr das arme Prinzelin ohne Säckel und Ar;

er konnte tatsächlich im Golde wühlen, und das Gold gehört in unsrer Zeit zu den Mitteln zur Macht... Die kleine Weinstube war um diese Stunde ganz leer. Emich lehnte in der Ecke eines mit schwarzem Leder überzogenen Sofas und blies in mechanischer Spielerei die Rauchringel seiner Zigarre vor sich her. Er hatte die Augen halb geschlossen. Draußen trieb ein eisiger Wind Schnee und Regen gegen die triefenden Fensterscheiben. Hier drinnen aber war es sehr warm. Der kleine eiserne Ofen in der Ecke glühte... Emich ließ seine Gedanken durcheinanderwirbeln, wie im Halbschlaf... Er sah riesige Strecken grünen Weidelandes vor sich, belebt von ungeheuern Rinderherden, Mais- und Tabakplantagen dahinter, in denen Kolonnen von Niggern arbeiteten — und in der Ferne die dämmrinden Schatten des Urwalds. Jenseits des Stroms stiegen die Berge an, mit flachen und fruchtbaren Höhen, dann plötzlich zu gigantischer Formation sich türmend, mit jähnen Abstürzen und ragenden Gipfeln, auf denen der Schnee blinkte. Die Saumpfade hinab zogen Karawanen, die Maultiere hoch bepackt mit den Schäßen der Berge. Und in den Kohlengruben, den Salpeterminen und Marmorbrüchen förderten Tausende von fleißigen Händen unbemessnen Wert zutage... Zu blitzenden Hügeln schichteten sich gelbe Goldmassen auf; Gold rollte durch die Adern der Felsen und führten die Ströme mit; es war ein weithin rinndes Meer von Gold... Und mit diesem Golde ließ sich herrschen, ließ sich wahrhaft Herr sein!...

Emich schauerte leicht zusammen; seine Stirn wurde finster. Er ärgerte sich, daß er sich so häufig auf der fixen Idee des Herrschenwollens ertappte. Seit Ruth ihm im Neegrün unter der Königseiche höhnend zugerufen hatte: „Prinlein, was bietest du mir?! Ein Krönchen — kein Reich! Ich aber will Herrin sein — oder nichts!“... seitdem hatte er den Widerklang jener Worte oft, o wie oft in seiner Seele

vernommen... Er rieb sich die Augen und reckte sich. Was sollte werden, wenn die Millionen Hans-Carls erst in seiner Hand waren? Alle Sorgen um Seesenheim waren dann von ihm genommen; er konnte sein Besitztum vergrößern und es einer glänzenden Zukunft entgegenführen; er konnte...

Nun sprang er auf. Es war töricht, sich in allerhand Phantasien zu verlieren. Auch dies Ererbte mußte erst erworben werden, denn nur auf dem Erworbenen ließ sich Herr sein. Und wie dies Erwerben sich gestalten würde, mußte die Zeit ergeben. Handeln und Schaffen und Wirken — nicht Grübeln und Träumen war Mannes wert!.

Er trank sein Glas aus, zahlte und ging. Man hatte ihm auf der Botschaft einen Rechtsanwalt, Doktor Zwerner, empfohlen, der in amerikanischen Rechtsverhältnissen gut Bescheid wußte. Zu ihm fuhr Emich, um ihm die Erhebung der Erbschaft zu übertragen. Außerdem hatte er beschlossen, sich an Mac Lewleß wegen des Verkaufs der Ländereien und industriellen Anlagen zu wenden. Gerald weilte in Tennessee auf der Farm eines Freundes, die an der Südgrenze Kentucks lag. Es war nicht zu bezweifeln, daß er der Bitte des Freundes willfahren würde, und in bessre Hände als in die seinen konnte Emich, davon war er überzeugt, seine Anlägenheiten nicht legen. —

Als Emich nach Klempin zurückgekehrt, fand er nach langer Zeit wieder einmal einen Brief von Maffeo Veresco aus Garica vor. Maffeo schrieb:

„Mein lieber Emich!

Es kriselt bei uns. Eigentlich kriselt es immer, und die kurze Spanne Zeit anhaltenden Friedens nach der Thronbesteigung des Fürsten Leopold war schier zum Verwundern. Aber um des Fürsten willen bedaure ich die neuerliche Spitzen der Verhältnisse. Es handelt sich um Finanzfragen:

um die Verstärkung der Befestigungswerke von Garica und die Schaffung von einigen neuen Regimentern, um einen Kanalbau zu militärischen Zwecken und derlei andre Notwendigkeiten, für die unsre Opposition keine Gelder bewilligen will. Ich sagte Notwendigkeiten, denn als solche hat sie die Regierung anerkannt. Im nachbarlichen Suevenreiche ist man nämlich einer Grenzstreitigkeit wegen der Abwechslung halber wieder einmal schlecht auf uns zu sprechen, und bei dem etwas hitzigen Temperament König Michaels muß der Möglichkeit eines unvermuteten Angriffs vorgebeugt werden. Aber alles das kannst Du auch in den Zeitungen lesen. Was Dich mehr interessieren dürfte, ist die Tatsache, daß Monsieur de Polzien wirklich mit Deinem davongeprügelter ehemaligen Inspektor idendisch ist. Er hat, um in seinen Schmähungen gegen die Familie Schöningh auch den Fürsten zu treffen, in seinem aus russischem Gelde erhaltenen Journal „Der Volksfreund“ die tollsten Lügen über die schmachvolle Behandlung erzählt, der er durch Dich ausgesezt worden sei. Preßprozesse gegen den Burschen helfen nichts mehr; jede Verurteilung verstärkt seine Beliebtheit bei der Opposition.

Die Verescos haben selbst an die hundert Jahre zur Opposition gezählt — nun aber macht sie den Verescos Sorgen. Russland hat mit den Sueven Fühlung gewonnen, und unsre ganze Opposition hat einen suevisch-russischen Anstrich. Das ist infsofern schlimm, als dadurch unsre Unabhängigkeitspläne stark ins Wanken kommen. Übrigens hat auch der Fürst eine große Dummheit gemacht. Er brauchte Geld und wandte sich statt nach Petersburg an die Ottomanische Bank; das verschlupfte an der Neva. Es ist greulich, mit welchen Ärgernissen man zu kämpfen hat. Der Finanzminister Sowoeß ist ein persönlicher Gegner meines Vaters und hat den Fürsten völlig in der Hand. Der Fürst selbst tändelt über alle diese Sorgen lustig fort. Er ist glücklich darüber, daß er in diesem

Winter eine italienische Oper nach Garica bekommen hat — und der Star dieser Oper, die schöne Dina Marconi, hat Eintritt zum Schlosse. Allerdings immer hinten herum, durch den Park, über die Terrassen und an dem Wintergarten vorüber; unsre Witzblätter haben eine besondere Bezeichnung für diesen „Liebespfad“ gefunden. Schade nur, daß die Marconi zu den Unerträglichen gehört und eine übertriebene Vorliebe für Brillanten hat... Der Fürst soll also nun verheiratet werden. In Petersburg hat man ihm bereits eine niedliche kleine Prinzessin reserviert. Aber mein Vater hat andre Absichten: er zieht Wien vor.

Saß macht sich gut. Daß mein Vater ihn nicht direkt als Offizier einstellen ließ, weißt Du. Er wollte vermeiden, daß man ihm Bevorzugung der Ausländer vorwerfen könnte. Aber Saß ist rasch avanciert und heute Adjutant des Generals Koskull, Kommandeurs der Gardedivision. Man sagt, Mita Koskull, das Töchterchen des Generals, sei bis über die Ohrläppchen in ihn verschossen und angle nach ihm. Aber was die Hauptache ist: Saß scheint in der Tat vernünftig geworden zu sein. Er haßt die Karten und behauptet, auch die Weiber zu hassen. Letzteres glaube ich jedoch nicht...

Pfui, Emich, daß Du Dein Wort nicht hältst! Pfui, Emich, daß Du unsern Sricoccio vergessen hast! Besuchst Du uns nicht im nächsten Jahre, so fluche ich Dir. Emich, ich bitte Dich, komm' einmal nach Garica!" — — —

Am Tage nach dem Empfang dieses Briefes las Emich zu seinem Entsetzen das folgende Telegramm in der Zeitung:

„Garica, 11. Februar. Fürst Leopold ist gestern abend ermordet worden. Um sechs Uhr fand in der Kathedrale ein Hochamt zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Sieges von Acabane über die Sueben statt. Als der Fürst beim Verlassen der Kirche in seinen Wagen steigen wollte, drängte

sich ein gutgekleideter Mann mit einer Bittschrift in der Hand an ihn heran. Die Umgebung wollte ihn zurückweisen; Fürst Leopold befahl jedoch, den Mann durchzulassen und nahm ihm die Bittschrift ab. In diesem Augenblick zog der Fremde einen Revolver und feuerte ihn ab. Der Fürst brach zusammen und starb in den Armen des ihn auffangenden Premierministers Marquis Veresco; die Kugel hatte das Herz getroffen. Mit einer zweiten Kugel zerschmetterte sich der Attentäter den Kopf. Er heißt Dimitri Rujula und steht, wie man hört, mit keiner der politischen Parteien des Landes in Verbindung. Allem Anschein nach handelt es sich um das Attentat eines Irrsinnigen. Trotzdem ließ der Premierminister den Belagerungszustand über Garica verhängen. Der Ministerrat war bis nach Mitternacht beisammen. In allen Kirchen wurden Messen gelesen. Das Volk zeigt tiefe Trauer..."

13

An einem Maientage stand Emich in einem Vorzimmer des Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße zu Berlin. Der Diener hatte ihm gesagt, Seine Durchlaucht der Fürst bitte nur um fünf Minuten Geduld — und Emich wartete gern. Er stand am Fenster, daß die Portieren fast völlig verbüllten. Nur ein handbreiter Streifen Tageslicht quoll von draußen herein und legte sich quer über das Parkett des Gemachs — ein Lichtstreifen, aus hellem Grün und lindem Dämmer gemischt, denn das Zimmer führte nach dem Garten hinaus, über den schon der Abend seine ersten grauen Schatten spann...

Fünf Minuten noch — dann sollte die Entscheidung fallen. Emich starrte auf den flimmernden und leise zitternden Lichtstreifen am Boden. Während der fünf Minuten, die er zu warten hatte, drängten sich in ihm noch einmal die

Erinnerungen an die ganze Flucht der Geschehnisse zusammen,
die ihn in den letzten Wochen überstürmt hatten..

Das Drama in Ilyrien hatte seinen Abschluß gefunden. Unter großem Gepränge setzte man den ermordeten Fürsten in der Kathedrale von Garica bei. Die riesige Kirche, deren Grundstein im vierzehnten Jahrhundert von dem Großwojwoden Stephan gelegt worden, war von einer ungeheuren und glänzenden Menge erfüllt. Einem wundersamen Traumbild glich diese Totenfeier in dem weiten Raume, bei verhängten Fenstern und den Weihrauchdüften, die schwer und bläulich um die Strebepfeiler zogen, hoch empor bis zu der Wölbung der Kuppel. Durch den nervenbetäubenden Dunst blickten hunderte und aber hunderte von Wachslichtern, leuchteten der Purpurglanz und das satte Violett der Sutanen, die Silberstickerei der Altardecken, der gleißende Prunk der Monstranz, und scholl der Klagegesang des Chors, unterbrochen von den eintönigen Gebeten der Priester. Wer Platz fand in der Kathedrale, war eingelassen worden. Und nun drängte sich das Volk in den durchschatteten Ecken, hinter den Pfeilern und der Sakristei, während auf den Galerien die Vertreter der Diplomatie, der Hof und die Ministerien, die Generalität und die hohe Beamtenwelt Platz genommen hatte. Hellebardiere von der Trabantenwache und Leibgarde-Heiducken umspannten, in regungsloser Haltung Bildsäulen gleich, den Raum von Pfeiler zu Pfeiler. In weitem Halbkreise um den Altar saßen auf Purpur sesseln mit schwarzen Behängen die Fürstlichkeiten, die der Trauerfeier beiwohnten. Aus den Nachbarreichen waren alle gekommen: der schlanke Herrscher Rumäniens mit seiner schönen Gattin, der Knees der Schwarzen Berge, die Fürsten von Mazedonien und Moravien und selbst der dicke König der Sueven, der seine Zeit zwischen politischen Intrigen und Pariser Kokotten vertändelte. Er saß links vom Altar, eng eingeknöpft in die graublaue Uniform

seiner Garde panduren, mit halb zugekniffenen, zwinkernden schwarzen Augen, die von Zeit zu Zeit bößblickend hinüberschielten nach der Fürstenreihe ihm gegenüber.

Da nämlich saßen die drei letzten männlichen Vertreter des Geschlechts Schöningh, saß der unglückliche Vater des Ermordeten, Fürst Ferdinand, zwischen dem Erbprinzen und Emich. Alle drei sehr blaß — der Fürst wie gebrochen, mit zitternden Händen und düster vor sich niederstierend; hinter seinem Sessel, aufrecht stehend, im vollen Bewußtsein seiner Würden und Pflichten, der unentbehrliche Graf Callomeo ... Den Abschluß dieser Reihe, dem Altar zunächst, bildete ein hoher und stattlicher Mann in russischer Generalsuniform. Das war der Großfürst Fedor Konstantin, den man den geheimen Protektor von Illyrien nannte.

Zu ihm wurde Emich nach beendetem Totenamt zur Audienz empfohlen. Es war eine lange Unterredung, eigentlich nur aus einem Gewirr von tausend Fragen von Seiten des Großfürsten bestehend — Fragen, die die Persönlichkeit Emichs betrafen, seine Neigungen, Hoffnungen, Pläne und materiellen Verhältnisse — ein Fragen ohne Ende, anscheinend zwecklos und doch immer wieder ein bestimmtes Endziel betonend. Und als dieser ersten Unterredung eine zweite ganz ähnliche mit dem alten Marquis Veresco folgte, da wußte Emich, wohinaus man wollte: er sollte an Stelle seines ermordeten Vetzters den Fürstenthron Illyriens besteigen! ...

Wie die gischtauffschäumenden Strudel eines Wasserfalls, so überstürzten sich die Ereignisse ... Emich blieb nur sechs Tage in Garica, aber was brachten sie ihm alles! In stiller Mitternachtsstunde fanden sich die drei Schöninghs noch einmal am Sarkophage Leopolds zusammen. Wieder in der Kathedrale, in der um diese Zeit kein Laut die Weihe des Ortes störte und nur die Totenlampe brannte — ein einsames blasses Auge, das hoch über dem weißen Marmor leuchtete.

Diese Stunde entschied über die Zukunft Emichs. Fürst Ferdinand betete lange an der Grabstätte seines Sohnes. Dann stand er auf und sagte, Emichs Hände nehmend: „Sei du ihm ein Rächer, Neffe! Ein Rächer zur Ehre unsres Hauses, nicht mit Schwert und Blut, sondern im Sinne der Klugheit und des weisen Erwägens. Hätte mein Altester nicht sein deutsches Land daheim — glaub' mir, ich würde nicht zögern, ihn an die Stelle des Toten zu setzen, wenn man ihn rufen sollte. Denn über mein sorgendes Vaterherz geht mir der Ruhm unsres Geschlechts — und ruhmericher ist es, herrschen zu können, als sich beugen zu müssen...“

„Besser Herr als Knecht!“... Auch der Ohm sprach es aus, der an Bücken und Ducken gewöhnt war, so wie die letzten seiner Vorfahren, seit die Macht der Verhältnisse die Schöninghs zu Schanzendienst gezwungen und sie allmählich begonnen hatten, sich wohl zu fühlen in der Sonne Mächtigerer — von jenem Tage ab, da sie dem kleinen Bonaparte als Nachfolger Karls des Großen gehuldigt hatten — von da ab bis in die Zeiten des neuen Reichs...

Jener Mitternachtstunde am Katafalk des Fürsten Leopold folgten bewegte Tage. Wie die Bilder einer Zauberalterne hafteten sie in der Erinnerung Emichs: Ministerrat im roten Saale des Palastes, die Vorstellung der fremdländischen Gesandten und Geschäftsträger, die Bekanntschaft mit den Großwürdenträgern des Hofes, der Parlamente und des Senats, die langen Stunden, die er im Arbeitskabinett des greisen Veresco verbrachte — und endlich der letzte Abend mit den Freunden aus der Kinderzeit: mit Maffeo, Sassenhausen und Herrn von Döring, dem ehemaligen Pagenoffizier aus dem Berliner Kadettenkorps, der den Prinzen Leopold als persönlicher Adjutant in den Russisch-Türkischen Krieg begleitet hatte und seit drei Jahren als Oberhofmarschall dem

illirischen Hofs angehörte. An jenem Abend hatte man nicht an den toten Mann in der Heldengruft unter den Fliesen der Kathedrale gedacht; man hatte den Sricoccio erneuert, die Weihe der Blutsbrüderchaft, und hatte von der Zukunft geplaudert . . .

Die diplomatische Regelung hatte wenig Zeit erfordert. Was kümmerte sich Europa um das illirische Reich! Nur weit oben an der Newa und weit unten am Bosporus hatte man Interesse für das kleine Fürstentum — und Russland und die Türkei einigten sich schnell. Aber auch das Volk von Illirien war befragt worden. Emich hatte auf ein Plebiszit bestanden und der alte Veresco lächelnd zugestimmt. Ein Plebiszit — gut, gut — auch das ging rasch! Noch war die Maschine geölt und arbeitete besser denn je. Veresco gab seine Befehle; Telegramme flogen durch das ganze Land; Piaster und Rubel kamen ins Rollen, auch mit dem grünen Wein der Berge wurde nicht gespart und nicht mit Zucker und Peitsche — und siehe da, das Plebiszit fiel glänzend aus: Illirien wollte wieder einen Schöningh haben! — —

Der helle Streifen auf dem Parkett im Vorzimmer des Reichskanzlerpalais begann allmählich zu erbleichen. In dem schon ziemlich dunklen Gemach wurde es abendlich; das große Kaiserbild an der Wand erschien fast schwarz. Aus den angekündigten fünf Minuten waren zehn und fünfzehn geworden . . .

Nun endlich trat der Diener ein: Durchlaucht ließen Durchlaucht bitten.

Emich folgte dem Diener in den historischen Raum. Hinter dem breiten, mit Papieren bedeckten Schreibtisch, auf dem bereits eine grün beschirmte Lampe brannte, erhob sich etwas schwerfällig eine wichtige Gestalt. Ein breites, unvergessbares Antlitz, das Emich schon vielfach abgebildet gesehen hatte, lächelte ihm mit sichtbarem Wohlwollen

entgegen, und zwei klare Augen über starkwulstigen Tränenäcken blickten ihn forschend und fast auch mit Neugier an.

„Meine verehrteste Durchlaucht,“ sagte Bismarck, auf den Stuhl neben seinem Schreibtisch deutend, „ich muß sehr um Vergebung bitten, daß ich Sie warten ließ — aber ich hatte Damenbesuch, und Damen pflegen — gesprächig zu sein ... Also womit kann ich dienen? ...“

Emich ließ sich nicht verblassen. Der Reichskanzler mußte wissen, um was es sich handelte. Aber Emich war flug genug, sich diesem Meister der Diplomatie gegenüber nicht gleichfalls diplomatisch zu gebärden. Er bat einfach um einen guten Rat: den, ob er die Krone Illyriens annehmen solle oder nicht. Alle Wege seien geebnet; im Hotel de Rome warte eine illyrische Deputation auf das letzte entscheidende Wort. Aber dieses Wort wolle er nicht eher sprechen, ehe er nicht den großen Bismarck gehört habe ...“

Der Fürst-Reichskanzler lächelte noch immer, wohlwollend und liebenswürdig, und spielte dabei mit einem seiner berühmten Riesenbleistifte.

„Einen Rat in dieser Angelegenheit zu geben,“ antwortete er langsam, „ist schwer. Ich kann Ihnen höchstens sagen, was ich an Ihrer Stelle tun würde. Und ich, liebster Prinz, — wär' ich Leutnant, in Ihrer sozialen Stellung und noch dazu so reich wie Sie, ich würde ganz gewiß keinen Augenblick zögern, mich mit Applomb auf den Thron Illyriens zu setzen, wenn man mir ihn zuschöbe ...“

Und die unwillkürliche Bewegung sehend, die Emich bei diesen Worten machte, fuhr der Fürst rascher fort, dabei seinen Bleistift erhebend, als wolle er eine etwaige Unterbrechung Emichs abwehren:

„Sehen Sie, beste Durchlaucht, wir leben in diesem Frieden nach außen hin, und der liebe Gott wird uns ja diesen Frieden wohl auch noch eine längere Reihe von Jahren erhalten. Da

geht es mit dem Avancement denn nicht so rasch, und da muß man, meine ich, eine außergewöhnliche Gelegenheit, schneller fortzukommen, schon mitnehmen. Und vom Lieutenant zum Generalissimus einer ganzen Armee — alle Wetter, das ist ein gehöriger Sprung! Auf dem Throne Illyriens könnten Sie auch fast noch souveräner wirtschaften als Ihr Herr Oheim in Stubbach, und das ist doch auch etwas wert. Schließlich soll sich's in den größeren Balkanstädten nicht übel leben; es vereinigt sich da ein gewisser Pariser Komfort mit orientalischer Üppigkeit — freilich auch vielfach mit orientalischem Schmutz. Aber auf ein bißchen Sauberkeit in seiner nächsten Umgebung kann man ja halten . . . Ceterum censeo, Durchlaucht: Wenn man mir die Wahl stelle, Lieutenant zu bleiben oder Fürst von Illyrien zu werden — ich würde bestimmt das letztere vorziehen . . ."

Auch über das Gesicht Emichs flog ein leichtes Lächeln. Der Reichskanzler fasste die Sachlage von ihrer heiteren Seite auf. Das ließ sich bei ihm verstehen. Aber Emich war dennoch nicht gewillt, sich damit zu begnügen. In respektvollem Tone, doch fest und sicher, begann er von neuem. Er hatte Zeit gefunden, sich in die Geschichte Illyriens zu vertiefen: eine Geschichte, aus der Blatt für Blatt der Odem blutiger Greuel emporschlug. In alter Zeit hatten Wahlkönige aus vornehmen Knesengeschlechtern das Land beherrscht, und ihre Macht wuchs, je mehr das oströmische Reich verfiel. Unter Stephan dem Großen begannen die Kämpfe mit den Ungarn und den osmanischen Türken, aber die Wojwoden Stephans wiesen in einer Reihe furchtbarer Siege die Feinde zurück und breiteten ihre Gewalt fast über das ganze Gebiet des Balkans aus. So konnte sein Nachfolger sich stolz Kaiser nennen und sein Haupt mit der Tiara bekleiden. Diesem Höhepunkt illyrischer Blüte folgte Verfall, ein langsamer, doch unerbittlich weiter und weiter

um sich greifender Verfall. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dehnten die osmanischen Grenzen sich weiter aus und verengerten sich die des alten Illyriens. Die Illyrier waren nur noch eine willenlose Herde, als die Janitscharenkämpfe begannen. Aber inmitten aller Greuel erwuchs dem Lande der Rächer. In den Schluchten der Rhodogasberge sammelte der Schafshirt Kjurča ein Häuslein mutiger Getreuer. Und plötzlich schlug allüberall die Flamme des Aufruhrs empor. In der großen viertägigen Schlacht bei Acabane wurde die türkische Macht vernichtet. Illyrien war wieder frei. Nicht für lange. Russland begann sich zu dehnen und zu reden: daß Testament Peters des Großen sollte vollzogen werden. Russische Agenten tauchten in den Dörfern und Städten auf, und der Kubel bestach die Hospodare Illyriens, der eigenen Freiheit ein Grab zu graben. Wieder begann die alte Pascha-wirtschaft; jedem neuen Aufbäumen der Gefnechteten folgte eine um so härtere Bedrückung — und dann endlich war die Frucht für Russland reif... Sollte Fürst Emich von Illyrien dem Zaren den Boden vorbereiten helfen auf seinem Siegeszuge nach dem Goldenen Horn?...

Emich sprach lange und ohne daß er unterbrochen wurde. Er war auch vorbereitet auf etwaige Einwürfe. Er sprach ausführlich von dem Umfang und den Grenzen seiner Mission. Von dem großen nationalen Werke der illyrischen Konstitution, auf dem er weiterbauen wollte; von seinen Plänen in bezug auf die Handelsbewegung des Landes, auf das Bildungswesen, auf die schon unter Fürst Leopold begonnene Reorganisation der Armee und die Schaffung einer Nationalmiliz, für die das stehende Heer die Schule bilden sollte. Er sprach auch davon, daß er bereit sei, sein Privatvermögen den Interessen seiner neuen Heimat zu opfern, für die er aufgehen wolle — mit jeder Faser und Faser seiner selbst, als erster Diener seines Landes, doch aber als freier Herr,

nicht als Knecht eines Fremden, nicht als Vasall, nicht als Ackerbesteller für Russland ..

Nun war auch Bismarck ernst geworden. Dieser junge Mann gefiel ihm. Dieser kleine Lieutenant mit dem hübschen glatten Gesicht war Junkerschlag gleich ihm. Da war zum mindesten ein gutes Wollen innerhalb — wer wußte es — vielleicht bescheidener Grenzen der Begabung, vielleicht großer, weit ausschauender Herrschergenialität ... Und auch der alte Bismarck begann zu sprechen, vorsichtig, zuweilen stockend, das Auge fest auf sein Gegenüber heftend und dabei immer mit dem langen Bleistift spielend ...

Emich lauschte angespannt, häufig den Atem verhaltend, die Augen groß geöffnet, mit geschärften Sinnen ... In dieser tödlichen Stunde eröffnete sich ihm mancher neue Ausblick — und er nahm sich vor, daß die Erinnerung an diese tödliche Stunde ihn als Lehrmeister durch das Leben geleiten sollte ...

Bismarck hatte geendet und legte den Bleistift fort. Er lehnte sich in den Sessel zurück und schwieg, und erst, als Emich sich erhob, nahm er dessen Hand und ergriff nochmals das Wort.

„Ihre Hand ist fest und stark und markig, lieber Prinz,“ sagte er. „Aber so ein junges Kulturland, das man erst aus der Taufe heben muß, gleicht einem ungebärdigen Füllen. Man muß die Zügel straff halten, doch auch im rechten Moment nachzugeben wissen. Und bei jeder Dressur ist es notwendig, fest im Sattel zu sitzen. Stabilisierung der Dynastie, Prinz Schöningh, heiraten und dem Lande einen Erben schenken, das erhöht die Interessen des Volks für die Familie des Herrschers. Es ist gut, daß Sie reich sind; aber halten Sie diesen Reichtum zu Rate. Einen gewissen Glanz seines Hofes liebt das Volk; es können indessen Zeiten kommen, wo Sie Ihr Geld nützlicher verwerten dürften als für eine repräsentation

grand style. Auch für geschickte Amnestien ist das Volk sehr empfänglich. Ich höre, daß Ihr alter Montecuccoli — wie heißt er? — Veresco — im Verfolge des Attentats auf Ihren unglücklichen Vetter alle Gefängnisse vollgestopft hat. Dagegen ist nichts zu sagen, denn ein Diplomat muß mehr als ein Alltagssterblicher die Situation ausnützen; aber noch zweckmäßiger wär es vielleicht, Sie ließen bei Ihrem Regierungsantritt die Kerle laufen... Vor dem Übersall eines Wahnsinnigen ist niemand geschützt... Ihr Veresco soll ein tüchtiger Mann sein. Halten Sie ihn sich warm. Früher sahen die Könige bei ihren Ministern mehr auf Be-fähigung als auf Gehorsam... Adieu, lieber Prinz, — alles Gute auf Ihren Weg!..."

Der Fürst hatte sich erhoben und schüttelte warm Emich's Rechte. Wieder lag das heitere Lächeln von vorhin auf seinem Gesicht.

"Also — ich denke, Sie nehmen an," schloß er. "Sollte Illyrien auch für Sie nur eine Episode sein, lieber Prinz, dann wünsche ich jedenfalls, daß es Ihnen eine hübsche Erinnerung bleiben möge... Gott befohlen, Durchlaucht!"

Emich schritt wieder durch den Vorgarten des Kanzler-palastes. Voll mächtiger Bewegung hatte er vorhin Bismarcks Hand an die Lippen ziehen wollen. Er schämte sich dieser Augenblickswallung nicht, aber es war merkwürdig: nach-träglich verstimmtie sie ihn. Er wußte nicht, warum.

Er stieg in die vor dem Tore wartende Droschke und ließ sich nach dem nächsten Telegraphenamt fahren, wo er folgendes Telegramm aufgab:

"Mac Lewleß, Louisville, Kentucky, 9 Retcliffe-Road.
Angenommen. Erwarte dich baldigst Garica. Emich."

... Inzwischen harrte in einem Salon des Hotel de Rome die illyrische Deputation auf die Rückkehr Emichs. Es

waren vier Männer: Veresco Vater und Sohn, der Baron Vorohyle, ehemals Erster Sekretär der Illyrischen Gesandtschaft in Berlin, jetzt Staatsrat und Mitglied des Senats — und der General Berger, ein Deutscher, der vor dreißig Jahren durch abenteuerliche Schicksale nach Illyrien verschlagen worden war und dort rasch Karriere gemacht hatte

Maffeo war mit dem Baron Vorohyle an das Fenster getreten, das nach den Linden hinausging. Er wußte seine Nervosität kaum noch zu meistern. Zum zwanzigsten Male zog er seine Uhr.

„In zehn Minuten Acht,“ sagte er. „Es wäre eine schlimme Situation für uns, wenn ihn Bismarck...“

Der alte Veresco hob in diesem Augenblick den Kopf, und der Sohn verstummte. Der greise Diplomat saß in einem Lehnsstuhl und hielt die Hände über der Brust gefaltet. Schneeweißes Haar deckte bürstenartig den Schädel, so kurz geschnitten, daß man die rosige Haut durchschimmern sah. Unter der mächtigen, stark vorspringenden Stirn blitzten die schwarzen Augen in noch jugendlichem Feuer; das Lid des rechten Auges war gelähmt, und um es offen halten zu können, trug der Alte beständig ein großes rundes Monokel. Das Gesicht war braun, und seltsam stach von dieser Kupferfarbe der weiße, hängende Schnurrbart ab, der den Mund fast verdeckte. Doch wenn Veresco sprach, schob sich die Unterlippe ein wenig nach unten, und dann sah man die kräftigen Zähne, breit und regelrecht gesetzt wie bei den Engländern. Der Mann war fast achtzig Jahre und besaß noch alle seine Zähne. Er hatte das Gebiß eines Wolfes und kluge Luchsaugen. Eine unbeugsame, bis zur Grausamkeit harte Willenskraft war der Stempel seiner Züge.

Er hatte oft hart sein müssen in seinem Leben. Er entstammte einem Geschlecht, das zum ältesten Adel Illyriens gehörte und das Blut vieler seiner Besen der Freiheit des

Vaterlandes geopfert hatte. Bei dem Aufstande 1633 ließ Ali Esseid die fünf Söhne des Alhos Veresco auf den Wällen von Garica pfählen. Der Großvater Verescos fiel bei Acabane; sein Vater wurde zu Konstantinopel erdrosselt. Seine Mutter war jene Hesdin, die im Kampfe um die Bergfestung Kragusa den Pulverturm der Türken in die Luft sprengte, dabei selbst einen schrecklichen Tod findend. Dem Erbfeinde gegenüber kannte auch Veresco keine Schonung und kein Erbarmen. Mit listiger Klugheit beugte er sich der Übermacht, um bei ihrem Sturze wie ein Dämon der Vernichtung über sie zu triumphieren. Aber sein Alles gehörte dem Vaterlande, und so war es begreiflich, daß man ihn in Illyrien wie einen Halbgott feierte ...

Er hatte den Kopf und ein wenig auch die rechte Hand erhoben.

„Fürst Bismarck ist unsern Wünschen geneigt,“ sagte er halblaut, mit etwas müder Stimme. „Ich habe mich mit ihm verständigen können . . .“

In diesem Augenblick trat Emich ein.

Im Zimmer war kein Licht angezündet worden. Da aber die Rouleaux vor den Fenstern nicht herabgelassen waren, so fiel ein blasser Widerschein der draußen brennenden Laternen in das Gemach.

Der alte Veresco hatte sich erhoben; er war nicht groß und auch nicht breitschultrig, aber noch immer wohnte eine stählerne Kraft in diesem greisen Löwen.

Emich trat ihm entgegen und nahm seine Hand.

„Herr Marquis,“ sagte er mit fester Stimme, „telegraphierten Sie nach Garica, daß ich der Wahl der Regierung und dem Wunsche des Volks von Illyrien zu folgen bereit bin. Gott möge mir beistehen, Land und Volk glücklich zu machen!“

Da wollte der alte Mann die Hand Emichs an seine Lippen führen — wie vorhin Emich die Rechte des eisernen Kanzlers —

aber der junge Fürst zog ihn an seine Brust und küßte ihn auf die Wange.

„In Ihnen umarme ich mein Volk, Veresco!“ Und dann bot er Berger die Hand. „In Ihnen begrüße ich die Armee, General, — und in Ihnen, Baron Vorohyle, den gesetzgebenden Körper. Du aber, Masseo, bist meines Landes Jugend, die ich küssen will wie das Alter. Seid mir treu und bleibt meine Freunde, dann werdet ihr auch die Freunde Illyriens bleiben! . . .“

Er sprach dies ohne Pathos und ohne an den Effekt zu denken. Sein Herz war voll und drängte sich an die Lippen.

Nun trat Veresco an den Kasten aus Ebenholz, der auf dem Tische stand, schloß ihn auf und entnahm dem Gefüge aus purpurnem Sammet einen eisernen Stirnreif von uralter Arbeit. Seine Hand zitterte dabei ein klein wenig, denn das, was sie hielt, war das Heiligtum seiner Heimat, war die eiserne Krone Illyriens . . .

14

Der Telegraph trug die Kunde von dem neu erwählten Fürsten von Illyrien blitzschnell in alle Lande. Die Päfanten der Linden zu Berlin erfuhren das Ereignis sogar noch am Abend der Kronannahme. Der kluge Herr Mühling, der Besitzer des Hotel de Rome, hatte nämlich längst für eine Fahne in den illyrischen Farben gesorgt, und kaum hatte er erfahren, daß die Entscheidung gefallen sei, ließ er auch schon die Fahne hissen. Da wehte sie nun stolz grün-weiß-blau in der lauen Mailuft und grüßte die preußischen Farben am Kaiserpalais gegenüber. Ein sündiger Reporter wußte sich gleichfalls noch am Abend Zutritt bei Emich zu verschaffen; selbst einen zweiten Interviewer war Emich gutmütig genug vorzulassen — als aber noch andere Berichterstatter erfahren

wollten, wie er über Russland und die Türkei denke, da erklärte er bedauernd, niemand mehr annehmen zu können.

Und dann las er am nächsten Morgen in den Zeitungen, wie die Welt über ihn dachte. Masseo hatte sich zu Sekretärdiensten erboten, durchslog die Blätter und strich mit Bleistift an, was ihm wichtig erschien. Im allgemeinen war das Urteil über Emich insofern kein ungünstiges, als kein Mensch ihn kannte. „Er ist ein unbeschriebenes Blatt Papier,” sagte die Boessische Zeitung. Die meisten Blätter begnügten sich mit der Ausschlachtung des Hofkalenders, Artikel Schöningh-Stubbach. Ein paar erwähnten auch die kentucksche Erbschaft und wußten Märchenhaftes von ihr zu erzählen. Die illustrierten Journale brachten Fürst Emichs Bild; auch in den Auslagen der Kunsthändlungen sah man sein hübsches, frisches Leutnantsgesicht, das so gar nichts zu sagen schien ... Emich hätte sich in diesen Tagen zerreißen können. Schon des Morgens beim Tee ließen sich Berichterstatter, Photographen und Bittsteller aller Art anmelden. Verabschiedete Offiziere ersuchten um Aufnahme in die illyrische Armee; ein Techniker kam mit einem neuen Sprenggeschöß, der Vertreter einer Elektrizitätsgesellschaft mit dem Vorschlage, Garica elektrisch zu beleuchten. Ein schlauer Spekulant, der in Handelsbeziehungen mit Illyrien stand, wollte im Rosentale von Kaldorba an der suevischen Grenze ein Spielbad gründen und verpflichtete sich bei gegebener Erlaubnis zu einer Jahresrente von zwei Millionen Franken an den regierenden Fürsten. Der Mann flog unsanft hinaus ... Emich hatte von früh bis spät angestrengt zu tun: Meldungen beim Kaiser und beim Kriegsminister, Verhandlungen mit Bankier und Rechtsanwalt, der Empfang der Illyrischen Gesandtschaft, Besuche auf der Russischen Botschaft und bei den Geschäftsträgern Sueviens und Moraviens, Unterredungen mit diesem und jenem Diplomaten — dann tausend Kleinigkeiten: die Reise-

vorbereitungen mit allem Drum und Dran und der Hochflut der Lieferanten, die natürlich sämtlich nach dem Ehrentitel eines „Hoflieferanten Seiner Durchlaucht des Fürsten Emich von Illyrien“ dürsteten — alles dies nahm seine Zeit so gewaltig in Anspruch, daß er des Abends gewöhnlich todmüde in sein Bett sank... An einem solchen Abend nach anstrengendem Tagewerk soupierte er auf seinem Zimmer mit Maffeo. Der alte Veresco, Borohyle und General Berger waren wieder abgereist; Maffeo war Emich vorläufig als persönlicher Adjutant zugewiesen worden. Da brachte Bob, den Emich mit nach Berlin genommen hatte, eine Visitenkarte mit dem Namen des Prinzen Waldegg in das Zimmer. Aber an Stelle Waldeggs erschien eine tiefverschleierte junge Dame, deren kostbarer und sehr eleganter Toilette eine Wolke zarten Parfüms entströmte. Der Schleier fiel, und die Herren sahen das reizende, bekannte Gesichtchen der Viroquette Lafleur vor sich, der vielgefeierten Chansonnentendiva einer großen Spezialitätentühne, ein entzückend verlegenes Lächeln um den erdbeerfarben bemalten Mund, und auch mit dem Blick der tief-schwarzen, langbewimperten Augen um Entschuldigung bittend... Arme kleine Lafleur! Sie kam, um zu siegen, aber sie siegte nicht. Sie hatte den Fürsten Leopold gut gekannt — o sehr gut; er war der Beschützer ihrer Kunst gewesen und ihr selbst ein wahrer Freund. Aber allerhand Sabalen hatten sie aus Garica vertrieben, und hinter ihnen steckte die Dina Marconi von der Italienischen Oper und hinter dieser der Finanzminister Sowojeß. Und da war es zu einem Skandal gekommen, und eines Tages war der alte Veresco schaudernd beim Polizeidirektor erschienen und hatte ihn ersucht, die Lafleur (psui, was brauchte der Schändliche für häßliche Ausdrücke!) auf der Stelle auszuweisen. Es geschah, und die Marconi hatte freie Bahn... Und nun wollte die niedliche Viroquette Lafleur wieder zurück nach Garica, weil der Direktor

Corsair ihr eine ungeheuer hohe Gage geboten hatte — und dann liebte sie Illyrien so sehr — o so sehr — ja, sie liebte Illyrien fast noch mehr als ihr teures Frankreich... Durfte sie zurück? ... Natürlich hatte ihr Maffeo schmunzelnd einen Stuhl angeboten und ihr schmunzelnd ein Glas Sekt eingeschenkt; auch eine Scheibe Ananas nahm sie, zog dabei sehr langsam den Handschuh von ihrer Rechten und zeigte eine wunderhübsche, fleischige und zierliche kleine Hand mit rosig polierten Nägeln — tat allerliebst schäsig, senkte die Wimpern und ließ nur hin und wieder die Augen aufblitzen... Müßte dies reizende Wesen nicht Eindruck auf Emich machen? — Nein.

Der Fürst zog sich zurück und ließ Maffeo mit der Diva allein und rief Bob und sagte zu ihm: „Du bist ein Esel, mein Sohn. Wenn du dich noch einmal unterstehst, Frauenzimmer bei mir einzulassen, die ich nicht kenne und die noch dazu nach Moschus riechen, dann schicke ich dich auf dein Dorf zurück!...“ Und als die Birouette, wieder tief verschleiert, die Treppe hinabhuschte, dachte sie etwas Ähnliches, nämlich folgendes: „Prinz Waldegg ist ein Esel; wenn er morgen wieder kommt, jagt ihn zum Teufel... Halblaut aber murmelte sie, als sie draußen in das Coupé Waldegg's stieg: „Rien à faire avec ces barbares tudesques!...“

Nun galt es, Abschied zu nehmen. Maffeo blieb in Berlin zurück, die letzten Reisevorbereitungen zu treffen, während Emich in Klempin seine Zelte abbrach. Sein Einzug in Garica war auf den dreißigsten Juni festgesetzt worden; er behielt also gerade noch Zeit übrig, seine Angelegenheiten in Deutschland zu ordnen.

An einem sonnenwarmen Nachmittage ritt er auf dem Troilos nach Stenzig hinüber. Er nahm denselben Weg durch den Wald, den er damals eingeschlagen hatte, als er

für Mac Lewleß Freiwerber sein sollte. Fast auch war es ein Tag wie damals. Wieder schillerte die Sonne durch das grüne Blätterdach zu seinen Häupten, und auf der grünen Decke unter ihm tanzten und zitterten goldige Flecken. Sommerähnchen ging durch den Wald. Farren und Krokos und Anemonen sprossen aus dem Moose, und eine hundertfach wilde Frühlingsflora blühte in der Schlucht, die das Stenziger Revier von der Grenze Kottaus trennte... Vor ein paar Tagen war Niekow wieder heimgekehrt; so hatte man in der Garnison erzählt. Er war begnadigt worden, ehe er noch die Hälfte seiner Strafzeit abgebüßt hatte. Aber es schwiebte ein neuer Prozeß gegen ihn, und der könnte unangenehm werden. Einer aus seiner eigenen Gemeinschaft hatte ihn wegen „Kurpfuscherei“ angezeigt — wahrhaftig, so war es... Emich zuckte mit den Achseln. Niekow verstand es, sich aalglatt aus allen Schwierigkeiten herauszuwinden. Vielleicht fand er auch noch einmal den Weg nach Stenzig zurück. Es geschahen seltsame Dinge in der Gesellschaft. Unmöglich war nichts mehr...

Rechts unten lag die Strebnißer Furt. Wie bronziert schimmerte die Wasserdecke zwischen den Stämmen. Über grünem Gespinst auf- und niederwogende Mückenschwärme und weißbespigelte Libellen. Durch Binsen und Erlen gebüscht glitt das Sonnenlicht in goldenen Bändern, und oben am Abhang starrte der Kiefernwald schwarz in das Blau der Lust. Der Frühling hatte aus dem Morast ein schier toll blühendes Leben gelockt; in tausendfältiger Umschlingung und Umstrickung kroch das Rankengewirr über den elastischen Boden, und aus diesem Pflanzenteppich drängten sich Orchideen und wilde Mispeln, Glockenblumen und Riesennesseln. Mitten im Schilf lag ein mächtiger Baumstamm, und auch um seine wie drohend aus dem Wasser herausragenden Wurzeln spann sich das grüne Schlingkraut...

Emich gab seinem Pferde die Schenkel. Durch die rechtwinklig auf den Weg stoßenden Schneisen sah er in schnellem Trabe wechselnde Landschaftsbilder vorüberhuschen: ein kleines, efeuumflochtes Forsthaus mit blanken Fenstern — einen schillernden Seespiegel, über dem ein schwarzer Punkt im reinen Äther, ein Reiher schwiebte — Bruchland und Wiesengrün mit äsenden Rehen — und dann hinein in die Tannenschönung mit ihrem Harzduft und den lichten Trieben auf den fast schwarz erscheinenden Nadeln des Vorjahres! Und da lag auch das Neefeld — da stand die Königseiche, eine alte Riesin, die vielleicht das letzte Überbleibsel war aus jenen Tagen, da sich hier ein mächtiger Urwald ausgedehnt, bis zu den Ufern des Sees, der unten das Muldental der Strehnißer Furt mit seinen schäumenden Wassern gefüllt hatte...

Und wie an jenem andern Frühlingstage, so zuckte auch heute Emichs Hand in den Zügeln, als der Troilos über den Nee trabte, denn wieder sah er ein Weib unter der Eiche, zu Rosse im Schatten des Laubdaches halten... War das nicht Ruth?

Unwillkürlich hatte er ihren Namen gerufen. Sie stutzte, und dann jagte sie davon. Es flatterte ihr schwarzer Schleier im Winde, und ihr langes schwarzes Kleid schlug um die Flanken des Pferdes. In toller Eile jagte sie dem Walde zu, als fliehe sie — als müsse sie flüchten...

Hastig und mit einem Fluchwort riß Emich den Troilos zurück... Torheit, ihr nachzugaloppieren! — Vielleicht fürchtete sie ihn, weil sie einen andern an der Königseiche erwartet hatte. Vielleicht ritt Herr von Riebow in diesem Augenblick bereits die Halde hinab, zum verabredeten Rendezvous...

Emich blieb in gemächlicher Gangart, bis er Stenzig erreicht hatte. Vor dem Schlosse sagte man ihm, die Frau Gräfin sei im Pferdestall — die Cassiopeia sei an der Kollik erkrankt.

In dem weiten und luftigen Stall hing die arme Kassiopeia bereits in den Gurten, und der Tierarzt machte sich mit ihr zu schaffen, während die Gräfin mit aufgeschürztem Kleide im Gang stand und auf einen der Reitknechte schimpste, der dem Tiere wahrscheinlich zu frisches Heu gegeben hatte. Aber als sie Emich sah, ließ sie den Reitknecht stehen, gab einem leeren Tränkeimer, der ihr den Weg versperrte, einen kräftigen Stoß mit dem Fuße und stürzte ihrem geliebten Dickerchen entgegen.

„Emich — Jüngelchen — o Gott! . . .“ und sie schloß ihn an ihre Brust und streichelte ihm Wangen und Stirn. Das Wasser trat ihr in die Augen, aber die Leute im Stall sollten das nicht sehen. „Meldet mir nachher, wie es um die Kassiopeia steht!“ rief sie zurück; dann fasste sie Emich um die Taille und ging mit ihm über den Wirtschaftshof.

„Also so ganz vergessen hast du mich doch nicht, mein Liebling,“ sagte sie. „Ich wär' nicht nach Klempin gekommen — nein, mein Junge — so viel Stolz besitzt deine Tante Frmela doch, daß sie dir nicht nachläuft, wenn du nichts von ihr wissen willst! Aber geweint und geseufzt hab' ich manchmal um dich. Alles, was dich angeht, hab' ich durch Freunde erfahren müssen: die Erbschaftsgeschichte aus Mexiko oder wo es gleich war — siehst du, Dickerchen, das hätte ich wohl gewünscht, daß dies der selige Onkel noch erlebt hätte, denn der Hans-Carl war für ihn immer der schwarze Mann in unsrer Familie — und nun ist er so gräßlich reich gewesen, und kein Mensch hat etwas davon gewußt! Ja — und — geliebtes Dickerchen — das ist doch wohl nicht wahr, was die Zeitungen schreiben: daß du den Mörderthron von Illyrien besteigen wirst? Gott, was haben die Zeitungen nicht alles von dir geschrieben, und der Kladderadatsch hat sogar dein Bild gebracht — als kleinen Jungen, hinten mit einem Hosentatzen, wie gemein, und auf einem Steckenpferde über das

Balkangebirge reitend. Hast du das gesehen? Ich habe das Blatt gleich verbrannt, damit es nicht den Domestiken in die Hände fällt! . . ."

Emich kam erst zu Wort, als er der Tante gegenüber im fühlen Zimmer auf einem Sessel saß und zwei Glas Himbeerwasser getrunken und drei kleine Leefuchen gegessen hatte. Er hatte viel zu berichten, und die Tante schlug alle Augenblicke die Hände vor Erstaunen, Schrecken und Freude zusammen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß ihr Dickerchen mit Bismarck gesprochen hatte und regierender Fürst werden sollte — aber andererseits war ihr der Gedanke wieder schrecklich, daß Illyrien so weit, so weit entfernt und eine so gefährliche Gegend war. Sie vermochte sich gar keinen rechten Begriff von den Balkanstaaten zu machen und sah dort unten in ihrer naiven Phantasie hinter jedem Baumstamm einen Banditen lauern.

"Denke doch nur an das Schicksal des armen Leopold, Emich," jammerte sie. "Ich bitte dich, was hatte der denn den Leuten Böses getan und mußte doch daran glauben! Bismarck hat gut zureden — er verliert nichts dabei! . . . Aber ich — wen habe ich denn noch auf der Welt außer dir und der Ruth — und ach, die Ruth ist kaum noch meine Tochter! Glaubst du, daß ich sie oft ganze Tage lang nicht zu Gesicht bekomme? ! . . ."

Nun endlich wurde von Ruth gesprochen. Emich hatte nicht nach ihr fragen wollen, wartete aber mit Ungeduld auf den Augenblick, da die Gräfin von ihr anfangen würde. Sie klagte Emich ihr Herz aus. Ruth sei wie verwandelt, speise gewöhnlich auf ihrem Zimmer und verlasse es nur, um stundenlang auf ihrem Pferde durch den Wald zu jagen. "Sie sieht auch elend aus, Emich. Bläß und hat so etwas Merkwürdiges im Blick. Ihre Augen sind viel größer geworden. Sie hat sich jetzt auch einen Betschmel kommen

lassen. Fromm ist sie ja — sehr fromm — o Gott, ich meine, zu fromm: Der Herr vergebe mir die Sünde, wenn es eine ist, was ich sage! Aber man kann doch auch fromm sein, ohne sich aus der Welt zurückziehen zu brauchen!"

"Da kann ich dir nur recht geben, Tantchen," erwiderte Emich. "Wasche der Ruth einmal gehörig den Kopf und verbitte dir ihre Narrensplossen. Steht ihr denn, zum Donnerwetter, immer noch unter dem Einfluß des Kottauers?!"

"Ach was, des Kottauers! Den hab' ich seit dem Unglück mit Wiegel nicht zu sehen gekriegt!"

"Und auch Ruth nicht?"

Gräfin Irmela schaute Emich bestürzt an.

"Glaubst du vielleicht, daß Ruth noch jetzt —"

"Ich halte nichts für unmöglich. Tante, ich warne dich. Rießow hat Wolfszähne. Ihm ist's nicht nur um die Seele zu tun, sondern auch um den sterblichen Leib deiner Tochter — und um mehr. Stenig und Kottau grenzen dicht aneinander."

"Gerechter Gott, Emich —"

"Ach, Tante, laß den lieben Gott aus dem Spiel! Seiner Ehre dient der ganze Kummel nicht. Du kennst jetzt meine Ansicht. Und nun lebe wohl! Ich hab' noch zum Umfallen viel zu tun und muß jede Stunde ausnützen. Leb' wohl, mein liebes, liebes Tantchen, mein zweites Mütterchen! Es kann lange währen, eh' wir uns einmal wiedersehen, aber du bleist in meinem Herzen, allezeit — allezeit! Will mir einbilden, ich fühle deine Hände auf meinem Haar, wenn ich mich schlafen lege, und spüre dein zärtliches Streicheln, wie in der Kinderzeit. Sollst immer in meiner Erinnerung sein, Tantchen — behüt' dich Gott! . . ."

Sie wollte ihn gar nicht loslassen, drückte ihn an sich und weinte still. Sie hatte noch tausend Fragen an ihn und alle vergessen. Es war viel schlimmer denn damals, als er in das Kadettenkorps kam. Das Herz wollte ihr brechen.

Nud auch dem künftigen Herrscher Illyriens war weich und rührend zumute. Er mußte die Zähne sehr fest aufeinander beißen. Stenzig bedeutete seine Jugend, deren treue Hüterin die Tante Frmela gewesen war.

Plötzlich wischte die Gräfin mit rascher Gebärde das Nasch aus ihren Augen.

„Soll ich die Ruth nicht rufen lassen, Emich?“ fragte sie.

Einen Augenblick schwankte er. Dann schüttelte er rasch den Kopf.

„Nein, Tante. Es ist schon besser so. Bestelle ihr herzliche Grüße . . .“

Die Gräfin hatte oben das Fenster aufgerissen, um ihm noch einmal zuwinken zu können, während er schon den Troilos bestieg. Sie hatte ihr Taschentuch gezogen und ließ es in der Hand flattern und nickte und winkte und rief unter Schluchzen: „Mein Liebling — mein Dickerchen — schreib auch recht oft!“

Das klung Emich noch lange im Ohr, dies rührende und bittende „Schreib auch recht oft“. Es war von jeher das Abschiedswort der Tante Frmela gewesen; wenn die Ferien vorüber waren und er wieder nach Berlin mußte, kam mit dem letzten Kuß die Mahnung „Schreib auch recht oft“. Und fast in jedem Brief wiederholte sie sich — und auch jetzt wieder, da er, Mann geworden, auszuziehen wollte, ein Reich zu gewinnen! Was kümmerle es dies treue mütterliche Herz, ob Krone und Hermelin ihn schmückten und ein Reich zu seinen Füßen lag. Blieb er doch immer für sie das Kind, das nun abermals von ihr Abschied nahm, und dem aus heißem Drange des Herzens heraus sie zurufen mußte — ja, mußte: „Schreib auch recht oft!“ . . .

Am folgenden Tage reiste Emich nach Stubbach und Seesenheim. Diesmal sah er die Heimat seines Geschlechts

im vollen Venzesprangen. Der Schnee war auf den Berg-
höhen geschmolzen und rauschte als Wasser zu Tale, und durch
die Stubbachklamm gurgelte und schäumte es in sich über-
stürzenden Wellen, so daß der weiße Gischt bis an das Eisen-
geländer der Brücke hinaufspritzte, über die der Zug brauste.
Auch unten das Tal hatte sich langsam geschmückt; die Obst-
bäume blühten und das Städtchen lag da wie mitten hinein-
gebettet in eine weiße und rosige Wolke ...

Wieder stand der Bahnhofsinspектор militärisch grüßend
auf dem Perron, und mit abgezogenem, spiegelblankem
Zylinderhut trat Graf Callomeo an Emichs Kupee — un-
vergleichlich vornehm, ganz Kavalier, in nichts mehr erinnernd
an jenen plebeijischen Krause aus Luckenwalde, der einst als
Kind auf dem väterlichen Holzplatz mit Frixe Müller und
Lehmanns Gustav Verstecken und Huschekäfchen gespielt hatte.
Auf der Stubbachfeste waren der Erbprinz und Prinz Waldegg
zu Besuch, die sich ein paar Tage von den Strapazen Berlins
erholen wollten und in Kniehosen und schottischen Mützen die
Berge zu durchstreifen pflegten. Der alte Fürst war noch
steifer und zeremoniöser geworden, berechnete vorsichtig jede
seiner Bewegungen und sprach in Perioden, die kein Ende
nehmen wollten. In einer längeren Unterredung mit Emich
wurde er auch politisch und beschwore den Nachfolger Leopolds
des Ersten, niemals den Rückhalt an Russland zu verlieren;
denn alles Heil für Ilyrien sei nur in der Freundschaft des
Kabinetts von St. Petersburg zu suchen ...

Emich hielt sich nicht lange auf. Aber die alte Burg be-
suchte er doch noch einmal — allein und an einem schönen
Abend, an dem das Leuchtfeuer des Sonnenuntergangs über
den schwarzen Kronen der Tannenwälder brannte und über
die junggrünen Saaten kobaltblaue Reflexe glitten. Da stand er
sinnend auf der Plattform des Wartturms, und im Ge-
raschelten die Lazerten, und im Holundergebüsch und dem

wilden Flieder zwischerten die Schwalben. Er dachte daran zurück, wie stark ihm das Herrenbewußtsein die Seele geschweltt hatte, als er zum ersten Male auf dieser Höhe gestanden, weit unter sich das alte Land der Schöninghs, das ehemals bis über die drei Basenköpfe hinaus gereicht hatte, deren dunkle Kuppen in der Ferne verschwammen. Aber heute, da doch eine Krone ihm winkte, wollte dies Gefühl schönen Stolzes nicht Besitz von ihm nehmen. Vielleicht war es nur die Abendstimmung, die sich mit weicher Melancholie in seine Seele schlich, der holde Friedensodem der Natur, der einen Widerklang in ihm weckte und ihn fast demütig werden ließ...

Bei Sturm und Wettergeschlag und dem ersten Frühlingsdonner des Jahres traf er in Seesenheim ein. Er konnte zufrieden wieder abreisen. Die Felder standen gut; war der Himmel gnädig, so ließ sich eine vortreffliche Ernte erhoffen. Selbst der alte Settegast, als Prophet allezeit ein arger Pessimist, schaute vergnüglich in die Zukunft und versicherte Durchlaucht händereibend, er hätte nimmer gedacht, daß sich alles noch einmal so günstig entwickeln würde. Auch mit den Arbeiterbeglückungsplänen Emichs hatte er sich ausgesöhnt; er hemmte allerdings noch hier und da in der Praxis, was Emich ihm an theoretisch erörterten Wünschen vortrug, und vertrat sehr energisch das Prinzip des justen milieus; aber er wetterte wenigstens nicht mehr über „nutzlose Verschwendungen“ und murkte nur noch zuweilen ganz leise in sich hinein...

Auch von Seesenheim nahm Emich nun Abschied. Am Abend eines Gewittertages ritt er durch Feld und Flur, einem noch tödlicheren Abend als gestern. Der Regen hatte die Luft abgekühl und hing noch in glitzernden Tropfen am grünen Getreide und streute über die Wiesen eine unendliche Diamantenpracht, hatte auch das Wasser des kleinen Baches

anschwollen lassen, an dessen Uferseiten blaues Vergißmeinnicht aus dem Rasen lugte. Den Bach entlang ritt Emich, Schritt für Schritt mit langen Zügeln, Wehmut im Herzen. Doppelt reizvoll erschien ihm heute sein Eigen: der Felder langgestrecktes Grün, das Dorf mit seinen kleinen Häusern, Schlößchen und Park, wo über die wettergraue Ziegelmauer der Goldlack kletterte und zwischen wildem Wein die ersten violetten Winden wehten — und droben auf der Berglehne der Wald ... Er ließ sein Pferd in Trab fallen. Er wollte seinen ganzen Besitz umreiten, bevor es Nacht wurde, wollte gewissermaßen die Heimat noch einmal umarmen, ehe er in die Fremde zog. So ging es quer über Feld und Acker. Überall arbeiteten noch die Leute; der Pfug furchte die duftende Erde auf; Axthieb erscholl aus dem Walde. Es war dunkel geworden, als Emich nach Hause zurückkehrte. Der Glanz des Mondes lag blendend über der Landschaft; feine Nebel zogen über die Wiesen; die Frösche quakten und die Heimchen zirpten. Um die Wipfel des Parks aber glühte es wie ein Feuerschein. Und in der Tat glaubte Emich anfänglich, es sei Feuer ausgebrochen. Doch er irrte sich. Seine Leute hatten den Park illuminiert. Zwischen dem Geäste flammten bunte Ballons und rechts und links von der Veranda des Herrenhauses loderte aus riesigen Eisenpfannen das rote Feuer brennenden Bechs. Vielstimmiger Gesang empfing Emich, und dann hielt Settegast eine Rede, die mit einem donnernden Hoch schloß.

Emich war unvermutet in Seesenheim eingetroffen, aber eine Abschiedsfeier hatten die Leute ihrem Herrn dennoch darbringen wollen ...

Auch in Klempin gab es glänzende Abschiedsfeeste. Zuerst im Kasino, dann in der Ressource. Kommandeur und Bürgermeister suchten bei diesen Gelegenheiten das Schönste aus ihrem Wortschatz zusammen und priesen Althrien in um so

lebhafteren Farben, als sie es nicht kannten. Klempin hatte in diesen Tagen die Höhe seiner Berühmtheit erreicht. Die Auszeichnungen für Emich überstürzten sich. Er wurde in einer Magistratsitzung einstimmig zum Ehrenbürger erwählt; selbst der Buchhändler Gericke, der immer liberal wählte, und auch sonst kein Fürstenknecht war, sprach nicht dawider. Die Schützengilde schenkte Emich einen Ehrenbecher, und da die Freiwillige Feuerwehr nicht zurückstehen wollte, so ernannte sie Emich zu ihrem Ehrenhauptmann. Im Literarischen Verein hielt der Redakteur des Kreis- und Wochenblattes vor zahlreicher Zuhörerschaft einen Vortrag über Illyrien; da er sich aber in der Hauptsache auf das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon von 1843 stützte, das er besaß, so entbehrt sein Vortrag ein wenig des Zeitgemäßen. Doch hinderte dies die meisten nicht, den Redner mit Beifall zu überschütten.

Bob sollte mit nach Illyrien. Die Offiziersburschen redeten ihn nur noch Durchlaucht an. Dafür lag er wieder das Blaue vom Himmel herunter, wenn er sie auf der Straße traf oder mit ihnen kneipte. Endlich hatte Emich auch die letzten Besuche hinter sich. Der alte Hildringen war beim Abschied so gerührt, daß er Emich umarmte und küßte. Er erwartete jetzt täglich den blauen Brief. „Wär' ich noch jünger, ich ließ mich bei Ihnen anwerben, Durchlaucht,“ sagte er. „Aber nu hab' ich die Gicht in der rechten Hintersosse und links vorne das Rheuma. Eine Brigade bekomm' ich nicht mehr. Was soll ich machen? Ich zieh' nach Nauheim mit meinen drei Gören und versauere . . .“ Ms., Mi und Ma wischten sich die Augen. Viele Mädchenherzen in Klempin waren um diese Zeit äußerst weich gestimmt.

In der Dämmerstunde hielt ein Jagdwagen vor dem Kœlleschen Hause. Emich, noch mit Packen und Aufräumen

beschäftigt, war an das Fenster getreten und spähte auf die Straße hinab. Er sah eine schlanke, verschleierte Frauengestalt im Hause verschwinden. Sein Herz schlug schneller. Das war Ruth! Das Charakteristische ihrer Erscheinung und ihres Ganges war unverkennbar. Ruth suchte ihn auf — allein! . . .

Er sprang mit der Lampe an die Tür und leuchtete hinaus. Sie stand vor ihm. Sie hatte den Schleier über den Mund zurückgeschoben und lächelte und sagte mit gleichgültiger Freundlichkeit:

„Du triffst mich nicht in Stenzig, und da bin ich selbst gekommen, dir Adjö zu sagen. Ich — hatte sowieso noch in der Stadt zu tun . . .“

Emich spürte: das war eine Lüge. Und es freute ihn. Sie hatte nichts in der Stadt zu schaffen, gar nichts; ihr Herz drängte sie zu dem Lebewohl. Wirklich das Herz? —

„Du bist sehr liebenswürdig, Kusine,“ antwortete er und führte sie in das Zimmer. „Ich bin glücklich, daß ich dich noch einmal sprechen kann, ehe ich scheide. Lieber Gott, wer kann wissen, ob und wann wir uns wiedersehen! Illyrien ist ein vergessener Winkel —“

„Du wirst ihn seiner Vergessenheit entreißen,“ sagte Ruth. Sie hatte nicht abgelegt, sondern sich in Hut und Mantel in müder Haltung auf einen Sessel niedergelassen. „Ich muß dir gestehen, Emich, daß mich deine Kühnheit überrascht hat. Du hättest mit deinen Millionen und deinem Range daheim ein bequemeres Leben führen können. Ich habe nicht geglaubt, daß du auch Ehrgeiz hast . . .“

Er war hinter dem Stuhl ihr gegenüber stehengeblieben. Es war so lange her, seit er sie zum letzten Male gesehen hatte. Und nun fiel ihm auf, wie sehr sie sich verändert hatte. Immer noch war sie das schöne, große, stolze Mädchen. Aber das Gesicht war schmäler und das wundervolle Profil

charter geworden. Das ganze Antlitz hatte sich vergeistigt. Es erschien Emich noch reiner und edler — trotz der zitternden Unruhe im Blick, der ihm wohl auffiel...

Nun setzte auch er sich.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich in der Tat ehrgeizig bin, Ruth,“ sagte er. „Ich glaube eher, daß ein gewisser Taten-drang mich dazu trieb, die illyrische Krone anzunehmen.“ Ein Lächeln flog um seinen Mund... „Bismarck hat recht: Einem simplen kleinen Lieutenant, wenn er auch schon den Prinzentitel führt, bietet sich so etwas nicht alle Tage. Es ist immerhin etwas wert, seinen Wirkungskreis vergrößern zu können...“

Ruth antwortete nicht sogleich. Ihre Augen schienen in weite Ferne zu blicken; ihre Gedanken wanderten.

„Wie geht es Mac Lewleß?“ fragte sie plötzlich.

„Gut, Ruth. Freilich gefällt er sich drüben wenig. Er ist nur noch auf meine Bitte geblieben, um den Verkauf meiner Liegenschaften in Kentucky zu beschleunigen. Dann kommt er nach Garica. Ich bin gewiß, daß er mir eine Stütze sein wird — und solcher Freunde bedarf ich für die Zukunft...“

Abermals eine Pause. Im Zimmer Emichs sah es unwohnlich aus. Kisten und Reisekörbe standen umher; an den Fenstern fehlten die Portieren. Durch die Scheiben erblickte man den schwarzen Krauskopf der Mohrenfigur über der Apotheke. Die Schirmlampe auf dem alten Zylinderbureau erleuchtete die Stube nicht völlig. Ruth hatte sich so gesetzt, daß ihr Gesicht halb im Dunkeln lag.

Sie spielte mit den Quasten des Sessels. Ihre schmalen, in Wildleder steckenden Hände zitterten.

„Höre, Emich,“ begann sie von neuem, zuerst zögernd, dann rascher sprechend, und ein feines Rot stieg in ihren Wangen auf. „Ich möchte nicht in Unfrieden von dir scheiden.

Es ist vielerlei zwischen uns getreten. Sage nicht, daß ich schuldig bin an diesen ewigen Reibereien. Genau so, wie ich gehandelt habe, würde ich abermals handeln. Ich steckte in geistiger Not und wollte mich emportasten — ich mußte rücksichtslos sein, um mir Frieden und Freiheit zu holen —"

Sie stockte, und Emich warf ein:

"Hast du beides gefunden, Ruth?"

Die Röte auf ihren Wangen verstärkte sich, aber ihr scheu umherirrender Blick wurde ruhiger. Sie schaute Emich jetzt fest in das Auge.

"Eine franke Seele kann nicht von heute zu morgen gefunden," erwiderte sie. "Und ich war frank. Doch ich bin im Genesen und kenne die Arzneien, die mir nützen. Wenn ich dich zuweilen gefränt und verletzt habe — denke, daß ich im Fieber handelte. Gib mir die Hand zum Abschied. Schütze dich Gott!"

Sie hatte sich erhoben. Kein Blut färbte mehr ihre Wangen. Im weißen Gesicht brannten die Augen.

"O Emich — wie beneide ich dich!" stieß sie hervor...

Er hielt ihre Hand. Die seine zuckte nicht. Er war ruhig und kühl. Warum klopfte sein Herz nicht mehr so stürmisch wie ehemals, wenn er sie in der ganzen Höflichkeit ihrer Erscheinung, mit dem stolzen Antlitz und dem Glanze ihrer Augen vor sich sah? — Liebte er sie denn nicht mehr, die durch seine Jugend geschritten war als das Ideal seiner Träume? Liebte er sie nicht mehr — wie damals unter dem Nussbaum im Parke von Stenzig und im Dufte des jungen Klee unter der Königseiche, da er sie an sich gerissen und ihre Lippen und Wangen mit einem Schauer von Küssem bedeckt hatte?...

Er war ruhig und kühl. Aber es war nicht die Überlegung, die ihn so kühl bleiben ließ. Sein Herz war stumm geworden. Neben dem Weibe stand das Volk, dem nun sein Herz

gehörte. Die Größe der neuen Aufgabe schien jede Regung der Leidenschaft unterdrückt zu haben.

„Ich danke dir, Ruth,“ sagte er, „und gebe dir deinen Wunsch tausendmal zurück. Leb' wohl!“

Mit rascher Bewegung wandte sie sich um, zog wieder ihren Schleier vor das Gesicht und ging stumm von dannen. Emich hörte die Tür zum Nebenzimmer gehen. Bob erschien mit einem Licht in der Hand. Emich winkte ihm ab, nahm selbst das Licht und leuchtete Ruth hinaus.

Sie schaute sich nicht mehr um. Aber mitten auf der Treppe war es, als käme sie ins Wanken. Und auch ein leiser schluchzender Laut schlug an das Ohr Emichs. Da strömte ein feuriger Quell durch sein Herz. Sie weinte. Sie weinte um die verlorne Liebe — und alles das, was er tot gewähnt hatte, schlug wieder in ihm auf. Es war Lüge — er liebte sie ja, — und er hörte wieder den alten Kießbaum über sich rauschen, und der Sommerduft des Kleefelds umwogte ihn. Ein Ruf nur — ein Wort! Ein einziges Wort! . . .

Es hämmerte in seinen Schläfen. Die Hand, die den Leuchter hielt, bebte so, daß der Lichtschein an der Decke hin und her tanzte.

Kein Ruf, kein Wort . . . Ein letztes Rauschen von Frauenkleidern . . . Über das Straßenpflaster draußen ratterte ein rasch davon fahrender Wagen.

Emich kehrte in sein Zimmer zurück, mit blassem Gesicht und festgeschlossener Lippe, einen harten Ausdruck im Auge.

Nun war er ganz frei. Er war Herr geblieben . . .

Über Garica erwachte der Frühlingsmorgen, daß große goldne Kreuz auf der Sankt Michaels-Kathedrale begann zu glühen im Purpur des jungen Tages, der den Himmel hinter dem dunklen Mauerwall der Kjurca-Schanze mit

fröhlichen Farben schmückte. Die schlummernde Stadt weiter unten lag noch im Dämmer der langsam flüchtenden Nacht, während auf den Bergen ringsumher schon die Freudenfeuer des Morgens leuchteten und die neuen, bis zu den Zickzacklinien des Flusses vorgeschobenen Forts sich im ersten Sonnenblitzen badeten. Und nun tauchten aus dem Nebelgrau noch andre Punkte auf; Kuppeln, Türme und Zinnen, die glockenförmige Haube eines Minarets, der schlanke Bau des erst vor kurzem eingeweihten Parlamentsgebäudes, die große Eisenhalle am Bahnhofe, die Mittelkuppel des Residenzschlosses, das weithin leuchtende griechische Kreuz auf der russischen Kirche... Siegreicher drang die Sonne vor. Das Grau zerfloß, die Straßenreihen wurden sichtbar: schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogen und in scharfen rechten Winkeln sich kreuzend, in dem neuen Quartier — ein Gewirr ineinanderlaufender Linien in den alten Teilen der Stadt, da, wo noch der Orient in all seinem Schmutz und mit all seinen Lastern herrschte. In schlanken Bogen verloren sich die Kas im dichten Grün eines Platanenhains, durch den der Strom in hundert kleinen Kaskaden schäumte: das Bois de Boulogne des illirischen Paris, in dem an schönen Nachmittagen die elegante Welt ihren Vorso hielt... Neue Gruppen großer Gebäude stiegen aus dem sich mehr und mehr verflüchtenden Dämmer empor: die Universität mit den sie umgebenden Parkanlagen, das Nationalmuseum, das der so grausam ermordete Fürst Leopold durch einen prächtigen Neubau für die Bibliothek erweitern ließ — die Kriegssakademie, das alte Kloster der heiligen Barbara, ein ehemals spätgotischer Mauernblock inmitten modernen Brunks — das Englische Konsulat, die neue Kaserne der Leibgardeinfanterie, die Riesenrotunde des sogenannten Fürstenkonaks, in dem zu mittelalterlicher Zeit die Herrscher Illriens residierten...

Mittelalter und Neuzeit grenzten in Sarica so dicht aneinander wie Orient und Okzident. Nur ein Flussarm trennte das neue Quartier mit seinen Boulevards, Anlagen, freien Plätzen und sauberen Kais von dem Häusergewirr der alten Stadt, die man noch heute „das Türkenviertel“ zu nennen pflegte, obwohl die Türken auch hier längst nicht mehr die Überzahl der Bewohner bildeten.

An das Frankenviertel schloß sich nach den Bergen zu ein duftig grüner Wiesenhang an, mit Bosketten und Alleen einen weiten Platz umschließend, auf dem sich das Siegesdenkmal von Acabane erhob. Hier, vor den Toren der Stadt, war jene grimme Schlacht geschlagen worden, von der die Barden des Landes so herrliche Lieder sangen, und aus dem Blute, das über diesen Boden geflossen, waren für Illyrien die ersten Knospen seiner Freiheit erblüht. Acabane war ein Dörfchen, das, von Rosengärten umbuscht, dicht am Fuße der Berge lag. Und von oben herab, aus Myrtengrün und dem Dunkel der Pinien und aus dem Schwarz der Kork-eichen, grüßte schneiger Marmor zu Tale: das Lustschloß Monbijou, das sich Fürst Leopold hatte erbauen lassen und in dem er in den Armen einer schönen Frau die letzte Nacht verlebt, bevor der Mordstahl ihn getroffen hatte. Seit dieser Zeit war die Fahne auf der Zinne des reizenden Schlosses nicht mehr entfaltet worden.

Monbijou stand leer, und verödet waren seine herrlichen Gärten, von denen aus man hinauf in den Hochwald steigen konnte, auf viel verschlungenen Pfaden, fast bis zur Spitze des Safarics, der einst, in nebelferner Zeit, ein Vulkan gewesen sein sollte. Fürst Emic — das h in seinem Vornamen hatte bei der Thronbesteigung der Sprachgewohnheit Illyriens zuliebe fallen müssen — hatte die Schwelle Monbijous nie überschritten. Er residierte unten im Stadtschloß, im „Palais“ ...

Das Palais nahm die ganze Westseite der Esplanade ein; ein schmuckloses Gebäude mit einer ungeheuren Kuppel in der Mitte, die den Thronsaal überwölbte — geradlinig, zweistöckig, mit regelrechten Fensterfronten und grauem Anstrich — ein nüchterner und langweiliger Bau. Zwei mächtige Flügel schlossen sich an; in dem einen garnisierten die Leibheiducken, der zweite enthielt die berühmte Münzsammlung des letzten Baschas von Garica, auf die nach der Revolution Beschlag gelegt worden war und die aus Mangel an Raum noch nicht im Nationalmuseum hatte untergebracht werden können. Zwischen beiden Schloßflügeln breitete sich das Glas- und Eisenetz des Wintergartens aus, von dem aus man in einen kleinen, hübsch gepflegten Park gelangte, der bis an das Ufer der Sareb reichte.

Vor sämtlichen Fenstern des Mittelbaus, jenes Teils des Schlosses, den die Kuppel überwölbte, lagen weiße Rouleaus. Das ganze zweite Stockwerk nahm der Thronsaal ein; im ersten wohnte der Fürst.

Eine Hand schob hier den Vorhang zur Seite — ein etwas bleiches Männergesicht schaute hinaus auf den Platz, der sich langsam zu beleben begann. Die Schloßwache wechselte — ohne Spiel und Trommelschlag, denn des Fürsten Schlaf mußte geschont werden. Aber es gab nichts zu schonen. Fürst Emic hatte die Nacht durchgearbeitet, und nun stand er am Fenster und blickte in die Sonne hinein, die über seinem Lande emporstieg.

Er trug noch die kleine Uniform seiner Leibgarde-Infanterie, in der er gestern abend dem Ministerrat präsidiert hatte. Es war eine gewichtige Sitzung gewesen. Ein gewaltiger Umstieg im Steuerwesen sollte durchgeführt werden. Die Nationalliberalen hatten, gestützt auf die unleugbare Tatsache, daß die direkten Steuern auf dem flachen Lande nur schwer einzutreiben waren, mit starker Unterstützung der

rechten Seite des Parlaments einen Antrag eingebracht, der eine erhebliche Vermehrung der Luxussteuern bezweckte — und sie hatten gedroht, sich auf die Seite der Opposition zu schlagen, wenn sie kein Entgegenkommen bei der Regierung finden würden. In diesem Falle verteidigte auch der Fürst den Antrag der Nationalpartei; aber er hatte nicht nur den Finanzminister, sondern selbst den alten Beresco gegen sich. Bis tief in die Nacht hinein hatte die Sitzung gewährt. Mit seiner ganzen glänzenden Dialetik hatte der Finanzminister die ökonomischen Gründe dargelegt, die ihn veranlaßten, auf seinem Standpunkt zu verharren. Und dann hatte Beresco sein schweres politisches Geschütz auffahren lassen. Die Finanzgründe des ministeriellen Kollegen imponierten ihm nicht; aber gerade in diesem Augenblick der Nationalpartei nachzugeben, erschien ihm als Schwäche. Die Liberalen näherten sich immer mehr der Opposition, deren glänzend begabter Führer, Herr von Polzien, der Chefdirектор der „Volksstimme“, mit gutem Erfolge den „Einfang“ betrieb. Marquis Beresco war der Ansicht, man müsse zeigen, daß man den Überlauf der sogenannten Nationalen nicht fürchte. Man müsse energisch sein. Und dabei kam der grimme Alte abermals auf vergangene Dinge zu sprechen, tadelte wiederum die allgemeine Amnestie bei Gelegenheit der Thronbesteigung und tadelte im besondern, daß Polzien, den das Attentat gegen den Fürsten Leopold gleichfalls kompromittiert hatte, nicht für immer unschädlich gemacht worden sei... Dennoch setzte Fürst Emic seinen Willen durch. Sein persönlicher Einfluß auf die Minister war so groß, daß selbst der intrigante Leiter der Finanzen davon Abstand nahm, seine Entlassung zu geben, und daß endlich auch der harte Beresco sich fügte. Dieser Alte mit den rotgeäderten Augen und den eisernen, alles zermalmenden Zähnen liebte seinen jungen Fürsten, als sei Emich dem eignen Blute entsprossen. Und auch bei

Beschluß jener letzten denkwürdigen Sitzung neigte er sich, von Emich Abschied nehmend, tief über die ihm gereichte Hand und sagte mit einem milden, sein rohes Baschkiren-gesicht seltsam verschönenden Lächeln:

„Durchlaucht — ich fürchte, es ist nicht gut, daß wir uns allesamt so wenig dem Zauber Ihrer Persönlichkeit zu entziehen wissen . . .“

Der Fürst konnte zufrieden sein. Die Entlastung des direkten Steuersystems entsprach seinen Wünschen; es war vorauszusehen, daß die Nationalen sich infolgedessen in andern Fragen, wie beispielsweise denen der Vermehrung der Wasserstrafen, der Regierung geneigter zeigen würden. Und doch blieb Emich nach Entlassung der Minister in Sorgen zurück — und neben ihm blieb die graue Sorge stehen, die ganze Nacht hindurch, während er am Schreibtische saß, den Kopf in die Hand gestützt, und Berge von Papieren durchflog. Auch über seine Schulter lugte die graue Sorge, lugte mit hinaus auf die Esplanade und in den hellen Sonnenschein, der den Platz überflutete.

Der Fürst zog die Vorhänge vollends zurück und löschte die Studierlampe. Dann klingelte er.

Der Kammerdiener trat ein.

„Das Bad,“ befahl Emich.

Der Diener verneigte sich. Aber er ging nicht sogleich. Ein mitfühlender Blick traf das übernächtige Gesicht seines Herrn.

„Durchlaucht,“ begann er leise, im Tone zaghaften Bittens. Emich stand schon wieder am Schreibtisch, ein Papier in der Hand, und schaute nun auf.

„Was gibt's?! . . .“ Er lachte . . . „Ah, Bob, du brauchst nicht weiter zu sprechen! Ich sehe es dir an: du hast wieder einmal eine Anklage auf der Zunge, weil ich mir die Nacht um die Ohren anschlagen habe. Dummer Kerl, du! Wenn

ich von Klemper nach Berlin fuhr, hab' ich manche Nacht verbummelt. Wer hat von den Adjutanten den Dienst?"

"Major Mac Lewleß, Durchlaucht."

"Er soll mit mir frühstücken . . ."

Emich pflegte sein erstes Frühstück gewöhnlich unter einer Palmengruppe im Wintergarten zu nehmen, dessen Glassfenster zur warmen Jahreszeit versenkt wurden, so daß dieser Teil des Schlosses mit dem Park in Verbindung zu stehen schien. Der Fürst frühstückte immer allein, liebte es jedoch, dabei mit einem seiner Adjutanten zu plaudern. Der Zeremoniendienst begann erst zu späterer Stunde. Fürst Leopold hatte für die Repräsentation einen großen Apparat ins Leben gerufen. Emich war eine einfachere Natur. Er änderte zwar nichts in den Ämtern, Würden und Chargen des Hofs, um den Adel des Landes in den ihm schmeichelhaft erscheinenden Ehrendiensten zu belassen, aber er beschäftigte die Herren wenig oder doch nur zur Zeit der großen Feste.

Das Bad hatte ihn so erfrischt, daß er die schlaflos verbrachte Nacht kaum noch spürte. Unter den Palmen hatten die Lakaien inzwischen den Frühstückstisch hergerichtet. Sie zogen sich zurück, als Bob erschien, der Leibdiener Seiner Durchlaucht, der mit seinem Herrn eine Verwandlung zur Höhe durchgemacht hatte: der schlesische Bauernjunge war ein sehr eleganter Kämmerling geworden: diplomatische Ruhe im glattrasierten Gesicht, gemessen in den Bewegungen und immer in tadellos sitzenden Eskarpins und mit höchst sorgfältig gefälteter weißer Binde.

Er bediente seinen Herrn beim Frühstück ohne Beihilfe. Das war die Erholungsstunde des Fürsten, in der Emich ungern noch andre Lakaiengesichter um sich sah. Es wußte auch niemand mit den kleinen Eigentümlichkeiten Seiner Durchlaucht so genau Bescheid wie Bob. Bob füllte die Teetasse,

überwachte das Rösten des Toastes, lochte eigenhändig die Eier und schnitt winzig dünne Scheiben Schinken, die er dann mittels einer einzinkigen Gabel zusammenrollte: drei Rolladen von genau derselben Größe. Er schob dem Fürsten die Sessel zu, neigte sich ein wenig über dessen Schulter und fragte gedämpft:

„Befehlen Durchlaucht, daß ich den Adjutanten vorlasse? —“

Mac Lewleß trat auf die Terrasse. Ein anderer als in Klempin und doch noch derselbe. Brauner geworden und mit blondem Vollbart, ohne den Ausdruck geheimen Leidens um den Mund, frischer und wagemutiger ausschauend, aber noch mit den alten Augen. Er trug die etwas phantastische, doch sehr geschmackvolle, sich an die Nationaltracht des Landes anlehrende Uniform der Gardeheiducken mit den Majorslandillen und den Fangschnüren der Flügeladjutanten.

„Durchlaucht haben befohlen,“ sagte er.

„Mich nickte ihm freundlich zu. „Wir sind allein, Gerald,“ entgegnete er. „Nicht einmal die Herzogin von Kjurča ist in der Nähe, die mich mit einem ihrer Dolchblicke maßregeln könnte. Also laß die Durchlaucht beiseite und trinke eine Tasse Tee mit mir. Bob, nimm dem Herrn Major Säbel und Käppi ab! . . .“

Mit Säbel und Käppi verschwand auch das Dienstgesicht und die untergebne Haltung Mac Lewleß'. Er reichte dem Fürsten die Hand, nahm neben ihm Platz und begann gleichfalls zu frühstücken.

Um diese Stunde war es wonnevoll hier unten. Nichts zu vernehmen vom Lärmen der Stadt; nur das gleichmäßige im Kies der Wege knirschende Auf und Ab der beiden Palastwachen unweit der Orangerie. Nur das Zwitschern und Tirilieren der Vögel im Park und das volle Rauschen der Fontänen und hin und wieder der Schrei eines Papageien

oder das helle Aufkreischen eines der Seidenäffchen in der Volière. Dazu die quellsfrische Morgenlust, die den Duft der Berge in die Stadt trug, das hundertfältig schattierte Grün und der Blütenzauber ringsum und der Ausblick über die Baumwipfel fort bis zu den dunstumschwommenen Felskuppen des Hochgebirges..

Emich schüttete dem Freunde das Herz aus. Er erzählte von seinem Siege in der Ministersitzung und von den Sorgen der Nacht.

Ah ja, es waren schwere Sorgen, die auf ihm lasteten. Eine veränderte Aufteilung der Ämter hatte der Korruption der Beamtenwelt steuern sollen. Und in geschlossner Kolonne waren die Entlassnen in das Lager der Opposition geeilt und hatten sich unter die Fahne Polziens geschart. Dieser Polzien war zweifellos der gefährlichste Gegner Emichs. Seine „Volksstimme“ war eine Macht in Ilyrien geworden. Und was das Böseste war: Es ließ sich kaum noch daran zweifeln, daß Polzien durch russisches Geld unterstützt wurde. Die Politik des Petersburger Kabinetts war leicht zu durchschauen; die innere Opposition sollte die Regierung in Schach halten und zu einer verstärkten Anlehnung an Russland zwingen. Aber sicher floß auch aus dem Sueventreiche Geld in die Kassen der „Volksstimme“. Polzien nahm, woher er bekam, und seine gierigen Hände streckten sich nach allen Seiten aus.

„Ich hätte den Burschen hängen lassen können,“ sagte Emich. „Beweise, daß er dem Attentat gegen Leopold nicht allzufern gestanden hat, wären leicht zu beschaffen gewesen. Und kein Hahn hätte damals nach ihm gekräht. Aber ich dachte menschlich und ließ ihn laufen. Er haßt mich grimmig, und das gibt seiner Insamie Triebkraft und Schwung! Dabei ist er zu klug, sich fassen zu lassen. Er ist wie eine Schlange, aalglatt, immer wieder entschlüpfend; könnte ich dieser Natter den Kopf zertreten, dann wäre auch die Opposition mundtot.“

gemacht, denn er ist ihr einziger Führer. Er duldet niemanden neben sich.“

„Läßt ihn ausweisen! Das kann deiner Polizei nicht schwer fallen, da er ein Ausländer ist.“

„Er hat sich naturalisieren lassen. Aber schließlich — ein Formfehler in der Naturalisationsurkunde wäre schon zu finden, wollte ich ungerecht vorgehen. Das aber will ich vermeiden. Ich habe an etwas Besseres gedacht. Ich möchte seinen Haß besiegen, will versuchen, ihn an meine Interessen zu fesseln, ihn in die Staatskarriere bringen, ihm irgendeinen diplomatischen Posten zuweisen. Er ist ein Mensch von glänzenden Fähigkeiten . . .“

Bob reichte die Zigarren.

„Du rauchst immer noch nicht, Gerald?“

„Nein — ich danke, Emich. Aber ich finde, die Inclam sieht gut aus, vertrauenerweckender — verzeih' — als das dunkelfarbige Kraut unsrer Regie.“

Der Fürst lachte, während er an dem Licht, das Bob ihm reichte, seine Havanna anzündete.

„Gerald — wahrhaftig —, als ich hierherkam, habe ich mich vier Wochen damit abgemüht, unsre Regiezigarren rauchen zu lernen. Der Angstschweiß brach mir dabei aus, und einmal bin ich beinahe seefrank geworden, aber ich hoffte immer noch, mein Patriotismus würde die Revolutionen meines Magens niederschlagen. Schließlich hab' ich die Hoffnung aufgeben müssen. So lasse ich mir denn unter der Deckfirma eines Privatmanns meinen Tabak von meinem alten Berliner Lieferanten kommen und bezahle schweigend den hohen Zoll. Siehst du, den Zoll brauche ich nämlich auch. In den Regierungskassen sieht es noch immer schreckhaft aus. Aber ich verliere den Mut nicht; ich spüre wenigstens, daß es langsam vorwärtsgeht. Der Kanal nach Bosnien soll die Wareneinfuhr auf den Wasserstraßen reger gestalten, damit würde sich

der Zollverdienst erheblich erhöhen. Aber freilich — auch mit diesem Kanal hat es noch weite Wege. In Wien arbeitet man langsam . . ."

Gerald lehnte sich nachdenklich in seinem Sessel zurück.

"Der Kanal nach Bosnien," wiederholte er sinnend, "ist das der . . ."

"Derjenige welcher," fiel der Fürst rasch ein. „Ja, ja, der ist es! Beresco hat ähnliche Pläne schon mit Leopold verfolgt. Jetzt bin ich sein Versuchskaninchen. Sassenhausen sondiert seit drei Wochen das Terrain. Du lieber Gott, ich wehre mich ja gar nicht! Die Politik wird doch immer die Protektorin meiner Heirat sein . . ." Er schaute den alten Regimentskameraden von der Seite an . . . „Und du, Gerald? Ich warte darauf, daß du mir deine Verlobung melden wirst. Alle Welt will wissen, daß Fräulein von Kursewsky nur aus Liebe zu dir so blaß und verhämt sei!"

"Emich — spotte nicht! Ich sage dir: Alle Welt flatscht. Ich habe Fräulein von Kursewsky niemals Anlaß gegeben, sich lebhafter für mich zu interessieren. Nein, Emich, mein Herz ist müde geworden und regt sich nicht mehr, seitdem ich die beiden verloren habe, die mir über alles teuer gewesen sind . . . Über sag', hast du Nachrichten aus der Heimat?"

Der Fürst nickte. „Ja — aus Seesenheim wie aus Stenzig. Tante Irmela schreibt allwöchentlich seitenlange Berichte. Über den Stand der Felder, den Geflügelhof und die Geheimnisse der Ställe, über den Kätsch in der Umgegend und die Veränderungen in Klempin, sie kommt vom Hundertsten ins Tausendste. Und ganz nebenbei erzählt sie auch von Ruth. Sie ist als Oberin in ein großes schlesisches Krankenhaus eingetreten, das dem Malteserorden gehört. Das ist alles. Gelübde religiöser Natur binden sie nicht; sie ist genau so frei wie bisher."

„Frei, sagst du. Ist sie denn wirklich noch frei? Nach Herz und Seele!?”

Emich sah sinnend den Dampf ringeln seiner Zigarre nach.

„Gerald,” sagte er, „du hast Ruth einstmals besser und richtiger zu beurteilen verstanden als ich. Sie hat lange und schwer gerungen, sich aus dem Unbefriedigtsein in eine Sphäre geistiger Klärung zu retten. Das ging nicht so rasch. Eine Wandlung folgte der andern, und wer kann sagen, daß alle diese Wandlungen nunmehr für sie abgeschlossen sind. Ich bin schon froh darüber, daß sie ein bestimmtes Gebiet für ihre Tätigkeit gefunden hat und in einem, wenn auch eng gezogenen Kreise ihre Kräfte entfalten kann. Herrgott, sie war nun einmal keine Landpomeranze, kein Dorfkomtesse!”

„Nein — wahrhaftig nicht! Ich sehe sie vor mir in ihrer neuen Würde: stolz und edel, in ganz schwarzer Gewandung, das weiße Malteserkreuz um den Hals, an der Spitze einer großen und segensreichen Institution, über ein Heer von Pflegerinnen herrschend, die Kranken tröstend, betend am Bett der Sterbenden... Achtung vor dem Beruf, den sie sich erwählte! Aber, Emich, bot ihr das Leben nichts Besseres?! Will sie denn nie wieder in die Sonne schauen?!”

Der Fürst schüttelte den Kopf. „Ich halte auch diese neue Phase nur für eine Wandlung. Und glaube mir,” fuhr er rascher fort, „ich verstehe zwischen den Zeilen der guten Tante Irmela zu lesen. Mich dünkt, Ruth hat jene Stellung nur angenommen, um sich vor den abermaligen Werbungen Riebow's zu schützen.“

Vob meldete den Oberstleutnant im Generalstab undstellvertretenden Chef des Innern Marquis Veresco. Masseo erschien auf der Terrasse und salutierte.

„Durchlaucht vergeben: Ich bringe eine Botschaft von meinem Vater, den leider eine Erkältung zwingt, sich im Bett zu halten.“

„Tritt näher und setz dich zu uns. Hoffentlich hast du keine Trauerpost in der Hand.“

„Gottlob nein. Ein neuer Bericht von Sassenhausen aus Wien. Alles geht gut. Hof und Kabinett sind für die Mariage. Erzherzogin Marie wird zu Beginn des Herbstes den verwandten Hof von Rumänien besuchen, und in Bukarest soll die erste Begegnung stattfinden. Hier der Brief...“

Der Fürst nahm die ihm gereichten Papiere und durchflog sie. Sein Gesicht war nicht freundlich dabei. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, und ein ganz leiser Seufzer schwollte seine Brust.

„Also abgemacht,“ sagte er. „Sassenhausen schreibt, man wünsche zu Wien, daß über die Affäre strengstes Geheimnis gewahrt werden solle. Das entspricht meiner eignen Neigung. Auch die Erzherzogin weiß noch nichts von dem — Glück, das ihr bevorsteht. Armer Käfer! Sie ist noch sehr jung — nicht wahr?“

„Raum Siebzehn,“ erwiderte Masseo.

Ein fröstelnder Schauer überrieselte Emich. Er goß sich aus der Karaffe ein Glas Sherry ein und leerte es langsam. Dann erhob er sich. Das war das Zeichen für die Entlassung der Freunde.

„Gerald, was hast du heute auf dem Programm?“ fragte der Fürst, den Rest seiner Zigarre in die Aschenschale werfend.

Mac Leivleß zog eine Notiztafel aus Elfenbein aus der Brusttasche und schob sie auseinander.

„Elf Uhr Besichtigung der neuen Kaserne am Fort Ladislaus,“ las er vor. „Zwölf Uhr Empfang der bosniakischen Deputation; um Eins Audienz des suebischen Gesandten“ —

„Wegen der Grenzregulierung am Natschali-Paß,“ fiel der Fürst hastig und ärgerlich ein. „Wann wird diese unselige Geschichte enden!? Aber man irrt sich in Suebien,

sollte man glauben, ich würde nachgeben! Das Recht ist
unbestreitbar auf unsrer Seite. Weiter, Mac Lewleß!"

"Vier Uhr Besuch bei der Herzogin von Kjurča" —
"Brrr!"

"Um Fünf Besuch im Paulinenhospital; halb Sechs Vortrag
des Hausintendanten wegen des Theaterumbaus; um Sechs
Besichtigung der Landesweinausstellung in den Ruinen der
alten Thermen; sieben Uhr Offizierstafel beim zweiten
Artillerieregiment; neun Uhr Besuch der Sommeroper. Um
diesen Besuch hat der Direktor nochmals untertänigst bitten
lassen, da die Geschäfte schlecht gingen."

"Das glaub' ich," sagte der Fürst lächelnd. „Es war eine
verrückte Idee. Die Oper zieht schon im Winter nicht. Ein
hübsches Programm, Gerald. Sehr viel Zeit pflegt man mir
nicht übrig zu lassen... Notier' dir eine kleine Änderung
und melde sie dem Hofmarschall. Döring wird wieder schimpfen,
aber es geht nicht anders. Die Bosniaken sollen erst um
halb Eins vorgelassen werden; um Zwölf will ich in das Par-
lament, um der Abstimmung über das Steuergesetz beizu-
wohnen. Und dann noch etwas: Es ist jetzt erst acht Uhr;
läß Herrn von Polzien, den Direktor der ‚Volksstimme‘,
benachrichtigen, daß ich ihn um Zehn zu sprechen wünsche.
In meinem Arbeitskabinett."

Mac Lewleß fuhr zurück. Maffeo war blaß geworden.

„Emich," sagte er halblaut und bittend, „du selbst —?
Willst du nicht wenigstens —"

„Ich will nichts, Maffeo," fiel der Fürst herbe ein, „will
auch nicht erst deinen franken Vater beunruhigen. Es bleibt
bei meiner Order."

„Verzeihung, Durchlaucht," nahm Maffeo abermals das
Wort, „wenn ich mir trotzdem noch eine Warnung erlaube.
Polzien ist ein gefährlicher Bursche. Er ist zu allem fähig.

Verstatten Durchlaucht wenigstens, daß Mac Letoleß der Audienz beiwohnt —“

„Auch ich bitte um diese Gnade, Durchlaucht.“ warf Gerald ein.

Emich streckte beiden die Hände entgegen.

„Seid keine Hasenfüße! Ich habe diesem Herrn von Polzien schon einmal gezeigt, daß ich nicht mit mir spaßen lasse. Und ich fürchte mich heute ebensowenig wie damals... Bob, bring' mir die Hunde auf ein Viertelstündchen; dann soll der Schneider mit seinen neuen Uniformen kommen... Auf Wiedersehen, meine Herren!“

Er schritt durch den Wintergarten der Schloßhalle zu.

16

Das Arbeitszimmer des Fürsten war ein ernst ausgestatteter Raum mit dunklen Ledertapeten und olivengrünen Vorhängen an den Fenstern. Alle Wände nahmen Bücherschränke ein; nur die eine Wand war frei gelassen worden, und hier hing ein lebensgroßes Ölbild Leopolds von Schöningh, des unglücklichen Vorgängers des Fürsten auf dem Throne von Illyrien. Das Porträt stellte Leopold in der vollen sieghaften Schönheit seiner sonnigen Jugend dar, liebenswürdig lächelnd, mit einem leichten Anflug von Spott in den Mundwinkeln, Stirn und Augen hell, den Kopf leicht zurückgeworfen, wie im Bewußtsein des Reizes seiner jünglingsfrischen Anmut.

Vor diesem Bilde war Emich stehengeblieben, als ihm Herr von Polzien gemeldet worden war. Wenn der Fürst am Arbeitstische saß, schweifte sein Blick zuweilen nach dem Porträt des Bettlers gegenüber; es war immer eine Mahnung für ihn, auf der Hut zu sein vor der Mörderhand, die auch ihn aus dem Hinterhalt treffen konnte. War die Mahnung

Maffeo Verescos übertrieben gewesen? Konnte nicht auch Polzien ein Stilett im Ärmel verborgen halten oder plötzlich den Revolver ziehen, um ihn auf den tödlich Gefassten abzufeuern? —

Einen Augenblick schwankte Emich. Es war vielleicht vernünftiger, den im Vorzimmer harrenden Adjutanten zu benachrichtigen und ihn der Unterredung beiwohnen zu lassen. Dann aber schüttelte der Fürst, wie unwillig über sich selbst, den Kopf. Überall konnte der Tod auf ihn lauern — draußen auf der Gasse, auf der Landstraße, im Schatten der Häuser und im Grün der Vorbeerbüschle wie hier zwischen den Mauern des Schlosses.

Er trat hinter den Schreibtisch, dessen Breite die ganze Mitte des Zimmers füllte, und zog ein Schubfach auf. Ein helles blitzte ihm entgegen; auch er hatte eine Waffe zur Hand — für alle Fälle ...

Die Tür zum Vorzimmer öffnete sich von außen: Polzien wurde eingelassen.

Er blieb mit einer Verneigung in der Nähe der Türe stehen. Emich hatte ihn nie zu Gesicht bekommen, seit er in Myrrien weilte, aber er kannte ihn dennoch ohne weiteres wieder. Die Gestalt war stämmiger geworden; die leichte Neigung zum Embonpoint hatte den Eindruck des Straßenschnüren und Elastischen vermindert; doch der brutale Zug in dem geistig sehr lebhaften Amtsz war geblieben. Und aus dem Auge sprach, unverschleiert und unverhehlt, ein tiefer drohender Groll. Polzien erschien in langem schwarzen Überrock, er war bis auf jede Einzelheit sehr sorgfältig gekleidet.

Der Fürst setzte sich nicht, bot auch Polzien nicht Platz an.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr Deputierter, um Verschiedenes persönlich mit Ihnen zu besprechen. Wie meinen Vetter und Vorgänger in der Regentschaft, so

beehren Sie auch mich in Ihrer Zeitung, auf der Parlamentstribüne und in den Volksversammlungen mit einer wütenden Verfolgung, die ihre Spitze nicht lediglich gegen meine Regierung, sondern auch gegen mich selbst richtet. Darf ich Sie fragen, welche Ursachen Ihrem Haß zugrunde liegen?"

"Ich bin ohne weiteres dazu bereit, Ihnen Antwort zu geben, Durchlaucht," antwortete Polzien. Er sprach ruhig, nicht respektlos, aber scharf und eindringlich. "Durchlaucht haben das rechte Wort gefunden. Es ist der Haß, der mich leitet. Sie kennen die Stunde, in der ich mir zugeschworen habe, mich an Ihnen für die mir zugefügten Beleidigungen zu rächen. Aber ich bin kein Bravo; ich breche nicht aus dem Versteck hervor, um Sie zu töten, wie der wahnsinnige Mörder des Fürsten Leopold. Meine Waffen sind rein. Daß sie trotzdem scharf sind und zu treffen vermögen, haben mir Eure Durchlaucht selbst zugestanden..."

Diese Offenheit imponierte Emich. Sein helles Auge ruhte forschend auf dem Gesicht Polziens.

"Sie spielen auf die Geschehnisse in Seesenheim an," sagte er, "um mich über die Gründe Ihres Hasses aufzuklären. Es würde mir wenig nützen, wenn ich versuchen wollte, Sie davon zu überzeugen, daß ich derzeitig im Rechte gewesen bin, und daß nur die Hartnäckigkeit, mit der Sie mir gegenübertraten, mich veranlaßte, schließlich Gewalt zu brauchen... Ich möchte noch eine Frage an Sie richten: Bei allem Haß gegen meine Person vertreten Sie politisch und publizistisch doch eine Partei, eine große Partei — die der Unzufriedenen, der Linken im Parlament. Diese Linke will aber gradeso die Interessen des Landes fördern, wie — von ihrem Standpunkte aus — die Rechte, wie die Nationalen und wie endgültig die Regierung selbst. Also haben auch Sie, Herr von Polzien, in gewisser Weise die Interessen des Landes im Auge — nicht wahr?..."

Der Fürst hatte anfänglich illyrisch gesprochen, aber dann plötzlich deutsch fortgefahren. Wie es schien mit Absichtlichkeit antwortete Polzien nur auf illyrisch:

„Nicht nur in gewisser Weise, sondern durchaus und lediglich, Durchlaucht. Ich bin kein Tor. Mein Haß ist nur der treibende Faktor. Als ich in Seesenheim vor die Tür gesetzt wurde, ging ich nach Russland. Ich bin da aufgewachsen, beherrschte die meisten slawischen Sprachen und kenne die einschlägigen Verhältnisse. Sie wissen, daß ich vor sechs Jahren als politischer Agent Russlands hierherkam. Das habe ich nicht zu verbergen. Inzwischen habe ich in Illyrien festen Fuß fassen und mich von drückenden Einflüssen freimachen können. Ich bin mein eigner Herr geworden und treibe die Politik, die mir beliebt. Ich habe mir eine Stellung geschaffen. Daß ich eine solche in den Reihen Ihrer Gegner suchte und fand, war natürlich. Denn diese Gegner bekämpfen nicht nur Ihr Regiment, Durchlaucht, sondern Sie selbst als Repräsentanten einer ihnen aufgedrängten fremden Dynastie.“

„Sie vergessen, daß ein Plebisit die Wahl der Volksvertretung gutgeheißen hat, Herr Deputierter.“

„Nicht ich allein, Durchlaucht, sondern die Mehrzahl des Volkes weiß, wie dieses Plebisit in Szene gesetzt worden und zustandegekommen ist.“

„Sie vergessen ferner, daß meine Wahl gleich der meines Vorgängers unter der Protektion Russlands erfolgte — und man sagt, daß Ihre ‚Volksstimme‘ auch von russischem Gelde gespeist werden soll.“

„Man sagt vieles, was nicht wahr ist, Durchlaucht . . .“

Emich schwieg einen Augenblick und spielte mit dem Federmesser, das er vom Tische genommen hatte.

„Gleichviel, Herr von Polzien,“ begann er von neuem, den Kopf mit kurzen Ruck in den Nacken werfend und den

Blick voll auf den vor ihm Stehenden hestend. „Die Tatsache, daß auch Sie auf Ihre Weise den Interessen des Landes zu dienen hoffen, genau so wie ich, steht fest. Sie haben es mir bestätigt. Und im Interesse des Landes, das unsre neue Heimat geworden ist, schlage ich Ihnen vor, Ihren Frieden mit mir zu machen. Stellen Sie das Land über die Person; begraben Sie Ihren Haß. Sie sind ein Mann von Fähigkeiten, der meines Erachtens irrig auf falsche Wege geführt worden ist. Ich bin bereit, Ihnen den Staatsdienst zu öffnen, damit Sie erkennen lernen können, in welcher Weise die Maschine der Regierung zum Besten des Volkes arbeitet. Ich will Ihnen die Freiheit Ihrer Meinung nicht vertilmmern. Aber ich möchte Sie lehren, gerecht zu urteilen und unbeeinflußt von Instinkten, die — wenn sie auch tief in der Menschennatur begründet liegen — jedenfalls schlechte sind . . .“

Polzien war weiß geworden im Antlitz. Unwillkürlich senkte sich sein Blick. Er war fassungslos geworden. Alles andre hatte er erwartet — das nicht. Er blieb lange stumm. Was mochte in seiner Seele vorgehen? Vielleicht stiegen da allerhand glänzende Bilder empor, von einem raschen Höhenflug, einem gewaltigen Sturmschritt über Hunderte von Unterliegenden hin fort; vielleicht sah er sich schon auf dem Ministersthron — auch der alte Veresco hatte dem Tode seinen Tribut zu zahlen, und dann war er der allein Herrschende . . . Er machte eine Bewegung nach vorn — und hob den Kopf und schaute den Fürsten an. Ein fast unmerkliches, ganz seines Lächelns huschte um den Mund Emichs. Aber Polzien bemerkte dieses Lächeln — und plötzlich färbte sich sein Gesicht dunkel, und ein Ausdruck abscheulichen Hohnes trat auf seine Züge. Die Linien auf seiner Stirn verdickten sich zu schweren Falten, und das Auge sprühte wieder den alten Haß. Der Gedanke, der ganz plötzlich in ihm

aufgezuckt war: das Misstrauen gegen die Worte des Fürsten, verstärkte diesen Haß zu einem Aufruhr aller Gefühle. Er dachte wieder an Seesenheim zurück — und er hätte Emich mit der Faust niederstrecken können ...

„Num — ?“ fragte der Fürst gedehnt. „Nehmen Sie die Hand an, die ich Ihnen reichen will — nicht ich als Schöningh, sondern als Regent von Illhrien?“

Da richtete sich Polzien schroff empor und erwiderte:

„Nein, Durchlaucht, ich danke. Ich lasse mich nicht einsingen!“

Eine helle Flamme schlug über Emichs Gesicht. Er vermochte sich dieser Brutalität gegenüber nur mühsam zu beherrschen.

„Daz heißt: Es bleibt alles wie zuvor?“

„Genau so!“

Der Fürst wandte sich um.

„Es ist gut. Ich danke Ihnen . . .“

Im Vorzimmer schlug hell klirrend die Klingel an. Am elektrischen Apparat fiel die Klappe mit dem Aufdruck „Adjutant“ hernieder. Mac Lewleß eilte in das Arbeitskabinett des Fürsten.

„Durchlaucht befehlen?“

„Ich möchte sofort den Polizeidirektor sprechen! . . .“

Mac Lewleß sandte einen Kurier nach der Präfektur. Sein Gesicht zeigte einen bekümmerten Ausdruck: Es war das erstemal, daß Fürst Emich nach der Polizei schickte.

Der Fürst hatte den neuen Kasernenbau inspiziert und fuhr nun nach der Stadt zurück, über die stattliche Brücke, die die grünen Wasser des Sareb überspannte und dann den breiten Boulevard hinab, der nach dem Parlament führte. Major Mac Lewleß war sein einziger Begleiter;

auf dem Bock saß neben dem Kutscher noch einer der Leibjäger; zwei Heiducken sprengten dem Wagen voran.

Auf Straßen und Plätzen drängte sich das Volk. Eine bunte, tausendköpfige Masse: zwischen Herren und Damen in modernsten Pariser Kostümen Arnaute mit einem Arsenal schlechter Waffen im Gürtelbund, Griechen in ihrer maleitischen Nationaltracht, türkische Juden in blauen Kaftanen, Grenzbošnien in zerlumpten Fellkoten, Armenier, Drusen, Mingrelier, Zigeuner, Weiber im Taschmaß und in Pumphosen, verschleiert und unverschleiert — alles das wogte in buntem Gewühl durcheinander, eine Begegnung des Morgen- und Abendlandes, wie man sie in den meisten großen Städten des Balkans findet, ein riesenhafter schimmernder Farbenspiel.

Wo der Fürst sich zeigte, wurde er lebhaft begrüßt. Seine rechte Hand lag fast beständig am Käppi, und als er über den Blumenmarkt fuhr und ein niedliches illyrisches Kind ihm einen Buschen Rosen in den Wagen warf, da lächelte er freundlich und nickte dankend zurück, und ein vielstimmiges, brausendes „Ba—ö“, der Hurrauf des Landes, scholl ihm nach.

Im Parlament hatte die Sitzung soeben begonnen, als Emich in die Fürstenloge trat. Sie lag der Ministertribüne gegenüber und war durch einen Purpurvorhang geschützt, hinter den der Besucher sich jederzeit zurückziehen konnte. Dennoch war das Kommen des Fürsten sofort bemerkt worden; die Glocke des Präsidenten gab das dreimalige Zeichen, und die gesamten Insassen erhoben sich zum Gruß. Emich verneigte sich von seiner Loge aus und nahm dann wieder Platz.

Von hier aus überschaute man das ganze Haus, das trotz seiner Neuheit und der Marmorverkleidung der Wände einen fahlen und fröstelnden Eindruck machte. Doch die Menge der Anwesenden belebte es nicht nur, sondern gab ihm auch farbige Stimmung — gleich der Welt draußen, die über Straßen und Plätze flutete. In der Ministerloge

fehlte die ragende Gestalt des alten Veresco; man sah das verkniffene und gallige Gesicht des Finanzministers über die Balustrade lugen, daneben den grauweißen Schnauzbart des Kriegsministers und das glatte Diplomatenprofil des Staatssekretärs Baron Porohyle. Unten war Platz an Platz besetzt. Eine dunkle Wolke von schwarzen Röcken, hie und da eine Uniform, wechselnd mit vereinzelten Soutanen; der Generalprokurator der Geistlichkeit hatte sogar sein Amtskleid, eine eisengraue Kutte, angelegt. Auf den Zuschauertribünen dichtes Gedränge; in vorderster Reihe leuchtende Damenteiletten. Auch in der vollbesetzten Loge für das diplomatische Corps sah man einige Damen — und ganz vereinzelt auf einer Art Ehrenplatz eine sehr alte Frau, die aber überall dabei sein musste und sich einer schier beispiellosen Popularität erfreute: in schwarze Seide gekleidet, mit Witwenschnecke und wallendem schwarzen Schleier, doch mit Brillanten übersät. Das war die Herzogin von Kjurca, der letzte lebende Sprößling jenes heldenmütigen Schafhirten, dessen gewaltige Faust einst den Sieg von Acabane erkämpft hatte. Der Herzogin erwies man die gleichen Ehren wie dem regierenden Fürsten, und auf allen Hoffesten bei dem unverheirateten jungen Herrscher spielte sie die Dame d'honneur, die die weiblichen Besucher empfing. Emich hatte einen großen Respekt vor ihr, denn die Enkelin des tapferen Schafhirten war von einer vernichtend zeremoniösen Steifheit, der auch ihr chronischer Stochernupfen nicht Abbruch tat . . .

Durch das Haus ging von Anbeginn an jene gewitterschwangere Stimmung, die auf etwas Gewaltiges und Unerhörtes hindeutet. Man wußte nichts von jenem Ministerrate, der bis Mitternacht im Palais versammelt gewesen war. Aber man wußte, daß dieser heutige Tag die Entscheidung darüber bringen sollte, ob die Nationalpartei gänzlich auf die Seite der Linken treten würde oder nicht. Der Führer

der Opposition, der Deputierte Polzien, schien durch den heiteren Triumph, der auf seinen Bügen lag, bestätigen zu wollen, was man sich allseitig zuraunte: daß eine völlige Verschiebung der parlamentarischen Verhältnisse in Aussicht stand. Auch er hatte sich beim Eintritt des Fürsten erhoben, aber ein wilder Blick flog dabei zur Loge hinauf. Es war klar: Dieser kleine preußische Leutnant dort oben hatte gehofft, ihn tödern zu können, um dem drohenden Schicksal der heutigen Tagung eine andre Wendung zu geben...

Eine Reihe unerheblicher Anträge leitete die Sitzung ein. Dann kam der Antrag der Nationalpartei an die Reihe. Der Finanzminister erhob sich zum Wort. Man erwartete, er werde nochmals seine alten Gründe für Beibehaltung des bisherigen Steuersystems unter Drohen, Bitten und Schmeicheleien nach rechts und links wiederholen. Die allgemeine Aufmerksamkeit war denn auch anfänglich sehr geteilt. Aber ganz plötzlich trat diese Stille ein, eine fast lautlose Stille. Die Hälse reckten sich — aller Augen wandten sich dem Sprechenden zu...

Polzien schnellte von seinem Sitz empor. Fassungslos und totenbleich starnte er den Minister an. Hölle und Teufel, was sprach der Mann?! — Gleichmäßig, in wohlgesetzten schönen Worten, wie ein durch üppige Ebenen strömender Fluß, glitt die Rede dem Minister von seinen Lippen. Man habe in gemeinsamen Konferenzen nochmals das gesamte Material geprüft und sei auf Grund dieser Prüfungen zu entgegengesetzter Ansicht gelangt als vordem. Und man führe sich auch nicht, den Zertum von früher ruhig einzustehen... Mit eleganten Wendungen und großer rednerischer Kunst, denn er war ein Meister des Worts, erwog der Sprecher noch einmal in allen Einzelheiten das Für und Wider des Antrags, um ihn schlieflich in einigen kräftigen Schlussjäzen auf das wärmste zu unterstützen.

Und nun brach der Sturm los. Gewettet hatte es schon lange genug vorher. Feder im Hause wußte: Dem Fürsten allein war dieser unerwartete Gesinnungsumschwung zu danken; der Fürst hatte seinen Willen durchgesetzt, war dem Minister gegenüber Sieger geblieben. Die Baó-Stufe brausten und donnerten zur Loge empor. Man winkte mit Taschentüchern und Hüten; die Damen ließen ihre Schleier wehen, und die alte Herzogin von Kjurča stieß als Zeichen des Beifalls mit rhythmischer Bewegung ihren Krückstock auf den Boden. Sie war ahnungslos, um was es sich eigentlich handelte, aber sie beteiligte sich trotzdem begeistert an der Huldigung. Sie mußte immer dabei sein . . .

Emich hatte das Haus verlassen. Doch draußen setzten die Kundgebungen sich fort. Im Sturme hatte sich die Nachricht von dem Siege der Nationalen in der ganzen Stadt verbreitet, und die abenteuerlichsten Glossen dazu wurden lautbar. Man erzählte, es habe einen furchtbaren Kampf zwischen dem Fürsten und dem Ministerium gegeben; aber als der Fürst erklärt habe, er werde auch ohne seine Minister weiterregieren, da hätten diese sich stillschweigend gefügt. Dann wieder wurde davon gesprochen, daß der alte Veresco Gift genommen habe; andre wollten wissen, der Fürst sei gestern in eigner Person auf der Redaktion der „Volksstimme“ gewesen und habe sich von Polzien einen Vortrag über den neuen Steuerentwurf halten lassen: Die Lügen und Übertreibungen schwirrten förmlich durch die Luft. Nur das eine stand fest: daß die veränderte Stellungnahme der Regierung zu dem Antrage der Nationalliberalen lediglich auf das persönliche Eingreifen des Fürsten zurückzuführen gewesen sei. Und da jener Antrag wegen der Steuerentlastung der Armenen eine starke Popularität für sich hatte, so war grade in den Volksquartieren der Jubel ein ungeheurer. Im Türkischen Viertel, wo man nach Lazzaroni-Art auf offener

Straße zu leben pflegte, kam es zu Ausläufen und Zusammenrottungen, und als gegen ein Uhr der suebische Gesandte nach dem Palais zur Audienz fuhr, wurde er von den Volksmassen mit Hohneschrei begrüßt; denn man wußte, daß die Frage des Matschali-Passes, an der Sueben seit drei Jahren herumzerrte, wieder aufgenommen werden sollte. Vor der Redaktion der „Volksstimme“ gab es sogar blutige Köpfe. Polzen hatte sich in seinem wütenden Grimm zu beleidigenden Äußerungen gegen den Fürsten hinreissen lassen. Das wurde ruchbar, und grade heute war die Menge, die sich sonst gern von dem gewandten Agitator ins Schlepptau nehmen ließ, nicht in der Stimmung, eine Verunglimpfung ihres Herrschers zu dulden. Man warf Polzen die Fenster ein; in seinem Hause kam es zu einer greulichen Käfigbalgerei.

Nun hatte Herr Novokowicz, der Polizeidirektor, Gelegenheit, kräftig einzuschreiten. Ihm war der Befehl zugegangen, die Papiere Polziens mit Beschlag belegen zu lassen. Es ließ sich kaum daran zweifeln, daß sich in ihnen genügend Material für eine Rechtfertigung der Ausweisung des gefährlichen Demagogen vorfinden würde. Der Krauleel vor dem Hause der „Volksstimme“ kam Novokowicz außerordentlich gelegen. Ein ganzer Schwarm von Polizisten vertrieb die Menge, umzingelte das Haus und besetzte die Redaktion. Polzen selbst wurde vorläufig unter der Anklage der Fürstenbeleidigung und des Versuchs landesverräterischer Umtriebe in Haft genommen. Bei seiner Aufführung mühete er sich, zum Volke zu reden; aber die Stimmung war so gründlich umgeschlagen, daß nur seine Wächter ihn vor Prügel retten konnten.

Gegen Abend änderte sich abermals die Situation. Die Freunde Polziens hatten in aller Eile, aber mit großem Geschick einen Putsch arrangiert. Als der Fürst von seinem Besuche im Paulinenhospital zurückkehrte, wogten drohende

Volksmassen durch die Straßen, und die Rufe „Polzien freilassen!“ wurden laut. Die Schürer der Opposition hatten an den Kais, in den Stadtvierteln jenseits des Sareb, in den Höhlen des Elends ganze Haufen von Gesindel, meist Armenier und Italiener, aufgestöbert, Gold unter ihnen verteilt, sie halb betrunken gemacht und dann mit kurzer Instruktion auf die Boulevards und die Esplanade gejagt. Hier kam es nun zu neuen Schlägereien. Gegen sechs Uhr wurde der Tumult so bedrohlich, daß die Kräfte der Polizei nicht mehr ausreichten. Die Heiduckengarde wurde mobilgemacht; das Leibgarde-Infanterieregiment folgte. Aber kein Schuß fiel; im Nu wurden die Straßen gesäubert, und unter Geheul und Gejohle kroch das Gesindel in seine Löcher zurück. Und als dann unerwartet der Fürst zu Pferde, nur von seinem Adjutanten begleitet, auf der Esplanade erschien und langsam den Boulevard bis zur Sarebbrücke hinabritt, da begann der Jubel von neuem. Auf der Esplanade waren schon mit Beginn der Dämmerung einige Fenster illuminiert worden. Das wirkte wie ansteckend. Immer mehr Lichter tauchten hier und da den Scheiben auf, bis schließlich der ganze Platz in hellem Glanze schwamm. Es war seltsam genug: Garica feierte seinen Fürsten und zugleich damit eine Blamage des Ministeriums . . .

Aber Emich rehabilitierte dies arme besiegte Ministerium glänzend. Er sparte auch nicht mit dem wohlfeilen Balsam der Ordensdekorationen und richtete an den glatzüngigen Leiter der Finanzen ein huldreiches Handschreiben, das die offiziöse Zeitung Garicas, die merkwürdigerweise den Titel „Die Wahrheit“ führte, an erster Stelle und mit mächtigen Lettern wiedergeben mußte . . .

Trotz der Unruhe des Tages vergaß Emich nicht sein Versprechen, am Abend die Sommeroper zu besuchen. Der Direktor hatte seit langer Zeit wieder einmal ein ausverkauftes

Haus. Beim Eintritt des Fürsten gab es neue Ovationen; die Musik mußte die Nationalhymne spielen — es währte wohl eine halbe Stunde, ehe der Sturm der Begeisterung sich legte und die schöne Carmen mit ihrem Torero zu schäkern beginnen konnte. Für diese Carmen, eine glutäugige Südfranzösin, interessierte sich das Publikum besonders. Man wollte wissen, daß ihr der Haus- und Hofmarschall Graf Döring einmal das Taschentuch seines durchlauchtigsten Gebieters überbracht hatte. Und das machte dem Publikum Spaß...

Nach dem zweiten Akt der Oper entstand eine leichte Bewegung im Parterre. Man hatte gesehen, daß der Fürst sich erhoben und einem großgewachsenen Herrn in Zivil, der in die Loge getreten, mit ausgestreckter Hand entgegengetreten war. Und man zerbrach sich den Kopf, wer dieser Fremde sein könne.

„Sassenhausen ist soeben eingetroffen, Durchlaucht,“ flüsterte der Adjutant dem Fürsten zu. „Darf er herein?“

„Was Teufel — Saß! ? Ja, nun natürlich...“ Sassenhausen stand bereits in der Logentür.

„Untertänigsten guten Abend, Durchlaucht,“ sagte er, sich respektvoll verneigend. „Ich bitte zunächst um Vergebung, daß ich es wage, in Reisezivil zu erscheinen.“

„Schon gut, schon gut,“ fiel der Fürst ein; „nebenan, wenn ich bitten darf — ich bin sehr begierig . . .“

Er drängte Sassenhausen in das kleine Kabinett neben der Loge, in dem an Galaabenden der Tee eingenommen wurde, und in dem Fürst Leopold sich einstmals die hübschesten weiblichen Mitglieder der Truppe vorstellen zu lassen pflegte, um sie seiner gnädigen Huld zu versichern . . .

„So, Saß,“ sagte Emich, „hier sind wir ungestört. Nun sprich!“

„Durchlaucht, ich bin glücklich, vermelden zu können, daß alles ganz über Erwarten gut abgelaufen ist.“ begann Sassenhausen seinen Bericht. „Aus meinem Schreiben an Exzellenz Beresco werden Sie bereits ersehen haben, wie ich mich bemüht habe, möglichst vorsichtig zu Werke zu gehen. Aber sowohl der Kaiser als auch der Erzherzog kamen mir mit so liebenswürdiger Offenheit entgegen, daß ich mich ohne weiteres meiner diplomatischen Enthaltsamkeit entäußern konnte. Es scheint, daß man der Verbindung nicht nur wohl will, sondern sie sogar zu fördern sucht — vermutlich, um den russischen Einflüssen an der bosnischen Grenze etwas stärker entgegentreten zu können. Gedenfalls erblickt man in der intimeren Annäherung Ilyriens an Österreich einen schätzenswerten Vorteil — ganz abgesehen davon, daß die Persönlichkeit Eurer Durchlaucht dem Vater der jungen Erzherzogin in hohem Maße sympathisch ist. Wie die Öffentlichkeit, so soll auch Erzherzogin Marie von der Affäre noch nichts wissen; ich glaube, sie hatte da — sie hatte da eine leichte Herzensneigung für einen Offizier der Esterhazy-Kürassiere gefaßt, und diese Badfischtorheit soll sich zunächst einmal verbluten. Im September besucht sie den königlichen Hof von Rumänien — — über das Weitere habe ich bereits dem Marquis Beresco berichtet...“

Der Fürst schaute auf die Spitze seines auf- und niedewippenden rechten Fußes.

„Nun — und die Erzherzogin selbst?“ fragte er. „Wie sieht sie aus —?“

„O,“ rief Sassenhausen emphatisch und hob die Hände, „das ist ein süßer Fisch — tausendmal Verzeihung, Durchlaucht, daß ich mich hinreissen ließ — ein gradezu entzückendes junges Mädchen! Zierlich, fein, graziös, mit allerliebstem Gesichtchen — blond und mit so niedlichen Haarslöckchen über der Stirn —“

„Also ganz dein Geschmack, Saß,“ sagte der Fürst lächelnd.
„Für die Bauslöckchen warst du ja immer . . . Hast du nicht
wenigstens eine Photographie der Prinzessin mitgebracht?“

„Nein,“ entgegnete Sassenhausen verblüfft, „daran hab' ich
weiß Gott nicht gedacht! Aber ich will sofort telegraphieren . . .“

„Um Himmels willen!“ fiel der Fürst ein; „das würde
unnütz Aufsehen erregen. Wozu auch? — Im Gegenteil:
Ich will ihr Bild nicht sehen! Hörst du, Saß? ich will nicht.
Ich — ich — nimm an, ich will mich überraschen lassen!“

„Durchlaucht, sie ist entzündend — ich wiederhole es . . .“
Und plötzlich ergriff Sassenhausen des Fürsten Rechte und
fügte hinzu: „Emich, wär' sie es nicht — wär' die Prinzessin
ein Greuel gewesen — bei Gott, ich hätte gleich wieder kehrt-
gemacht und einem andern die Mission überlassen! . . . So
aber bin ich stolz: eine liebreizende Fürstin und den Kanal
von Bosnien in Aussicht — das hätte kein Diplomat besser
machen können!“

Der Fürst lachte wieder.

„Du bekommst deinen Orden auch noch nachträglich, mein
Alter,“ sagte er. „Und bei deinem nächsten Kinder bitte ich
um die Ehre, Vater sein zu dürfen. Aber, Saß, daß du mir
deiner kleinen Frau nichts sagst! Hast du ihr etwas mit-
gebracht?“

„Ja,“ erwiderte Sassenhausen mit glücklichem Gesicht und
zog ein Etui aus der Tasche; „ein Armband! Eigentlich
sollt's eine Perlenschnur sein, aber die war mir zu teuer.
Gott, was bin ich vernünftig geworden!“

„Zeit war's, Saß — bleib' so! . . . Die Oper fängt wieder
an. Grüß deine Frau und schlaf dich aus und hab' schönen
Dank! . . .“

Er drückte Sassenhausen die Hand und lehrte in seine
Loge zurück. — —

Auch in dieser Nacht blieb der Fürst noch lange auf. Er saß in seinem Arbeitszimmer und überdachte die Geschehnisse des Tages: den Sieg, den er durch seinen Herrentwillen zum Besten des Volkes erfrochten, die Begeisterung, mit der man die Wirkung seines Machtworts aufgenommen hatte, den Bericht Sassenhausens...

Und dann nahm er aus einem der letzten Fächer seines Schreibtisches, da, wo seine Privatpapiere lagen, eine Photographie und hielt sie in den Lichtkreis der Lampe. Es war das einzige Bild, das er von Ruth besaß, und das sie ihm geschenkt hatte, als er nach dem Leutnantsexamen „auf die Weide“ nach Stenzig gekommen war. Es stellte Ruth als ganz junges Mädchen dar, in ihrer ersten Hostoilette, derselben, in der Emich sie auf jenem Feste zu Ehren des Schahs von Persien im Berliner Schlosse gesehen hatte.

Das Bild war gut und noch nicht verblaßt. Emich betrachtete es lange, und Wehmut trat in sein Auge. Er fühlte, daß nichts von seiner heißen Liebe zu dem schönen Mädchen zurückgeblieben war als ein Rest redlicher Zuneigung, ein Empfinden, das vielleicht nur noch freundschaftlich war. Und das stimmte ihn wehmütig und doch zugleich froh — nun, da die Politik ein Opfer seines Herzens verlangte. Dies Herz war frei und gewillt, das Opfer zu bringen. Aber noch ein andres Opfer war da: die kleine blonde Wiener Prinzessin, die sich die hübschen Augen rotweinen mochte, weil sie ihrem geliebten Leutnant entsagen mußte...

Emich legte das Bild Ruths wieder in den Schreibtisch zurück. Wer konnte sagen, ob er an ihrer Seite nicht dennoch glücklicher geworden wäre als in der Zwangsehe, die ihm bevorstand?! —

Niemand ist Herr, jeder ist Knecht.

Die Ausweisung Polziens war tatsächlich erfolgt. Man hatte unter seinen Papieren genügend Anhaltspunkte gefunden, um ihn vor Gericht stellen zu können. Aber der Fürst war kein Freund politischer Prozesse. So war er denn froh, als sich ein Ausweisungsgrund entdecken ließ: Polzien wurde über die Grenze gebracht. Emich hatte anfänglich auf einen Notenwechsel mit Russland gerechnet. Doch nichts rührte sich.

In der Hauptstadt selbst machten die persönlichen Anhänger des Ausgewiesenen noch einige Putschversuche, die rasch unterdrückt wurden. Dann trat Stille ein. Polzien wurde vergessen. Man hörte, er sei in sächsische Dienste getreten und dort mit offenen Armen willkommen geheißen worden. Das war anzunehmen. Der König von Sachsen hatte für derartige Subjekte stets gute Stellen übrig, und Polzien galt für einen Mann, der über die inneren Verhältnisse Illyriens trefflich Bescheid wußte.

Das neue Steuergesetz war der Volkstümlichkeit Fürst Emics in hohem Grade zustatten gekommen. Daß der Fürst es gegen den ursprünglichen Willen seiner Regierung hatte durchsetzen können, festigte aber auch seine Stellung den Ministern gegenüber. Die Herren sahen, daß sie es mit einem stärkeren Willen zu tun hatten als dem des immer nachgiebigen Leopold. Und sie beugten sich. Auch der alte Veresco — aber der alte Veresco nur widerwillig. So sehr er auch seinen jungen Herrscher vergötterte — es schmerzte und kränkte ihn doch, daß er, der Héros Illyriens, der an seinem mächtigen Leibe einundzwanzig Wunden zählen konnte, die er in dem langen Freiheitskampfe des Landes empfangen, daß er nun langsam in den Hintergrund geschoben werden sollte. Es war nicht mehr wie ehemals. Das Volk

hatte die Ketten der Knechtschaft abgestreift; die eiserne Krone von Illyrien war wieder aus ihrem dunklen Versteck unter dem Hauptaltar des Klosters der Heiligen Barbara hervorgeholt worden. Und der, den sie schmückte, das war ein anderer als der lustige Leopold, der so froh war, wenn er die Flügel der Regierung in die Hände des alten Veresco legen und nach Monbijou zu seinen schönen Freundinnen zurückkehren konnte. Selber Herr wollte Fürst Emic sein — und dieses starke Pochen auf seine Selbstherrlichkeit tat Veresco weh. Er grosszte. Er zog sich monatelang auf seine Güter in den Bergen zurück; er war frank und verstimmt, nervös und verärgert. Emich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihn zu ehren, und besuchte ihn häufig. Aber der Riss schloss nicht mehr. Sie hatten beide zu harte Köpfe.

Wie einst vor Jahren in Seesenheim, so überstürzte Emich auch in Illyrien seine Reformen. Er schuf ein besondres Ministerium für Straßen- und Wasserbau und setzte sich an die Spitze einer Ackerbaugesellschaft, die aus den Staatskassen dotiert wurde. Eine Reorganisation der Bildungsschulen wurde eingeführt, eine medizinische Lehranstalt gegründet; neue Stipendien wurden ausgesetzt, das Gerichtswesen und die Gemeindeverfassung durchgreifenden Änderungen unterworfen. Das Land blühte sichtlich auf — aber alle die eingeführten Neuerungen verschlangen ungeheure Summen. Emich hatte für die ersten Jahre auf seine Zivilliste verzichtet; er musste indessen trotzdem oft genug in die eigenen Taschen greifen, um drohenden Katastrophen vorzubeugen. Das machte ihm nichts, denn er war reich und hatte für seine Person geringe Bedürfnisse. Aber freilich — auch das konnte sich ändern. Er sollte heiraten — und wer wußte, wie sich die kleine blonde Erzherzogin, die ihm zugunsten des Kanals nach Bosnien zugesetzt war, entwickeln würde!?

Der Sommer verrann. Er brachte drohende Wolken, die sich aber immer wieder glücklich zerteilten. Die Frage des Nachalali-Passes hatte sich Anfang August, als die Manöver beginnen sollten, gefährlich zugespielt. Es hatte den Anschein, als suche man im Suevenreiche nach einer Ursache, Illyrien in Händel zu verwickeln. Die Gegnerschaft beider Lande war alt und hatte nach der Unabhängigkeitserklärung Illyriens an Schärfe gewonnen. Der dicke König Michael war ergrimmt auf den kleinen Nachbarfürsten, der ihm die Hegemonie in diesem Teile des Balkans zu rauben drohte. Schon zur Zeit Leopolds war drüben gewaltig gerüstet worden; jetzt hörte man von neuen Anleihen und einer abermaligen Vermehrung der Armee. Der apoplektische König selbst, der sich sonst am liebsten in durchsichtigem Infognito in Paris, Monte Carlo oder Biarritz aufzuhalten pflegte, kam nicht mehr aus seiner knappen Uniform heraus und hielt eine Revue über die andre ab. Illyrien wurde mit suebischen Agenten überschwemmt. Ein paar Spione hatte Fürst Emic bereits aburteilen lassen; die Spionagegesetze wurden verschärft, der Grenzverkehr wurde einer besseren Kontrolle unterworfen — trotzdem erfuhr man von immer neuen Verrätereien. Sie durchliefen gewöhnlich dieselben Kanäle und endeten am Ausgangspunkt: im Geheimbureau des auswärtigen Nachrichtendienstes der suebischen Regierung, an dessen Spitze Herr von Polzen berufen worden war.

Diese Tatsache allein glich einer Provokation. Aber sie war nichtsdestoweniger ein fluger Schachzug König Michaels. Polzen hatte in Illyrien noch immer tausend Fäden in der Hand; seinen zahlreichen Verbindungen war kaum auf die Spur zu kommen. Er hatte in sechsjähriger Wühlarbeit die politischen und sozialen Verhältnisse und Hilfsquellen, die Stärken und Schwächen des Landes genau kennengelernt; er war der beste Verbündete Sueviens ...

Noch einmal löste sich die Spannung. Es schien, als sei drüben noch nicht alles in rechter Ordnung, als habe man gewichtige Gründe, mit dem Beginn offener Feindseligkeit zu warten.

Diese Ruhe trat ein. Eine gemeinsame Kulturarbeit, für die die Anregung von der illyrischen Regierung ausging: ein Tunnelbau an den Grenzen beider Länder, wurde in Suevien willkommen geheißen und sofort in Ausführung genommen. In einem heuchlerischen Handschreiben beglückwünschte König Michael seinen fürstlichen Bruder und Nachbarn zu der großen Idee und versicherte ihn seiner unwandelbaren Freundschaft . . .

Nach beendetem Manöver erkrankte der Fürst. Es war nichts Gefährliches; er hatte keine Schmerzen, aber er fühlte sich nervös abgespannt. Der Leibarzt drängte darauf, Emich möge die politische Stille zu einer Reise in die deutsche Heimat benützen; schon das Fernsein vom Regierungsapparat und die Abwechslung werde ihm gut tun. Doch davon wollte der Fürst nichts wissen; er wünschte im Lande zu bleiben. Schließlich kam er selbst auf einen guten Gedanken, der aber geheim gehalten werden sollte: nur der Leibarzt wurde in das Vertrauen gezogen und billigte ihn.

Der alte Beresco weilte auf seinem Weinbergschlößchen Maledje, das von Garica aus mit der Bahn in drei Stunden zu erreichen war. Ohne sich vorher anzusagen, fuhr der Fürst in Begleitung von Maffeo und Mac Lewleß eines Vormittags nach Maledje hinüber, wo man den Ministerpräsidenten in der Brennerei auffinden mußte. Der Alte schaute zu, wie Sliwowitz fabriziert wurde.

Er war sehr erstaunt über den unerwarteten Besuch und führte ihn sofort in das Schlößchen zurück, wo auf der Terrasse ein Frühstück serviert wurde. Hier saß es sich prächtig, unten Rebengrün, hoch oben der heitere Himmel.

„Liebster Marquis,“ begann Emich zwischen Getämmern und Rehrücken und zwischen dem grünlich schimmernden Wein der heimischen Berge und dem Mousseux des Pommery; „liebster Marquis, ich habe ein Anliegen an Sie.“

„Ich werde mich glücklich schäzen, es erfüllen zu dürfen, Durchlaucht.“

„Ich möchte mir auf zwei, drei Wochen Urlaub erbitten.“ Beresco lachte.

„O, Durchlaucht — sind Sie nicht selbst der Herr im Lande!?”

„Nicht so ganz, Beresco; ich habe auch Ketten an den Füßen. Aber ich möchte sie einmal ablegen. Ich möchte einmal frei sein wie der Vogel in der Luft und das Reh im Walde. Möchte einmal wieder Schöningh sein und nicht Fürst Emic.“

„Durchlaucht, Sie geben mir Rätsel auf . . .“

„Also ernsthaft. Doktor Radoj wünscht Ruhe und Abwechslung für mich, das heißt Fernhalten von jeder Arbeit, und wollte mich nach Deutschland schicken. Aber ich habe eine bessere Idee. Offiziös werde ich nach Deutschland reisen — tatsächlich will ich jedoch in Illyrien bleiben, um mir einmal unter der Maske eines Staatenbummlers mein Land ein wenig genauer anzuschauen, als es mir bisher möglich war. Was meinen Sie dazu?“

Der Marquis hatte den Champagnerkelch in der Hand und sah mit seinen roten, wimpernlosen Augen dem Steigen und Fallen der Schaumperlen zu.

„Hm . . . ja . . . Durchlaucht, pardon — die Idee scheint mir ein ganz klein wenig abenteuerlich . . .“

„Gewiß,“ fiel Emich ein, „gebe ich auch ohne weiteres zu. Was schadet das!? Ich möchte einmal den Harun al Raschid spielen! Ich kenne nichts von Illyrien als die Eisenbahnwege und die graden Straßen und die paar Städte, die ich

auf meiner ersten feierlichen Rundtour besuchte. Aber das flache Land und die Berge und Dörfer, das alles ist mir noch fremd und gehört doch auch mit zu meinem Reiche! Kenn' ich das Volk, ich meine das Volk draußen? Nein, Veresco — aber ich sehne mich danach, es bei seiner Tätigkeit beobachten, es aus freiem Herzen heraus lachen, klagen und plaudern zu hören! Maffeo und Gerald, sitzt nicht so stumm da — sprechst auch einmal ein Wort zu meinen Gunsten! . . ."

Und nun begannen die beiden mit großer Lebhaftigkeit ihren Herrn und Freund zu unterstützen. Keiner weiter wußte um das Geheimnis der geplanten Reise als der Leibarzt und sie selbst. Alles war vorbereitet und reiflich erwogen worden. Nur Mac Lewleß sollte den Fürsten begleiten. Man wollte bis zur Grenze fahren und von dort aus, unter der Maske zweier Illyrien bereisender deutscher Gelehrten, quer in das Land hinein — zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, wie die Verhältnisse es mit sich bringen würden. Maffeo sollte in Garica zurückbleiben und die laufenden Regierungsgeschäfte erledigen. Ihm würde man auch ein Verzeichnis der Haltstationen überlassen, damit der Fürst im Falle der Not jederzeit zu erreichen wäre . . . Gerald und Maffeo wußten, mit welcher Leidenschaft der Fürst an seiner Idee hing, und verteidigten sie schließlich mit solcher Lebendigkeit, daß Veresco sich lachend die Ohren zuhielt und ausrief:

„Ich höre ja, Herrschaften, ich hör' noch ganz gut! Durchlaucht, ein paar bessere Anwälte hätten Sie nicht mitbringen können! . . . Also, ich sage Ja und Amen . . .“ Einen Moment schwieg er und fragte sodann, sich hastig an den Fürsten wwendend, mit einem Aufblitzen in seinen klugen dunkeln Schakalaugen: „Und wenn ich Nein gesagt hätte, Durchlaucht?“

„Dann“ — eine rasche Wolke flog über Emichs Stirn — „würden Sie zweifellos so gewichtige Gegengründe angeführt

haben, daß Sie mich überzeugt hätten, lieber Marquis. Geben Sie mir Ihre Hand!"

Veresco drückte fest die Rechte des Fürsten.

"Ah, Durchlaucht," sagte er seufzend, "es ist so schwer, Ihnen etwas abzuschlagen! Sie sind ein Schöningh, wie Ihr Vetter Fürst Leo es war. Aber neben seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit und dem Glück seiner Jugend besitzen Sie noch etwas, was er nicht besaß: Charakter. Und das..." Er brach ganz plötzlich ab, als besinne er sich auf die gefährliche Äußerung, die ihm auf der Zunge lag, und fuhr erst nach kleiner Pause wieder langsamer, gleichsam Wort auf Wort abwägend, fort: "Durchlaucht, es ist wahr, man kann Ihnen schwer etwas abschlagen. Gebe Gott der Herr, daß ich es nach Pflicht und Gewissen niemals muß... Und nun verstatten Sie mir in Gnaden, daß ich ein volles Glas auf Euer Durchlaucht Wohl leere. Glückauf zur Reise ins Land!..."

Maffeo bat um die Erlaubnis, den Nachmittag über in Madedje bleiben zu dürfen. Sein Vater hatte es gewünscht; es gab noch mancherlei zu besprechen.

Der Marquis nahm Maffeo nach der Verabschiedung des Fürsten in sein Arbeitszimmer und bot ihm eine Zigarre an.

"Sez' dich, mein Junge," sagte er, "und hör' zu. Ich halte diese Herumreiserei à la Harun al Raschid für eine Dummheit — na also, ich will mich respektvoller ausdrücken: für einen übermütigen Streich, der hoffentlich gut ablaufen wird, der aber zweifellos auch seine Gefahren hat. Morgen früh fahre ich zu Novokowicz. Seine Geheimpolizei ist außerordentlich tüchtig und auf ihre Verschwiegenheit kann man sich verlassen. Der Fürst soll nicht einen Schritt tun, ohne von unsren Leuten beobachtet und geschützt zu werden."

"Vater — der Fürst wird außer sich sein, wenn er das erfährt!" rief Maffeo.

„Ich werde dafür Sorge tragen, daß er es nicht erfährt.“
„Aber es kann dennoch sein. Es ist so leicht möglich...
Du spielst mit der Ungnade!“

Beresco erhob den Kopf. Seine Stirn schwoll an.

„Glaubst du, daß ich die Ungnade fürchte?“ fragte er fast drohend. „Und hältst du den Fürsten für so klein, daß er mich leichterhand zur Seite schieben könne, weil ich besorgt um ihn bin? — Nein, mein Junge, eine Lappalie trennt uns nicht!...“ Er änderte seinen Ton. „Hast du den Plan der Reise zufällig bei dir?“

„Ja, Papa. Durchlaucht hat ihn mir erst unterwegs zugestellt...“ Er zog ein Papier aus seinem Portefeuille, entfaltete es und reichte es Beresco. Es enthielt die Route, die man einschlagen wollte, mit Angabe aller Aufenthaltsstationen; auch ein Kroki war beigefügt.

Beresco las halblaut vor:

„Kloster Losnicz — die Kuriker Berge bis Alta — Mervinac — den Jadak hinab bis zur rumänischen Grenze — die Silberwerke von Discha — Bad Krotowo...“ Er blickte auf, strich über seine Stirn, wiederholte noch einmal das Wort „Krotowo“ und erhob sich sodann, um an den riesigen Schrank zu gehen, der eine ganze Breitseite des Zimmers füllte. Dieser Schrank war in Fächer eingeteilt, die auf Elsenbeinknöpfen die Buchstaben des Alphabets trugen. Das war die wichtigste Hinterlassenschaft, die Maffeo einst zufallen sollte: der Schrank enthielt die Geheimpapiere des alten Beresco von jener Zeit ab, da er eine führende Rolle in Mhyrien zu spielen begann.

Der Marquis schloß eines der Fächer auf, die in anscheinend russergültiger Ordnung gehalten waren, und entnahm ihm einige Papiere, die er durchblätterte. Dann nickte er zufrieden, legte die Papiere in das Fach zurück, verschloß es wieder und setzte sich von neuem an den Schreibtisch.

Lächelnd sah er seinen Sohn an.

„Ich habe nichts mehr gegen diese abenteuerliche kleine Reise,“ sagte er, „— im Gegenteil... Aber Novofowicz werde ich dennoch benachrichtigen — jetzt erst recht!“

Maffeo zog die Achseln hoch und schüttelte den Kopf. Er verstand nicht.

„Papa — darf ich nicht wissen . . .“

„Nein, mein guter Junge,“ fiel Veresco ein; „es gibt Dinge in Illyrien, die der Minister des Innern — die auch der Fürst selbst nicht zu wissen braucht. Es genügt, daß ich sie kenne... Aber ich denke, du wirst mir zutrauen, daß ich sowohl gegen den Minister des Innern wie gegen den Fürsten keine — bösen Ränke spinnen werde.“

Lachend küßte Maffeo seinem Vater die Hand.

18

Das waren wonnige Tage!

Sorgenlos und frei hinaus in die Welt! Wie ein paar lustige Wanderburschen, mit leichtem Gepäck und fröhlichem Herzen, durchstreiften der Fürst und Mac Leivleß das Land. Herbstzeit stand schon im Kalender, aber es war noch ganz sommerlich in der grünen Ebene, und an den Hängen reisten die Neben, und in den Bergtälern blühte und duftete es wie im Lenz.

Die Pässe der beiden waren auf die Namen der Doktoren Robertus und Egon Franz ausgestellt worden — zweier junger, reiselustiger Gelehrten aus Berlin, die Illyrien kennenlernen wollten. Die Pässe waren nur eine Vorsichtsmaßregel; die Herren wurden niemals nach ihnen befragt, da sie die großen Städte nicht berührten, sondern auf Seitenstraßen durch das Land zogen. Die Eisenbahnen wurden nicht benutzt und auch nur dann und wann die Posten; häufig

mieteten sich die beiden in irgendeinem Dorfe oder einer Landschenke einen Bauernwagen, um einmal schneller vorwärts zu kommen — meist aber gingen sie zu Fuß, gleich Touristen oder Handwerksburschen, mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Knotenstock in der Hand. Obwohl nicht anzunehmen war, daß man in diesen Gegenden die Persönlichkeit des Fürsten kannte, hatte Emich vorsichtshalber seine Frisur geändert, ließ sich den Vollbart stehen und trug eine Brille. So sah er in der Tat wie ein junger deutscher Gelehrter aus — und wo er einfahrt, da freuten und wunderten sich die Leute, wie gut die fremden Herren die Landessprache beherrschten.

Mac Lewles war in diesen Tagen nicht Seiner Durchlaucht Adjutant, sondern lediglich der alte Freund und Dutzbruder Emichs. Daß er trotzdem auf dieser Herbstfahrt eine recht verantwortungsreiche Stellung einnahm, verhehlte er sich freilich keinen Augenblick; die Abschiedsworte des alten Veresco: „Sie haften mir für den gnädigen Herrn, lieber Major!“ wollten ihm nicht aus dem Kopf. Er war daher sehr froh, daß Emich sich überreden ließ, einen Führer zu nehmen, der auch für das auf das Allernotwendigste beschränkte Gepäck zu sorgen hatte. Dieser Führer hatte sich ihnen bereits auf der Grenzstation angeboten; er hieß Stenlo, kannte Weg und Steg auf das beste und bewährte sich trefflich.

Es war ein prächtiges Wandern und ein lehrreiches zugleich. In der Tat — jetzt erst lernte der Fürst sein Land vollends kennen. In der Schenke und in den Bauernstuben saß er mit dem niedern Volk am Tisch und ließ sich erzählen — und wie aufmerksam hörte er zu! Im allgemeinen schien man zufrieden zu sein; man schimpfte freilich noch immer auf die selbst den Fleißigsten arm fressenden, verdammten Steuern, aber das neue Gesetz bot doch wenigstens eine Hoffnung auf Besserung. Da hatte der Fürst einmal gezeigt,

daz er ein ganzer Kerl war! Auf den Fürsten ließ man nichts kommen. Hundert Anekdoten wurden von ihm erzählt; ein ganzer Mythenkreis schloß ihn ein. Nur hin und wieder fiel ein abfälliges Wort. In den Silberwerken von Duscha wühlten die Sozialisten. Da hatte man die Ausweisung Polziens und die Unterdrückung der „Volksstimme“ noch nicht vergessen, und der Fürst bekam manche Bitterkeit zu hören. Was Emich indessen am meisten in Erstaunen setzte, war die überall in hellen Flammen auffschlagende Wut gegen die Sueven. Nicht der Russe und nicht der Türke, sondern der Sueve war heute der Erbfeind. Die Grenzfrage wegen des Natschali-Passes regte die Bevölkerung maßlos auf. Warum machte die Regierung nicht einmal kurzen Prozeß und legte die Hand auf das, was den Illyriern zu Recht gebührte? Warum schlug sie nicht auch auf die Klinge — wie drüben der dicke König, dem man schon heimleuchten wollte, wenn er es wagen würde, seinen Fuß auf illirischen Boden zu setzen! Warum nicht? — Man schrie dem Fürsten die Antwort ins Ohr — empört, fluchend, in tiefer Seele erbittert: Weil die Minister vor Russland Angst hatten! So war's! Immer dieses Sichbücken vor Russland! Immer die Sorge, dem Baron nicht zu nahe zu treten, der die eine Hand nach Illyrien hinstreckte, die andere nach Suevien! Zum Teufel, es war endlich einmal an der Zeit, sich auch von diesen Fesseln frei zu machen! Die Minister waren eine feige Gesellschaft — — konnte der Fürst nicht ein Machtwort sprechen, wie damals bei dem Steuergesetz?!...

Fürst Emic lernte sein Land kennen. Von Kloster Losnitz aus, dem altberühmten, dessen gigantische Kletterrose am Nordturm noch von Stephan dem Großen erzählen konnte, der hier nach der Schlacht auf den Mudirischen Feldern das Abendmahl nahm, ging es hinauf in die Berge und hinein in die Eichenwälder und die Olivenhaine, in dunkel

verschlungenes Dickicht, in eine geheimnisvoll romanische Welt. Da rauschte der Wildbach und grub sich durch gähnende Klüfte Bahn, und lachende Seen umspülten Ufer voll Wiesengrün, und die Schluchten mit ihrer tausendsach verschlungenen und verästeten wilden Flora glichen riesigen Blumenkörben, die mit ihrem Duft die Berge erfüllten. Aus der Erde schürste man die Erze der Tiefe; da gab es Zinn- und Schwefelminen und Lager von Blei, Kupfer, Gips, Salpeter und feuerfestem Ton. Mich sah erst, wie reich sein Land war; aber bisher hatten die Mittel gefehlt und auch die praktischen Kräfte, alle diese Schätze zu heben, und vielfach waren Minen und Gruben an ausländische Gesellschaften für ein Spottgeld verpachtet worden... Dann wieder hinab zu Tale, in das Flussgebiet des Jadał, wo mächtige Kukuruzfelder sich ausdehnten, über grüne Weiden mit allen möglichen Orchideenarten, Knoblauchblumen, Herbstzeitlosen und wildem Knoblauch, durch ganze Wälder von Pfauenbäumen, die den Sliwowitz lieferten, durch kleine Dörfer, von Gärten umzogen, in denen zu goldenen Haufen Melonen und Kürbisse reiften... Und abermals veränderte sich die Landschaft. In dem Winkel, wo sich der Jadał mit der Sareb vereinigte, näherte man sich der rumänischen Grenze. Der Weg stieg wieder an; Bergketten schoben sich tulissenförmig ineinander; Lorbeer und Myrte gesellten sich zu Weiß- und Schwarzdorn, dem Brombeergebüsch und dem dichten Garn von Ginster, Clematis und wildem Wein, das sich durch die Wälder spann — und plötzlich standen die Touristen am Höhenrande eines Talfessels, der eine verzauberte Welt einzuschließen und in dem noch der Lenz wachgeblieben zu sein schien.

Das war Krotowo, das schon zu römischer Zeit als Mineralbad sich hohen Rufes erfreute, heute aber trotz der zauberischen Reize seiner Natur nur wenig besucht wurde, weil es allzuweit abseits der großen Heerstraße lag...

Hier wollte man ein paar Tage rasten. Emich war entzückt von diesem lauschigen Rosennest, denn hier blühten die Rosen noch und die Wiesenhänge waren bedeckt mit Vergißmeinnicht, Euphorbien, Ehrenpreis und Schlüsselblumen. Tief unten im Tale lag der kleine Badeort: ein paar freundliche rotbraune Häuser, umschattet von mächtigen Eichen, aus deren Grün eine marmorne Kuppel emporstieg.

Und in dieser weltenflegenen, blumenduftenden Einsamkeit vollzog sich das Herzensschicksal Emichs. „Krotowo“ hieß das Stichwort, das den alten Beresco veranlaßt hatte, dem Harun al Raschid-Plan seines jungen Fürsten die Zustimmung zu geben. Durch seine Agenten in Bukarest wußte er, daß die Erzherzogin Marie zu einem Besuche am dortigen Hofe eingetroffen war. Nun war in der rumänischen Hauptstadt jedoch unvermutet die Diphtherie ausgebrochen, und infolgedessen gedachte Königin Elisabeth sich mit ihrem Gaste in die Berge nach Schloß Pelesch zurückzuziehen. Jetzt aber flogen Depeschen zwischen Mădedje und Garica, Bukarest und Wien hin und her. Statt nach Pelesch siedelte man nach dem Kastell Elena über, einem reizenden Felsenschlößchen dicht an der illyrischen Grenze, und es war eigentlich ganz selbstverständlich, daß hier die alte Gräfin Törky, die Begleiterin der Erzherzogin, ihrer jungen Herrin gelegentlich vorschlug, einen Ausflug von einigen Tagen nach dem berühmten Krotowo zu unternehmen, seinen Eichenwäldern und alten Ruinen und jener oft beschriebenen „Eishöhle“, die einem Märchen aus Tausend und einer Nacht gleichen sollte.

Beresco war geübt in Intrigen und im diplomatischen Komödienspiel. Er hatte sich auch diesmal nicht verrechnet. Er kannte die kleine Österreicherin, ein frisches Mädelchen mit dem niedlichen Gesicht einer Wiener Soubrette, kannte die schlaue Törky und wußte, daß er in Stenko, dem Führer, einen ausgezeichneten Geheimagenten besaß, der ihn auf

dem laufenden halten würde. Und so geschah es denn auch. Schon das erste Telegramm Stenkos konnte er mit behaglichem Schmunzeln lesen. Es lautete: „Drei Waggons Korinthen im Kollen.“ Das hieß nämlich nichts andres als: „Die Bekanntschaft ist vermittelt und scheint zum Ziele zu führen.“ Dann trafen Tag für Tag ähnlich geheimnisvolle Depeschen in Madedje ein und schließlich ein Telegramm des Fürsten selbst, in dem er seinem alten Minister seine Verlobung mit der Erzherzogin angeigte.

Es hatte sich alles von selbst ergeben. Die Jugend hatte wieder einmal gesiegt, und der greise Menschenkenner in Madedje konnte triumphieren. Aber auch Emich war glücklich. Vor dieser „Konvenienz-Ehe“ hatte er sich gefürchtet, und nun regte sich doch sein Herz, wenn auch ganz anders als damals im Schlosse zu Stenzig, da er ein blutjunges Bürschchen gewesen war und nicht hatte schlafen können, so gewaltig hatte die Liebe gebrannt. Heut war es keine tolle Leidenschaft mehr, nur eine herzliche und innige Neigung zu einem frohen Kinde mit frischer Lebenslust und gutem Humor. Ja, er war glücklich, weil auch er sich geliebt wußte und über seiner Zukunft endlich die Sonne schien.

Aber eines Tages stieg ein Wetter auf — drüben auf feindlicher Seite, wo immer die Wetter sich ballten. Sassenhausen erschien als Kurier der Regierung in Krotowo und brachte schlimme Post. Suevien hatte einen Gewaltstreich begangen und jenen Teil des Natschali-Passes, der seit Jahren das Streitobjekt der beiden Reiche bildete, besetzen lassen. Die Anwesenheit des Fürsten in der Hauptstadt war unbedingt nötig.

Die Prinzessin weinte und schluchzte, als sie von ihrem Bielgeliebten Abschied nehmen sollte, und wollte sogleich mit nach Garica. Das ging nun natürlich nicht. Über Krotowo war ein Hagel von Telegrammen herniedergeströmt. In Wien und Bukarest freute man sich, daß bei der geplanten

wariage auch die Herzen mitsprachen. Die Veröffentlichung der Verlobung sollte in den nächsten Tagen erfolgen. Vor allen Dingen aber sollte die Erzherzogin schnell nach Wien zurück, denn der Troussau mußte beschafft werden. Und von Garica herüber erscholl die Stimme Berescos. Es ließ sich nicht ändern: man mußte scheiden..

Die Abschiedsstunde kam. Aber nicht der Doktor Robertus verließ Krotowo, sondern der Fürst Emic. Aus allen Dörfern der Umgegend waren Deputationen entsandt worden und strömte das Volk herbei. Das kleine Rosental war mit Menschen überfüllt. Bauern zu Pferde, in ihren weißen Schaffelljacken, mit bunt umschürten Frustanellen und flatternden Bändern an den Filzbarett, bildeten das Gefolge Emichs, das ihn bis zur nächsten Bahnstation geleitete. Sein Inkognito wurde nicht mehr geschont. Die Rückreise nach Garica glich einem Triumphzug.

In der Hauptstadt herrschte eine ungeheure Erregung. Der Gewaltstreit Sueviens hatte die Gemüter in Aufruhr versetzt. Als der Fürst vom Bahnhofe nach dem Palais fuhr, umwogten die Menschenmassen seinen Wagen, und in den Jubel, der ihn umbrauste, mischten sich wütende Drohungen gegen Suevien und den König Michael.

In der Tat — die Situation war kritisch. Emich wollte zunächst die Minister hören. Schon in der ersten Sitzung gerieten der Marquis Beresco und der General Berger, der Kriegsminister, scharf aneinander. Berger war unbedingt für die Kriegserklärung; Beresco wünschte ein Schiedsgericht anzurufen. Nur mit innerlichem Widerstreben stellte sich Emich auf seine Seite. Die Herausforderung Sueviens war so unerhört, daß auch er sie am liebsten mit dem blanken Stahl beantwortet haben würde. Aber er dachte an zwei in Tränen verschwimmende Schlehenaugen, und sein Herz wurde weich.

Auf das Herz des Verliebten hoffte Veresco. Seiner Überzeugung nach war die Zeit, mit Suevien abzurechnen, noch nicht gekommen. Auch schien ihm der Augenblick geeignet, einmal wieder dem Zaren die Freundschaftshand zu drücken, ohne daß man sich dabei etwas vergab, und ohne daß es etwas kostete. Russland sollte der Schiedsrichter sein.

Die diplomatische Wendung, die man auf diese Weise der strittigen Angelegenheit gab, war einer der berühmten Schachzüge Verescos, war wieder einmal ein kleines Meisterstück politischer Kunst. Und um den Fürsten noch gefügiger zu machen und Emichs Kriegslust noch stärker abzudämpfen, war Veresco auf den Gedanken gekommen, die Heirat mit der Erzherzogin Marie nach Möglichkeit zu beschleunigen. Hatte der Fürst erst ein geliebtes Weib zur Seite, dann würde er es gewiß nicht so eilig haben, zur Waffe zu greifen.

Die offiziöse Zeitung Garicas verkündete triumphierend die einsichtige und maßvolle Haltung der Regierung in der schwebenden Frage. Das Kabinett von St. Petersburg hatte sich bereit erklärt, das Schiedsrichteramt zu übernehmen; aber es waren Berge von Karten und Plänen zu prüfen: daher konnten Wochen, vielleicht Monde verstreichen, ehe es zu einer Fällung des Urteils kam.

Inzwischen sorgte Veresco dafür, daß der baldigen Hochzeit des Fürsten keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Russland, das eine Verbindung Emichs mit einer seiner Prinzessinnen lebhaft gewünscht, hatte sich anscheinend beruhigt, als ihm als Dank für die Übernahme des Schiedsrichteramts eine Hafenstation zugesichert worden war. In Österreich fanden Verescos Bemühungen freundliches Entgegenkommen — und Emich selbst wünschte nichts sehnlicher, als eine baldige Verbindung mit seiner geliebten kleinen blonden Prinzessin ...

Aber es sollte nicht dazu kommen. Mitten in die Vorbereitungen zur Hochzeit fiel eine bedrohliche Nachricht. Vom Nischali-Passe wurde gemeldet, daß die Sueven dort mit der Erbauung eines neuen Forts auf jenem Teile begonnen hätten, dessen Zugehörigkeit zu Suevien oder Illyrien noch nicht entschieden worden war.

Emich schäumte vor Grimm. In der schleunigst zusammenberufenen Ministerſitzung wurde beschlossen, zunächst in Petersburg anzusfragen, ob das Schiedsgericht noch immer zu keinem Resultat gekommen sei.

Fast unmittelbar erfolgte die Antwort: Das Schiedsgericht könne aus dem vorliegenden Material nicht ersehen, welche Partei im Recht oder Unrecht sei, und richte an die Regierung von Illyrien die Bitte, es seiner Verpflichtungen zu entbinden.

Es lag klar zutage: Russland wollte es auch mit Suevien nicht verderben und hatte eine Politik der Hinhaltung gespielt. Noch hielt sich Emich in der Gewalt. Man verzichtete höflichst auf eine fernere Intervention Russlands, und dann wurde eine besondere Mission an den König Michael geschickt, die ihm den Vorschlag unterbreiten sollte: die Entscheidung über den Nischali-Paß Deutschland, Österreich oder Italien anzutragen; doch müsse Illyrien darauf dringen, daß bis zum Rechtspruch der strittige Teil des Passes als neutraler Boden angesehen werde.

Die Gesandtschaft brachte einen niederschmetternden Bescheid zurück. Sie war nicht von König Michael, sondern von dem Minister des Außen und dessen rechter Hand, dem Staatsrat Polzien, empfangen worden: Man forderte, eine in der Hauptstadt Sueviens abzuhalten Konferenz sämtlicher Balkanstaaten sollte über den Nischali-Paß entscheiden, bis dahin aber der strittige Landesteil mit suevischen Truppen besetzt bleiben ...

Emich fluchte halblaut, als Maffeo ihm diese Meldung erstattete. Das kam einem Faustschlage gleich! Nicht die verlangte Konferenz berührte die Ehre Illyriens, wohl aber die kaltblütige Erklärung, daß Suevien den Fuß auf illyrischer Erde behalten werde. Suevien räumte nicht; es baute auch an seinen Forts lustig weiter. Suevien war sicher, daß die Balkankonferenz gegen Illyrien Partei nehmen, daß es Herr des Nachal-Passes bleiben würde. Und es mochte recht behalten, wenn Illyrien auch diese Demütigung einzustecken gewillt war. Denn an dem Ausgänge der Konferenz ließ sich kaum zweifeln: Auf Illyriens Seite stand nur Rumänien — alle andern Lände, in erster Linie Russland, waren Feinde des aufblühenden Reiches.

Der Telegraph rief die Minister zusammen. Der alte Veresco fuhr von Madedje auf einer Lokomotive nach Garica. Er trug ein Portefeuille mit Papieren bei sich, das er unter seinen verschlossenen grauen Überzieher geknöpft hatte. Als er das Konferenzzimmer des Schlosses betrat, sah er grade, wie die anwesenden Minister mit Begeisterungsrufen den Fürsten umringten und nach seinen Händen haschten. Von der Esplanade aus scholl das Geschrei des Volkes herauf; Extrablätter hatten soeben das Scheitern der illyrischen Mission am suebischen Hofe verkündet...

„Grüß Sie Gott, Marquis Veresco!“ rief der Fürst dem Eintretenden zu und streckte ihm die Rechte entgegen. „Sie sehen, wir haben bereits begonnen, und, dem Himmel sei Dank, wir sind einig! General Koskull versichert, daß die Mobilisierung in sechs Tagen beendet sein kann, daß unsre Magazine gefüllt sind und die Armee sich in schlagfertigem Zustande befindet. Dass der Generalstab wohlorganisiert ist, kann Ihnen Maffeo — kann besser ich selbst bezeugen. Finanzminister Sowojez erklärt, keine Bedenken zu tragen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen seine Reserven anzugreifen,

und zweifelt gleich mir keinen Augenblick daran, daß die für morgen zusammenberufene Volksvertretung uns den erbetenen Kredit einstimmig bewilligen wird. Zum Schutze der Häfen stelle ich aus meiner Privatschatulle eine Million zur Verfügung. Sollen wir auch noch das Volk befragen, ob wir den uns angetanen Schimpf einstecken oder mit dem Schwert in der Faust beantworten wollen? — Hören Sie, Veresco, wie das Volk spricht!?"

In der Tat schwoll in diesem Augenblick das tobende Geschrei auf der Esplanade wie Meeresrauschen im Sturme an.

Das Gesicht Verescos war unverändert geblieben, während der Fürst sprach. Nur einmal blitzte sein Auge nach der Stelle hinüber, auf der Maffeo stand. Er verneigte sich tief vor Emich.

„Ehe ich mir verstatte, meine Ansichten und Meinungen den Herren des Ministeriums vorzutragen," sagte er, „möchte ich Euer Durchlaucht um die Gnade bitten, mir eine kurze Unterredung unter vier Augen gönnen zu wollen."

Fast gleichzeitig erhoben sämtliche Minister die Köpfe; Sowojez ließ ein leises Brummen hören, und Koskull schlug ärgerlich mit der Hand auf den Tisch. Maffeo biß sich auf die Lippen, und Falten der Sorge furchten seine Stirn.

Auch der Fürst war sichtlich überrascht, aber er öffnete sofort die Tür des anstoßenden Zimmers.

„Verzeihung, meine Herren," rief er. „Exzellenz Veresco — darf ich Sie bitten!..."

Die Tür schloß sich wieder: Eigenhändig löste Emich die Tragbänder der Portieren und ließ, um den Schall der Worte zu dämpfen, die Vorhänge fallen.

„So, lieber Marquis — nun sprechen Sie!"

Veresco knöpfte seinen Überrock auf und legte sein Portefeuille auf den Tisch.

„Durchlaucht,“ sagte er, „ich bin mir der Tragweite dessen, was ich vorzubringen habe, wohl bewußt — auch bewußt, daß ich meinem teuren Herrn und Fürsten einen großen Schmerz bereiten werde. Aber ich kann nicht anders: Ich erkläre mich gegen den Krieg!“

Emich war bleich geworden. Doch er schwieg. Er wartete auf die Begründung der ablehnenden Haltung Berescos.

Der Minister hatte seine Mappe geöffnet und legte dem Fürsten eine Reihe von Papieren vor. Sie enthielten eine Aufstellung über die Stärke der suevischen Armee, die in allen Teilen der illyrischen überlegen war. Doch das war noch nicht alles. So kriegsbereit war man jenseits der Grenze, daß das suevische Heer bereits in Illyrien einmarschiert sein mußte, ehe hier die Mobilisierung vollendet war. Und schon ein erster und zweiter suevischer Sieg würde die Vernichtung Illyriens bedeuten. Die Skipetaren in Albanien warteten nur darauf, bei der siegreichen Armee Söldnerdienste zu nehmen; die Moravier würden folgen — beutelustige Banditen, zitternd nach Gold und Schlachten; längst eifersüchtig auf Illyrien wegen der Festungen im Rhodogasgebirge waren auch die Montenegriner; und neigte sich erst das Fahnenglück auf die Seite der suevischen Völker, so würde schließlich auch der Russe nicht zögern und seine Macht in die Wagschale werfen

Der Fürst hatte ruhig zugehört. Nun nahm auch er das Wort.

„Haben Sie Dank für Ihre klaren Darlegungen, Marquis,“ antwortete er, „Dank auch für Ihre ernste Mahnung, die ich, glaube Sie mir, wohl zu schätzen weiß. Aber ich muß Ihnen sagen, daß Ihre Gründe mich nicht überzeugen können. Oft genug hat eine kleinere Armee eine größere geschlagen. Wenn wir nun die ersten Siege feiern können — werden die Skipetaren und Moravier und Montenegriner sich nicht

uns zugesellen, statt den Sueven?! Und, Veresco, ich hoffe auf diese Siege! Haben die Sueven auch mehr Battalione und Batterien als wir — in einem sind wir ihnen himmelhoch überlegen: der Kraft des Generalstabs. Strategie und Taktik aber entscheiden in den Kämpfen von heute zuweilen gewichtiger als die Gewalt der Waffen."

Der alte Veresco neigte den Kopf.

„Ansicht gegen Ansicht, Durchlaucht. Sie sprechen Hoffnungen aus, ich habe Zahlen angeführt. Noch etwas möchte ich hinzufügen. Als bei der Revolution Achtundsechzig Russland zu unsrern Gunsten intervenierte, gab ich das Versprechen ab, in den nächsten zehn Jahren keinen Krieg ohne Einwilligung des Petersburger Kabinetts zu beginnen. Diese zehn Jahre sind noch nicht verslossen.“

„Wohl aber ist Ilyrien inzwischen Fürstentum geworden, Veresco, und die Regierung der Monarchie als einer neuen Ordnung der Dinge kann unmöglich an die Versprechungen gebunden sein, die unter dem Drucke der Revolution hierhin und dorthin gegeben worden sind.“

„Das ist in gewisser Weise richtig, Durchlaucht, denn auch die Politik lädt zuweilen des Meineids der Verliebten. Aber vergessen Sie nicht, daß wir noch immer nicht so recht auf eignen Füßen stehen gelernt haben, daß wir den Rückhalt an Russland noch immer nicht völlig entbehren können. Ich habe auch meine Agenten hie und da in den Landen, und in meinem Geheimschrank schlummert mancherlei, was außer mir nicht — viele wissen . . .“ Er richtete sich straffer empor und erhob wie warnend die rechte Hand. „Durchlaucht, Russland war Fürst Leopolds Freund, weil er ein Schwächling war — Ihnen aber großt Russland, weil Sie ein Charakter sind. Keine Hand wird der Zar rühren lassen, wenn Suevien Sie besiegt. Im Gegenteil — man wird sich im Winterpalais eine vergnügte Stunde bereiten, wenn König Michael

in Garica einzieht, und wird es zu einer neuen illirischen Revolution kommen lassen, um schließlich die eiserne Krone einem der Großfürsten auf das Haupt zu setzen, der dann nichts als ein Vasall Russlands sein würde... Durchlaucht, ich begreife, daß Ihnen die Fäuste zucken. Dennoch sage ich Ihnen: Warten Sie noch zwei, drei Jahre, bis wir fester im Sattel sitzen, bis wir keine Rücksichten mehr zu nehmen haben — dann schlagen Sie los! Heute aber — beißen Sie die Zähne zusammen und schlucken Sie die Demütigung hinunter! Ich werde dafür Sorge tragen, daß die Nachschaltfrage auf politischem Wege aus der Welt geschafft wird. Sparen Sie sich die Revanche auf später!"

„Nicht auf später, Beresco! Suevien befiehlt uns und höhnt uns noch — sollen wir das schweigend dulden, weil wir uns fürchten vor seiner Übermacht?! Und sollen wir uns ewig am Gängelbande Russlands leiten lassen?! Ich bin hergekommen, um mit ganzer Gewalt für die Freiheit Illiriens einzutreten. Das kann ich nur, wenn ich selber frei bin. Was nützt uns der ‚Rückhalt an Russland‘?! Unser Konflikt mit Suevien hat es gezeigt. Ich lege meine Hände ins Feuer, Beresco: Russland steht den Machenschaften in Suevien nicht fern! Ich glaube Ihnen, wenn Sie sagen, daß man mich im Winterpalais hast, weil ich dem Baron zu selbstständig bin und die Reverenzen vor Fedor Konstantin vergaß. Glaube Ihnen, daß man in Petersburg auf mein Verderben sinnt. Nun denn, ich werde den Herren zuvorkommen! Ich werde auch das russische Joch abzuschütteln wissen — oder untergehen! . . .“

Nun spielte Beresco seine letzte Karte aus.

„Und die Durchlauchtigste Braut?“ fragte er lauernd.

Doch der Fürst ließ sich nicht beirren. „Beresco, ich bin auch nur ein Mensch,“ antwortete er. „Ich habe überlegt, ob wir die Hochzeit nicht beschleunigen können. Aber ich will

keine Kriegstrauung. Ich will als Sieger meine Braut heimholen — und mein siegreiches Volk soll Trauzeuge sein. Nun genug der Worte! . . ."

Der Minister schaute in das Gesicht und das Auge des Fürsten. Da stand ein unbeugsamer Wille zu lesen, ein Wille, der nicht zu brechen war. Beresco versuchte keinen weiteren Einwurf; er wußte, es wäre unnütz gewesen. Sein Wort galt nicht mehr — er konnte gehen . . .

Mit Spannung hatten die Minister im Konferenzsaal die Rückkehr des Fürsten erwartet. Sowojesz, der alte heimliche Gegner Berescos, lächelte hämisch: Ein Ahnungsgefühl sagte ihm, daß sich da drinnen im Nebenzimmer der Beginn einer neuen Ara vorbereite. General Koskull stand am Fenster und trommelte mit den Fingern wütend gegen die Scheiben. Schweigend, mit übereinandergeschlagenen Beinen, den Kopf auf die Brust gesenkt und das Antlitz finstern, saß Maffeo in einem der hochlehnnigen Sessel am Tische. Auch durch seine Seele zogen bange Ahnungen; er fühlte etwas von den Schauern des Kampfes, der ihm bevorstand . . .

Da hörte man nebenan die Portieren rauschen — die Tür öffnete sich. Der Fürst und Beresco traten in den Saal zurück, beide blaß und mit harten Gesichtern.

"Meine Herren," sagte der Fürst, "ich habe Ihnen zu meinem schmerzlichen Bedauern mitzuteilen, daß Seine Exzellenz der Ministerpräsident Marquis Beresco sich von heute ab aus dem Staatsdienst zurückziehen will. Wie schwer es mir wird, die bewährte Kraft dieses großen Vaterlandsfreundes grade in einer so verhängnisvollen Stunde verlieren zu müssen, brauche ich nicht noch zu betonen. Aber ich ehre die Gründe, die den Marquis Beresco nötigten, um seine Entlassung zu bitten, und ich trage mich mit der Hoffnung, daß er auch in der Einsamkeit seiner Berge an der Fortentwicklung Illyriens mit Rat und Tat Anteil nehmen wird."

Meine Herren, ich bitte Sie, die Häupter zu neigen vor dem Scheidenden: Ein Großer geht — aber die Spuren, die er gewandelt hat, verweht kein Sturm. Marquis Veresco, als äußerestes Zeichen meiner Dankbarkeit ernenne ich Sie zum Herzog von Madedje."

Er umarmte den Alten und küßte ihn auf beide Wangen. Stumm zog Veresco die Hand des Fürsten an seine Lippen. Dann wollte er sprechen, aber es schien, als versagten ihm die Worte. Er stammelte nur, kaum hörbar:

„Gott schütze Illyrien!...“

Nun wandte er sich zum Gehen, während die Minister in ehrfurchtsvollem Schweigen am grünen Tisch stehen geblieben waren. Aber noch einmal stockte der Fuß des Alten.

„Maffeo,“ sagte Veresco, und Frage und Bitte und fast auch Drohung lagen im Ton seiner Stimme.

Maffeo sprang an seinen Vater heran und ergriff dessen Hände.

„Vater, laß mich auf meinem Platz!“ rief er. „Das Land und der Freund halten mich fest. Du kannst nicht wollen, daß ich verleugne, was mir teuer ist!...“

Es zuckte und wetterte über das lederbraune Gesicht des Alten, doch er erwiederte den Druck der Hand seines Sohnes.

„So bleib!“ hauchte er.

Hinter ihm fiel die Tür ins Schloß. Diese Stille im Zimmer, aber draußen, auf der Esplanade, erneuter tobender Volkslärm.

Der Fürst reckte sich.

„General Koszull,“ sagte er, „an Stelle des Marquis Veresco übernehmen Sie den Vorstand im Ministerium. Formulieren Sie den Text der Kriegserklärung und lassen Sie die Pässe für den Gesandten bereithalten. Die übrigen Herren kennen ihre Funktionen. Ich bin für die Minister jederzeit ohne Anmeldung zu sprechen. Und nun an die Arbeit!...“

Auf den flachen Kuppen, die die Talmulde von Valenta umgaben, hatten sich die Illyrier verschanzt und erwarteten die suevische Armee. Es war Anfang März, und der Frühling zog schon über die Berge, hatte den Schnee zum Schmelzen gebracht und trieb die Wasser der Sareb in langen, schäumenden Wogen durch die Ebene. Bei Valenta teilte sich der Fluß und bildete eine kleine, bewaldete Insel; das Dorf lag ihr gegenüber am Rande ausgedehnter Moor- und Sumpfstrecken, welche die illyrische Position schützten.

Der Marquis Veresco hatte mit seiner Prophezeiung recht gehabt. Ehe General Koskull seine Mobilisierung beenden konnte, hatte die suevische Armee bereits die illyrische Grenze erreicht und rückte in Gilmärschen gegen Garica vor. Aber auch Fürst Emic war seines Generalstabs sicher. Auf eine suevische Invasion war man vorbereitet und der Plan, wie ihr am zweckmäßigsten zu begegnen sei, längst entworfen. Die beiden Festungen an der unteren Sareb hielten den Vormarsch des Feindes auf; ein paar kräftige Aussfälle splitterten die Linie des Heeres in drei Teile. König Michael, der die Oberleitung seiner Armee übernommen hatte, mußte sich zu einer langen und zeitraubenden Umgehung des Festungsterrains entschließen, um seine Truppen wieder zusammenziehen zu können. Inzwischen war es General Koskull möglich geworden, den Aufmarsch des illyrischen Heeres zu vollenden. Die Hauptarmee, das mittlere Korps, befahlte Fürst Emic selbst. Er nahm hinter den Schanzen von Valenta Aufstellung, während die, in der Hauptache aus Kavallerie bestehenden beiden andern Korps im Osten und Westen die Flanken der Mitte zu decken hatten. Diese Korps, von den Generälen Berger und Dimitrowicz kommandiert, lieferten in leichter Plänklerarbeit den Sueven

die ersten Gefechte. Abermals zeigte sich hier die Überlegenheit der illyrischen Taktik. Die Generalstabskarten der Sueven erwiesen sich als mangelhaft. Zwei Bataillone suebischer Scharfschützen und ein Artillerieregiment gerieten infolge der Unzuverlässigkeit der den Führern mitgegebenen Karten in den Engpass von Slivniza und wurden dort völlig zerrieben.

Im großen Europa erregte der Illyrisch-Suebische Feldzug wenig Interesse. Bismarck sprach im deutschen Reichstage sein berühmtes Wort von „dem bisschen Illyrien“ und meinte bei Gelegenheit eines parlamentarischen Frühstückspens: Wenn der „Leutnant Schöningh“ da unten seine Pflicht tue, sei es unrecht, ihn daran hindern zu wollen... Mit um so größerer Spannung verfolgte man in den Balkanstaaten die Entwicklung des Feldzuges. Feinde besaß das junge Fürstentum Illyrien ringsum; doch diese Feinde hüteten sich, in die Aktion einzugreifen, ehe es möglich war, die Entscheidung zu überblicken. Und gönnte man auf der einen Seite Illyrien auch eine gehörige Schlappe, so war man andererseits des russischen Einflusses müde und verhöhle sich nicht, daß er durch den Sieg Illyriens leicht ins Wanken kommen könne. Aber auch Russland war auf der Hut und stand schon auf der Lauer, im geeigneten Augenblick einzugreifen. Von Beginn des Feldzugs ab weilte der Staatsrat von Polzien in strengstem Infognito in Petersburg. Auf die Entwicklung des Krieges hatte er keinen Einfluß. Doch heute weiß man, daß dieser genaue Kenner Illyriens die Niederlage des suebischen Heeres ahnte und daß er grade im Siege Illyriens den Triumph seiner Sache sah — wie man heute auch weiß, daß damals schon das verhängnisvolle Gegenspiel des alten Veresco begann...

... Im Dorfe Valenta, dessen ärmliche Lehnhütten sich an die Hänge der Kuppen lehnten, herrschte das bewegte Leben eines Feldlagers. Die Truppen kampierten teilweise

auf den Straßen; hier flammten die Kochfeuer, über denen riesige Kessel hingen. Marketender zogen umher, Zigeuner boten gestohlene Hühner und Gänse zum Kauf an; Geschrei und Gelächter scholl durch die Gassen, dazwischen auch die Löne der Trommelflöte und der mandolinenartigen Gusla. In der Rundung eines Tortwegs spielten ein paar Soldaten auf einem leeren Sliwowitzfaß Karten, und durch die weit geöffneten Türen der kleinen Schenke sah man, daß drinnen ein Schwarm Heiducken mit drallen Mädeln den Stratpóttanztanzen, während ein zerlumpter Walache dazu den Dudelsack blies.

Oben auf den Anhöhen lugten über die Schanzendeckung die Eisenstücke der illyrischen Artillerie. In der Ebene dahinter lagerte die Hauptarmee in Erwartung des Feindes. Hier befand sich auch, zwischen vier alten verkrüppelten Weiden, das Zelt des Oberstkommandierenden.

Der Fürst stand vor einem Tische, auf dem eine große Karte lag, über die er sich im Augenblick tief geneigt hatte, um den ihn umgebenden höheren Offizieren die Route zu erläutern, die seiner Vermutung nach die feindliche Armee allein einschlagen konnte.

"Sehen Sie hier, meine Herrn," sagte er, "das ist der Weg Bergers. Berger hat die im Defilee von Slivniça geschlagenen Truppen vollkommen zerstreut; sie irren im Gebirge umher. Eine Verfolgung würde zu viel Zeit erfordern, die Berger nötiger brauchte; denn er soll den Pelim-See umgehen, um sich hinter dem Rücken der feindlichen Armee mit dem Korps Dimitrowicz zu vereinigen. Von Dimitrowicz fehlen noch die Depeschen. Seine Aufgabe ist, sich zwischen das Gros und die Reserven König Michaels zu schieben und durch geschickte Bewegungen die letzteren so nahe an Bergers Korps heranzudrängen, daß sie vom Gros abgeschnitten werden müssen."

Eine eintretende Ordonnanz unterbrach den Vortrag des Fürsten. Der Kurierdienst war ausgezeichnet geregelt; eine große Anzahl Stafetten traf täglich im Hauptquartier ein und erleichterte die Aufklärung.

Emich riß das Kuvert auseinander, das die Ordonnanz ihm reichte.

„Sieh da, — das ist wichtig! ... Messieurs, es kann noch in der Nacht zum Tanze kommen. Die Spione von drüben sind unzuverlässige Leute; wir bieten ihnen ein paar Dukaten mehr, und da kommen sie lieber zu uns. Also, meine Herrn, die Avantgarde der Sueven steht drei Meilen vor uns, und noch ahnt man drüben nichts von unsrer Aufstellung. Man weiß lediglich, daß wir die Defensive beibehalten wollen. Jawohl“ — und er lachte heiter auf — „beibehalten, aber nur so lange es uns beliebt! ... Was gibt es, Mac Lewleß?“

Der Major war in das Zelt getreten.

„Durchlaucht vergeben, wenn ich störe: die Dritte Sanitätskolonne ist eingetroffen, zugleich mit dem Wagenzug der Freiwilligen Krankenpflege . . .“

„Das ist Sache des Obersten Divernicki . . .“

„Sehr wohl, Durchlaucht, — aber bei der dritten Kolonne befindet sich auch eine Dame, die“ — das Gesicht des Majors färbte sich mit heißer Röte — „untertänigst um kurze Audienz bitten läßt.“

Der Fürst wurde ungeduldig.

„O Himmel, nur keine Damen im Feldlager!“ rief er. „Eine Pflegerin aus der Aristokratie? Vielleicht Mira Sassenhausen — es sähe ihr ähnlich“ —

„Nein, Durchlaucht, — es ist die Komteß Wiegel,“ antwortete Mac Lewleß ruhig.

Emich trat einen Schritt zurück; auch sein Antlitz rötete sich.

„Ruth, Gerald?! — Ruth?!... Versteh ich dich recht? Ruth Wiegel hier?!“

„Komteß Ruth, Durchlaucht," bestätigte Mac Lewleß.
„Ich habe sie selbst gesprochen. Sie ist unmittelbar nach Beginn des Feldzuges von Breslau abgereist, hat in Bukarest ganze Wagenladungen mit Verbandstoffen erworben und hofft, daß Sie ihr versetzen werden, sich unsrer Krankenpflege zu widmen.“

Emich schüttelte noch immer den Kopf.

„Das ist Ruth — ganz Ruth!... Selbstverständlich, daß ich sie empfangen muß. Es ist jetzt drei Uhr; bitte sie, sich um Bier in meinem Zelt einzufinden. Und sorge für ihre Unterkunft. Oberst Dwernicki soll sich ihrer besonders annehmen.“

Er wandte sich wieder an den Kartentisch und seine Offiziere zurück. — —

Am Nachmittage begann es neblig zu werden. Aus der Sareb stiegen graue Schatten auf, und über die schwarzbraunen Sumpfstrecken mit ihren grünlich schillernden Lachen und Kanälen huschte und flatterte es, ein ganzes Heer von Nachtgästen, das sich ausbreitete und ein großes Schleiertuch über die Landschaft deckte. Im Dorfe war der Lärm verstummt — das fröhliche Lagerbild wie durch eine Riesenfaust fortgewischt von der Erde. Ein Armeebefehl hatte tiefste Stille angeordnet. Cymbal und Gusla und Trommelflöte erklangen nicht mehr, kein frohes Gelächter, Schimpfen und Fluchen und Schreien — — es war, als schritte der stumme Tod im Nebel daher und rührte mit eisiger Hand an allem Lebendigen.

Ein düsteres Bild. Im grauen Gebräu nur ein schattenhaftes Hin und Her. Dann und wann ein gedämpftes Kommando, leises Waffenklirren oder aus der Höhe der mißtonige Kreischlaut eines über den Sumpf streichenden Reiher... .

Auf dem großen Tische im Fürstenzelt standen ein paar Leuchter mit brennenden Kerzen. Sie erhellten wenig. Es

war ein unruhiges, flackerndes Licht, das den Augen Ruths weh tat und über ihr Gesicht rasch aufzuckende und wieder verwehende gelbe Reflexe warf.

Es war noch immer dasselbe schöne, stolze und vornehme Antlitz, das Emich bei seinem Abschiede von Klempin zum letzten Male gesehen hatte. Erster geworden und reifer und frauenhafter, gleich der ganzen Erscheinung, die etwas wie Weltflucht und klösterliche Einsamkeit auszuströmen schien, ein Hauch stiller und demütiger und doch nicht unsroher Resignation.

Sie saß auf einem Feldsessel dem Fürsten gegenüber. Er mußte sie immer wieder betrachten; — das dunkle Haar, das sonst in freiem Geloß ihre Stirn umspielt hatte und sich nun in schlchter Scheitelung unter der großen Flügelhaube herordnete — die glänzenden Augen, die mit freundlichem Ernst zu ihm hinüberschauten — die köstliche Gestalt, von dem Gewand der Entzagung umschlossen, dem nur eines zum Schmuck diente: das weiße Malteserkreuz auf der Brust.

„Daz ich dich noch einmal in Zylbrien wiedersehen würde, Ruth,“ sagte der Fürst, „hätte ich mir niemals träumen lassen — wahrlich, nie! Aber ich freue mich von Herzen, daß du den Entschluß gesetzt hast, uns in der Pflege unsrer Verwundeten hilfreiche Dienste zu leisten — und ich danke dir auch dafür.“

„Danke nicht, Emich,“ entgegnete sie; „es ist mir eine liebe Pflicht — und auch mehr, ich gesteh' es dir zu. Ich bedurfte des Herausreißens aus einer Tätigkeit, die auf die Seele wie Balsam wirkt, in ihrer Eintönigkeit aber doch auch wieder zur Ermüdung führt . . . Mißversteh' mich nicht, Emich,“ fuhr sie unter raschem Erröten fort, als sie sah, daß der Fürst mit einer Bewegung freudigen Staunens den Kopf erhob; „ich sehne mich nicht etwa wieder nach den Freuden der Welt zurück — o nein! — Ich bedurfte nur

einer äusseren Abwechslung, einer Nervenerfrischung, und die hat mir schon die Reise hierher geboten."

"Ich begreife, Ruth — aber ich fürchte, daß die Entbehrungen der Kampagne zu deiner Erholung auch nicht grade beitragen werden."

"Erholung — — wer spricht davon! Ich bin ja doch nur glücklich in der Arbeit. Nein, Emich, du verstehst mich immer noch nicht. Du — aber lassen wir das! Ich werde auch hier meine Pflicht tun wie daheim; du sollst zufrieden mit mir sein... Emich, ich bin über Wien gefahren und habe mir eine Audienz bei der Erzherzogin Marie erbeten."

"Ah," rief er, und nun lachte sein Gesicht und seine Augen wurden glänzend, "du warst bei ihr — warst bei meiner Braut?!"

"Ja — und habe dir natürlich tausend Grüße zu bestellen. Am liebsten hätte sie mich begleitet . . ."

"Aber das läßt die Neutralität des Kaiserreichs nicht zu," fiel Emich ein, und seine Stimme klang ein wenig bitter. Doch er änderte sofort den Ton: "Wie gefällt dir Marie?" fragte er.

Sie umging die Antwort. "Nun weiß ich, daß du glücklich bist," sagte sie.

"Ja, Ruth — ich bin es."

"Und konntest auch nur so ein kleines süßes rosiges Geschöpfchen lieben. Denn im tiefsten Kern deines Wesens lag doch immer das Frohe und Heitere, das deinem Empfinden Stimmung gab. Und auch, daß deine Marie keine herbe Natur ist wie ich — auch das ist gut für dich, denn dein starker Eigenwille hätte kein Weib ertragen, das nicht — dir zu Willen wäre . . . So ist alles ausgeglichen, was zwieträchtig war, und gottlob, wenigstens einer von uns vieren hat zur Höhe gefunden . . ."

Es war sehr still, nicht einmal der Schritt der Schildwache draußen zu vernehmen. Emich konnte jedes Wort Ruths verstehen, obwohl sie fast flüsternd sprach.

„Von uns vieren?“ wiederholte er fragend.

Sie nickte. „Du, ich, Rießow und Mac Lewleß.“

„Wo ist Rießow?“

„Auf Reisen. Und er wird nicht wieder zurückkehren. Er kam zu mir nach Breslau und bot mir von neuem seine Hand an. Ich sagte nein und lachte. Mein Lachen ließ ihn erbleichen. Vier Wochen später verkaufte er seine Kottauer Herrschaft und reiste nach Japan...“

Emich suchte in den Zügen Ruths nach dem Reflex einer Seelenregung. Aber dies schöne Sphinxgesicht war ruhig und gleichmäßig geblieben...

„Und Gerald?“ fragte er. „Du hast Mac Lewleß gesprochen? Wie fandest du ihn?“

Jetzt erst schien es dem Fürsten, als blühe es im Auge Ruths auf: ein warmer Strahl, ein Stück Sonne, das den Nebel zu verscheuchen schien. Und dann erhob sie mit sanfter Bewegung die linke Hand, strich über das Kreuz auf ihrer Brust, neigte den Kopf ein wenig und sagte gleichgültig:

„O, ich finde, er sieht trefflich aus...“ Nichts weiter. Sie erhob sich und reichte dem Fürsten die Hand. „Ich will zu meinen Leuten zurück, Emich. Es gibt noch viel zu schaffen. Ich höre, ein Kampf steht bevor.“ Sie drückte fest seine Rechte. „Mein Gebet wird bei euch sein...“

Draußen schritten, leise plaudernd, ein paar Offiziere im Nebel auf und ab.

„Oberst Dwernicki!“ rief der Fürst hinaus. Der Gerufene sprang herbei. „Haben Sie die Güte, die Gräfin Wiegel zu ihrer Kolonne zurückzugeleiten.“

Der Oberst verneigte sich und reichte Ruth den Arm.

Emich trat wieder in das Zelt und schlug die Leinewand zu dem Nebengelaß auseinander. Dort saß Mac Lewleß vor einem roh gezimmerten Tische und hatte den Kopf auf die Arme gelegt.

„Hast du unsre Unterredung gehört, Gerald?“

Mac Lewleß erhob sich langsam. „Jedes Wort, Emich; du hattest mir befohlen, hier zu bleiben, und die Zeltwand ist keine Mauer. Ich mußte euch hören. Aber es hat mir wehe getan. Wenn sie spricht, bäumt sich mein Herz.“

„Also alles wie früher, Gerald?“

„Ich bin keine Natur, die sich modelt. Ich kann vergessen, doch nicht verschmerzen. Die alten Wunden brennen wieder.“

Der Fürst schlang seinen Arm um die Schulter des Freundes.

„Gerald, hör' zu. Erschrik nicht und jauchze nicht. Was ich dir sage, ist keine Gewißheit, sondern nur ein unbestimmtes Ahnen ... Sie kam hierher — um deine Willen!“

Als habe Mac Lewleß ein Faustschlag getroffen, so zuckte er zusammen, mit großen Augen Emich anstarrend, faltig im Gesicht. Und plötzlich warf er sich, im Ungeštüm leidenschaftlich erwachender Hoffnung, an des Fürsten Brust. Er wollte sprechen, fragen, Erklärungen fordern, aber da klirrte es vor dem Zelteingang und Stimmen wurden laut. Emich riß die Leinewand zurück und trat hastig in den vorderen Raum.

Sassenhausen stand salutierend, in beschmutzter Uniform und anscheinend zu Tode erschöpft, vor ihm.

„Durchlaucht, melde ganz gehorsamst, daß die Patrouille gegläckt ist. Die Vereinigung der Corps Berger und Dimitrowicz hat stattgefunden; die Reserven des Feindes sind nach den Rhodogasbergen zurückgedrängt worden. Der Nebel ist uns günstig. Das Gros der Sueven hat kaum eine Meile von hier, unweit des Marktfleckens Jübaschi, Lager bezogen und ahnt nichts von unsrer Stellung. Nichts, nichts, Durchlaucht — wie eine Hammelherde laufen die Kerle in ihr Verderben — — Verzeihung!“ und er schlug sich auf den Mund.

Der Fürst lachte. „Ich verzeihe ... O du segensreicher Nebel — halt aus bis zum Frührot — und dann mag uns die Sonne leuchten!... Saß, du siehst toll aus!“

„Durchlaucht — elf Stunden zu Pferde —“

„Trink!...“ Emich reichte dem Patrouillenoffizier den auf dem Tische stehenden gefüllten Feldbecher.

„Gehorsamsten Dank. Auf Euer Durchlaucht Wohl . . .“

„Und auf das deiner Mitra!... Saß, jetzt mag sie an dich denken. Hast heiße Sehnsucht im Herzen — ich glaub's. . . Ach, mein Junge, es geht dir wie mir!...“

Ein Hahn krähte . . . Im Röhricht am Moor erwachte das Leben: Zirpen, Schreilaute, Hämmern und Zwitschern. Ein Schwarm Trappen strich auf . . . Noch immer hingen die Nebelschleppen dicht über der Erde. Aber sie waren nicht mehr grau. Ein flimmerndes Licht schoß in sie hinein, eine rote Lühe: der erste Gruß des neuen Tages . . .

An der vordersten Linienreihe der Trancheen hörte man das Knattern einer Flintensalve, — ein paar kurze Anrufe — dann wieder das Kommando „Feuer!“ und abermals knatterndes Gewehrfeuer. Das ging rasch vorüber. Zu sehen war in den roten Dünsten, die schwer und dick über die Erde strichen, so wenig wie zuvor.

Ein kleiner Schwarm Reiter, sivevische Aufklärer, die das Gelände sondieren wollten, jagte in rasender Kavaliere nach der Vorhut der Armee zurück. König Michael schief noch, aber er wurde unsanft gewedelt. Bei Valenta hatte sich der Feind verschanzt! Wo?! Bei Valenta! — König Michael in Unterhosen und noch, ach, wie verschlafen, ließ sich von seinem Adjutanten die Karte unter die Nase halten. Valenta — da lag's! Heilige Panagria, da hatte man ja den Feind dicht auf dem Leibe! Und wußte nichts davon . . . König Michael brüllte, daß die Zeltwände zitterten. Den Kommandeur der Avantgarde! Den Chef des Generalstabs! „Lümmel, geb' Er mir meine Hosen!“ Dies galt dem Kammerdiener . . . Das Zelt füllte sich mit glitzernden Uniformen,

während sich der König einenimer Wasser über den kurzgeschorenen dicken Kopf gießen ließ. Dabei brüllte er immer noch. Warum wußte man nichts von den Stellungen des Feindes? Warum stand man wie ein Ochse vorm Scheunentor? — Der König liebte kräftige Ausdrücke... Allgemeines Achselzucken: der Nebel allein trug die Schuld, nur der Nebel, der verdammt Nebel. Aber man mußte hindurch durch den Nebel, in Stücke mußte man ihn hauen — man mußte wissen, was sich alles hinter den Verschanzungen der Illyrier barg! Himmel donnerwetter, warum umging man die Stellungen nicht?! Unmöglich: ostwärts riesige Sumpfstrecken, im Westen die Sareb mit ihren gesprengten Brücken... Neues Gefluche: dieser verdammt Nebel! Dann eine kurze, inhalts schwere Generalstabssitzung...

Die Sonne wollte nicht Herrin des Nebels werden. Sie lugte schon über den Horizont und sandte goldne Pfeile in das dichte Gebräu, das sie purpur färbte, das aber immer noch Moor, Tal und Heide füllte, eine glühende Wollenschicht. Und durch diese rosige Lühe galoppierte ein Kavallerieregiment: König Michaels Leibpanduren sollten die Bresche legen. Sie wußten, es war ein Todesritt. Allen voran ein schlanker Offizier, mit dem blanken Stahl gradeaus weisend — die Schenkel heran und nicht die Sporen geschont — vorwärts in der Kavaliere — „Zivio! Zivio!...“

Der erste Anprall ist so furchtbar, daß die Postenkette der Illyrier über den Haufen geworfen wird... Aber nun gellen die Hörner und die Trommeln rasseln Alarm. Musketenfeuer von allen Seiten, ein unaufhörliches Knattern, dazwischen der dröhrende Einschlag der großen Eisenstüde. Verderben ergießt sich auf das prachtvolle Pandurenregiment; unter dem Speien der Geschütze sinken ganze Reihen daneieder — aber die Überlebenden kämpfen mit Todesmut — ihre Säbel sausen herab — es ist ein Ringen und Würgen Mann gegen

Mann . . . Blusleuchtend quellen und wogen die Nebelmassen. Die Sonne ist höher gestiegen. Der rote Dunst lichtet sich und fliegt gleich brennenden Schwaden empor . . .

König Michael hält mit seinem Hauptquartier auf einer Anhöhe, dicht unter den still hängenden breiten Flügeln einer Windmühle. Er sitzt auf einem weißen Rosse mit Muschelzäumung und Purpurshabracke und hat ein Fernrohr in der Rechten, durch das er hinabspählt in den roten Nebel. Dieser Nebel ist nicht mehr undurchsichtig. Er gleicht nur noch einem feinen Schleier, den jeder Windzug in Fetzen zerflattern lassen kann . . . „Meine braven Panduren!“ stöhnt König Michael, das Glas am Auge; „sie kämpfen wie die Löwen — da — sind sie nicht schon an der Kehle der mittleren Batterie?! Ich seh' ihre weißen Röcke leuchten — General Pashwan, werfen Sie die Infanterie im Sturmschritt nach! Reitende Jäger rechts und links zur Deckung ihrer Flanken! Die Illyrier schlagen Pontons über den Sumpf! Rasch, rasch, eh' ihre Operationen beendet sind! . . .“

Ratataata — der Sturmmarsch dröhnt! . . . Längst haben die Illyrier ihre Defensive aufgegeben. Zweifellos, dem ersten Ansturm sind sie unterlegen: die Michael-Panduren haben im Kartätschenhagel der Batterie Wunder verrichtet. Und plötzlich schweigt das Dröhnen der großen Geschütze. Aus dem Desfilee von Valenta quellen, ehe noch die suebische Infanterie Zeit zur Aufstellung gewonnen hat, ungeheure Menschenströme — eine glitzernde Schlange, die sich mit rasender Geschwindigkeit ausdehnt . . . Vom Moor herüber schallen gelle Kommandos, rasloses Hämmern, der klingende Einschlag der Axthiebe. Über diesem loseren, schwammigen Sumpf mit seinem grünlich schillernden Netz kleiner Kanäle wird es lebendig. Über diesen Sumpf rollen sich neue Menschenwogen, den Feind in der rechten Flanke zu fassen . . . Und auch linker Hand, über den Wogen der Sareb, wachsen

schwebende Brücken empor. Die Pioniere arbeiten, daß ihnen der Schweiß über die Wangen tropft. Die Koszull-Dragonier donnern über die Brücken; hinterher Kürassiere und ganze Flüten von Fußvolk.

König Michael auf seinem weißen Rosse knirscht mit den Zähnen. „Wo kommen diese Bestien nur alle her?...“ Verdammter Nebel! Man hat die ganze Armee des Feindes vor sich...

Nun hat die Sonne ihre Macht erwiesen. In blendender Pracht steht sie am blauen Himmel. Stein Nebel mehr. Über dem weiten Schlachtfeld liegt goldner Glanz... Auf allen Seiten entspinnt sich der Kampf. Auch die illyrischen Batterien haben ihre Stellungen geändert; sie schützen den Aufmarsch an der Sareb, während vom Sumpfe aus schon die Bajonette der Leibgarde-Infanterie und des Regiments Fedor Konstantin herüberblitzen. Der Angriff gilt der rechten Flanke des Gegners... Es ist ein mörderisches Fechten. Dem „Zivio“ der Sueven schallt das „Zao“ der Illyrier entgegen und hüben wie drüben der Allahruf der eingestellten Mohammedaner. Brust liegt an Brust; in einem Knäuel menschlicher Leiber sieht man verzerrte Gesichter, geschwärzt von Pulverrauch und blutüberrieselt, glänzende Augen, aus denen die Mordlust strahlt... Es ballt sich zusammen; über zertretene Menschenleiber stürmt das Leben, das sterben will...

Bis zum Mittag schwankt die Entscheidung hin und her, auch die Sueven sind tapfer. Aber sie sind eingekleilt in ein furchtbare Dreieck, dessen eiserne Schenkel sie fester und fester umschließen. Nur die dritte Seite, die Rückzugslinie ist noch frei. Von dorther erwartet man die Reserven. „Wo sind die Reserven?!” feucht König Michael; „Himmel und Hagel, wo stecken sie nur?!...“ Ja, wo sind sie? — Von den Generälen Berger und Dimitrowicz in die Schluchten des Rhodogasgebirges hineingeworfen, und an ihrer Stelle nähern sich nun jene beiden Corps in vereinigter Kolonne

dem Rücken des Feindes, um auch die letzte Seite des Dreiecks zu schließen...

Die Mittagsglut scheint die Raserei der Kämpfenden noch zu steigern... Der Hügel, auf dem König Michael mit seiner Suite hält, wird immer mehr eingeengt von den Wogen der Schlacht. Aber der dicke König sieht es nicht oder achtet nicht darauf. Er leucht, stöhnt und flucht; seine Befehle überstürzen sich; seine an sich schon rauhe Stimme klingt nur noch wie ein Krächzen... Diesem Hügel entgegen sprengen die Gardeheiducken Fürst Emics. Beim Rasseln des Sturmschlags folgt ein Regiment Infanterie. Wahnsinn — will man dem König selber zu Leibe?! — Ja, man will es! Fürst Emic galoppiert an der Spitze seiner Heiducken. Er will den König fangen — und damit die Schlacht und den Krieg beenden und seinem Lande Ruhe schaffen...

Es ist keine Zeit zu verlieren. König Michael sieht die Gefahr nahen. „Die Reserven!“ schreit er noch einmal auf; dann jagt er davon und setzt sich an die Spitze der Tschegula-Reiter, seiner letzten intakt gebliebenen Kavallerie, deren Lanzensfähnchen wehen und deren Kürasse in die Sonne gleihen... „Baó! Baó!“ — Die Regimenter prallen aufeinander — ein wütendes Schlachten beginnt... Emich pariert seinen schäumenden Gaul mitten im Kampfgetümmel. Seine Hiebe siften; sein Stahl trieft. Aber man hat ihn erkannt. König Michael zeigt ihn seinen Panzerreitern. Gebrüll und Geheul füllen die Luft, Dröhnen und Knattern; die Sonne hat sich umdüstert, wolfgangleich weht der Pulverrauch empor... Zwei Schützer hat Emich zur Seite: Maffeo Beresco und Gerald. Sie wappnen seine Brust; ihre Klinge scheinen zu dampfen; jeder ihrer Hiebe bringt Tod.

„Hund!“ schreit Maffeo, und sein Stahl ziischt auf einen Tschegula-Reiter hernieder, der sich dicht an den Fürsten herangedrängt hat und sein Pistol auf ihn abfeuert.

Auch Mac Lewleß schreit auf. Aber er kann nichts weiter tun, als Emich in seine Arme gleiten zu lassen. Der Fürst ist verwundet worden — eine Ohnmacht umfängt ihn...

Der Kampf braust weiter. Doch einer Insel im Strom der Schlacht gleicht jene Stelle, da der Fürst mit blutender Wunde liegt. Gerald hält Emichs Kopf im Schoße. Maffeo hat ihm die Uniform aufgerissen und versucht, das quillende Blut zu stillen. Ringsum haben die Gardeheiducken einen eisestarrenden Wall gebildet, an dem sich die Flut der Feinde bricht.

Der Kampf braust weiter... Ratatata — nun auch im Süden illirische Hörner, Sturmschlag und schmetternde Fanfaren. „Die Reserven!“ jauchzt König Michael auf. Aber nein — er hat falsch gehört. Die Armeen Berger und Dimitrowicz sind es, die dem Feind in den Rücken fallen! Das eiserne Dreieck ist endlich geschlossen — die Zermalmungsarbeit beginnt.

Ein einziger Schrei des Entsetzens gelst über das Schlachtfeld. Dann eine tolle und wahnsinnige Flucht...

Die Wunde Emichs war nicht schwer. Sie war verheilt, als er den Waffenstillstand unterzeichnete, den König Michael zur Einleitung der Friedensverhandlungen angeboten hatte.

Dies geschah zu Gumurdja, einem Nest an der Grenze, mitten in den Morästen der Sareb, über denen beständig Wolken von Raben kreisten. Gumurdja war eine sogenannte Freistadt, ein neutraler Flecken, der bei der Grenzregulierung von 1878 vergessen worden war, eine Republik von drei Kilometer Umfang, die einen kleinen spitzen Keil in suebisches Gebiet hineinschob. Der alte Beresco, der den Fürsten in Valenta abholte, hatte vorgeschlagen, diesen Fezen Land den Sueven zu überlassen; man kam dem Besiegten mit Klugheit entgegen und forderte an Stelle jeder Kriegsentschädigung nur eine unbedingte Anerkennung der Rechte Illyriens auf den Natschali-Paß. So wünschte es Beresco,

und der Fürst erklärte sich einverstanden. Er wollte nichts als sein Recht, keine Demütigung des Gegners. Er bot König Michael die Freundschaft.

Das Hauptquartier und der persönliche Dienst waren in Valenta zurückgeblieben. Auch von der gegnerischen Seite wurde als Vertreter der Regierung nur Herr von Polzien erwartet. Diese Staatsaktion, die den Frieden auf dem Balkan wiederherstellte, sollte keine Augenweide für den Pöbel der Welt werden. Es war eine Versöhnung wie nach einem Zweikampf, und auch damit hatte der Fürst sich zufrieden gegeben, daß ein russischer Unterhändler, der General von Kaulen, als Unparteiischer fungierte. Emich wußte, daß sein Sieg den Panlawismus von neuem gereizt hatte, und wollte ihm entgegenkommen. Russland sollte gehört werden.

Man fuhr, nur begleitet von Bob, dem Kammerdiener, in einem Salonwagen von Valenta nach Gumurdja. Es war eine vierstündige Elfahrt durch strömenden Regen, der einen rinnenden Schleier über die Fensterscheiben warf. Veresco und Emich saßen sich gegenüber, beide blaß: der eine von dem kaum überstandenen Wundfieber, der andre vielleicht von den Anstrengungen der letzten Tage, die sein hohes Alter spürte. Sie sprachen auch nicht viel miteinander. Es war alles abgemacht und alles in Ordnung, es war nichts mehr zu erledigen. Es war aber auch seltsam, daß Emich nicht froh sein konnte. Veresco hatte nach der Schlacht von Valenta darum gebeten, wieder seine alte Staatsstellung einnehmen zu dürfen, und ohne weiteres hatte Emich dem Wunsche nachgegeben. Doch er wurde das Gefühl nicht los, daß der alte Illyrier nicht mehr der alte Freund war. Irgend etwas saß, stand, schwebte zwischen ihm und seinem Kanzler. Es lebte in der Luft und füllte sie mit einer feindseligen Strömung.

In der Dämmerstunde hielt der kleine Zug vor dem elenden Bahnhof, auf dessen Perron nur ein paar Petroleumlampen

brannten. Alles war abgesperrt. Emich empfand ein starkes Unbehagen, und es legte sich auch nicht, als General von Kaulen ihn mit noch einigen russischen Offizieren in großer Unterwürfigkeit empfing und sogar deutsch anredete. Diese russischen Herren ärgerten Emich. Er war darauf nicht vorbereitet; es wäre ihm doch lieb gewesen, hätte er sein Hauptquartier mitgebracht. Er hatte im allgemeinen wenig Sinn für eine große Feierlichkeit; immerhin — eine etwas stärkere Betonung seiner Stellung würde am Platze gewesen sein. Donnerwetter — er kam doch als Held und Sieger!...

Aber er schluckte den Ärger herunter. Ein paar Wagen hielten hinter dem Bahnhof. General von Kaulen entschuldigte sich wegen der jämmerlichen Gefährte — aber in dieser seltsamen Republik, und er lachte, kannte man die Kultur des Westens nur vom Hörensagen.

Es regnete noch immer. Emich, Veresco und Kaulen saßen in einem Wagen, einer riesigen sogenannten Viktoria chaise mit Polstern aus rotverblichem Samt, der nach Mottenpulver roch. Man hatte die Fenster offen gelassen. Die Chaise rumpelte über schlechtes Pflaster und fuhr durch Wasserlachen. Man hörte das Klatschen und Spritzen. Pappeln huschten vorüber. Am Wege mussten auch Menschen stehen, doch in der Dunkelheit sah Emich nur schattenhafte Gebilde und vernahm ein leises Murmeln und Flüstern. Einmal erschien einer dieser Schatten dicht vor dem Wagenfenster. Dann rief eine heisere Stimme „Zaó“, und ein Brief fiel in den Schoß des Fürsten. Dann schien es, als werde der Schatten draußen zurückgerissen.

General von Kaulen stieß einen kurzen russischen Fluch aus.

„Bettelei,“ sagte Veresco und nahm den Brief an sich.

Eine Bettelei, wiederholte sich Emich. Derlei kam oft vor. Aber er spürte, wie sich plötzlich sein Herz zusammenzog. Er fühlte ein rasendes Bedürfnis nach freier Luft — ja, nach

Freiheit. Um liebsten hätte er die Tür aufgerissen und wäre hinausgesprungen und hätte nach Maffeo, nach Saß, nach Mac Lewleß, nach seinen Getreuen gerufen. Dies Gefühl bestimmt ihn. Es war kindisch. Es war eine letzte Nachwirkung des Wundfiebers, eine krankhafte Angstbeleidigung. So ließ es sich deuten. Unsinn! Könnte er sicherer sein als hier auf neutralem Gebiet? Und saß nicht sein erster Minister neben ihm? Und wollte man nicht dem besieгten Feinde den Frieden dictieren? . . .

Nun floß heller Lichtschein in den Wagen. Vor dem Gasthofe des Städtchens standen Leute mit Fackeln. Sie flackerten sehr hoch; Emich sah niedrige Häuser, die vor der Helle zurückzuweichen schienen, und ein Gewimmel von Menschen. Das alles kam ihm merkwürdig unwirklich vor, und er sagte sich wieder, daß er doch noch immer an leichten Fieberfällen leiden müßte. Vielleicht war es auch die verdammte Sumpfluft, die ihm auf die Nerven fiel.

Ein roter Teppich war über die Straße bis an den Wagen gelegt worden. Emich hatte das Gefühl, in Blut zu treten. Dann versing sich sein rechter Sporn in einem Riß des Teppichs. Ein paar Arme fingen ihn auf.

„O — Euer Durchlaucht," rief eine scharfe Stimme, aber in heiterem Tonfall. Ein schlanker Mann, barhäuptig, eng in seinen schwarzen Überrock geknöpft, verneigte sich ehrfurchtsvoll. „Ich habe die Ehre, Eure Durchlaucht untertänigst zu begrüßen," sagte er.

„Guten Abend, Herr von Polzien," entgegnete der Fürst. Nun stellte sein Fuß nicht mehr. Eine Musikbanda mußte auf dem Platze stehen. Die illyrische Nationalhymne ertönte, dann die suebische; auch die Musik hielt auf Neutralität.

Der Wirt des Hauses war in schmierigem Trac. Er dienerte unendlich tief.

„Bob!" rief der Fürst.

„Durchlaucht zu Gnaden?“

„Nicht erst auspacken. Ich denke, wir werden in zwei Stunden weiterfahren können. Ist die Bahnlinie nach Garica frei und können wir unsren Salonwagen behalten?“

Die Frage war an Beresco gerichtet. Der Herzog verbeugte sich stumm. Sein altes fältenzerrissenes Gesicht war weiß wie Linnen...

Der Essaal des Gasthauses war als Konferenzzimmer eingerichtet. Ein kahles Gemach mit niedergelassenen Rouleaus vor den Fenstern. Die Rouleaus bestanden aus Wachstafett; auf jedes war eine Alpenlandschaft gemalt, von einem knallblauen Rahmen umgeben. An einer Wand hing ein Abreißkalender. Auf dem langen Tische in der Mitte des Zimmers standen ein paar Armleuchter, die einer Kirche entnommen schienen, dazwischen Tintenfässer. Vor einigen Plätzen lagen Papierbogen, Bleistifte und Federhalter.

Die drei Türen wurden geschlossen. Fürst Emic sah nicht, daß draußen vor jeder Tür einer der russischen Offiziere Wache hielt.

Nun waren die vier Herren allein: der Fürst, Beresco, der Geschäftsträger Sueviens und der General von Kaulen.

Herr von Polzien war sehr aufgeräumt. Er machte ein paar lustige Bemerkungen über die Umgebung, war aber von respektvoller Liebenswürdigkeit gegen Emich. Er schien jede persönliche Gegnerschaft vergessen zu haben.

„Beginnen wir,“ sagte der Fürst und nahm Platz.

Die Verhandlungen wickelten sich glatt ab. Es währte nicht zwei Stunden, sondern nur fünfundzwanzig Minuten. Herr von Kaulen verlas die Protokolle. Suevien verpflichtete sich zur Räumung des Ratschali-Passes, die binnen drei Tagen gewährleistet wurde. Dann sollte der vorläufige Waffenstillstand automatisch in den Friedensschluß übergehen. Illyrien sah von einer Kriegsentschädigung ab und erlöste seine

Zustimmung zu der Überlassung des bisherigen Gebiets von Gumurdja an das Nachbarland. Beide Kontrahenten gaben schließlich die feierliche Versicherung ab, daß unter ihren Mächten fortan „Friede herrschen“ sollte.

Beresco und Polzien unterzeichneten für ihre Regierungen, dann setzte auch General von Staulen seinen Namen als „Bürge“ unter das Protokoll.

Emich atmete tief auf und erhob sich.

„Ihre Hand, Herr von Polzien,“ sagte er. „Wir haben Frieden geschlossen. Auch Sie und ich.“

Der Rücken des Staatsrats krümmte sich. Emich fühlte eiskalte Finger in seiner Hand.

Dann sah er, daß Beresco wankte.

„Mein Gott,“ rief er, „Beresco, was ist Ihnen?!"

„Nichts, Durchlaucht,“ entgegnete der alte Mann und straffte sich. „Eine Schwäche überfiel mich — sie ist vorüber — und sie war erklärlich in diesem — diesem schwersten Augenblick meines Lebens. Euer Durchlaucht sind Herr geworden über den Gegner, und nun bitte ich Sie: Seien Sie auch ein getreuer Diener des Staats, den Sie so heiß lieben wie ich. Fügen Eure Durchlaucht sich dem unvermeidlich Gewordenen und räumen Sie den Platz der provisorischen Regierung.“

Er hatte ein Altenstück aus der Tasche gezogen und legte es auf den Tisch. Emich warf nur einen Blick auf das Papier und sah: es war seine Abdankungsurkunde . . .

Die drei russischen Offiziere, die vor den Türen Posten standen, hörten einen kurzen Aufschrei.

Der Fürst war totenbleich. Er nahm das Dokument und machte eine Bewegung, als wolle er es zerreißen. Aber er tat es nicht. Er warf das Papier wieder auf den Tisch.

„Warum das?“ fragte er. Seine Stimme klang hell und fest.

Beresco trat näher. Der Greis war in gewaltiger Erregung. Er mußte sich erst sammeln, ehe er weitersprechen konnte.

„Euer Durchlaucht werden sich entsinnen," sagte er, „daß ich vor diesem Kriege gewarnt habe. Ich wußte, daß Sie siegen würden, und wir durften nicht zu groß für Russland werden. Nun ist es gekommen, wie ich ahnte. Der Zar schickte drei Armeekorps an die Grenze, um Suevien zu unterstützen. Da griff ich ein. Vernichten lassen wollte ich Illyrien nicht. Ich habe Illyriens Freiheit durch das Versprechen Ihrer Abdankung erkauft.“

„Und haben Ihnen Fürsten in eine Falle gelockt," rief Emich schneidend. „Wird das Volk Ihnen danken?“

„Ich halte die Zügel fest in meinen alten Händen, Durchlaucht. Dankbarkeit ist keine Volkstugend. Wie man Ihnen zujubelte, so jauchzend wird man auch den neuen Herrscher empfangen, den Russlands Gnade durch die Tore von Garica läßt.“

Emich lächelte bitter.

„Steht er schon im Vorzimmer, der Nachfolger?“

Veresco überhörte den gereizten Ton. „Ich führe vorläufig mit dem bisherigen Ministerium die Regierung weiter," entgegnete er. „Nur mein Sohn scheidet aus.“

„Armer Maffeo," sagte der Fürst. „Und was wird sonst mit meinen Getreuen im Lande?“

„Ich mußte Verhaftungen vornehmen lassen, und Ausweisungen werden folgen. Aber in wenigen Tagen wird die Ruhe wiederhergestellt sein.“

Der Blick Emichs flog durch das kahle Zimmer und blieb auf dem Abreißkalender an der Wand haften. Eine große schwarze Acht stand auf dem Blatte. An diesem Achten wurde ein Held zum Gefangenen — und ein ganzer Mann wurde heimtückisch erwürgt.

Herr von Polzien hatte sich in eine Ecke zurückgezogen. Er hielt den Kopf gesenkt.

Das Auge des Fürsten traf den russischen General.

„Was hat man mit mir vor, Exzellenz?“ fragte er.

„Ich habe den Allerhöchsten Auftrag,“ erwiderte Herr von Kaulen, „Euer Durchlaucht zu bitten, mir auf russischen Boden zu folgen. In Rien werden Euer Durchlaucht von dem Großfürsten Fedor Konstantin erwartet.“

Emich sah sich um. Ihm war, als höre er unter den Fenstern ein leises Waffenklirren.

Da nahte sich wieder Veresco, haschte nach seiner Hand und küßte sie.

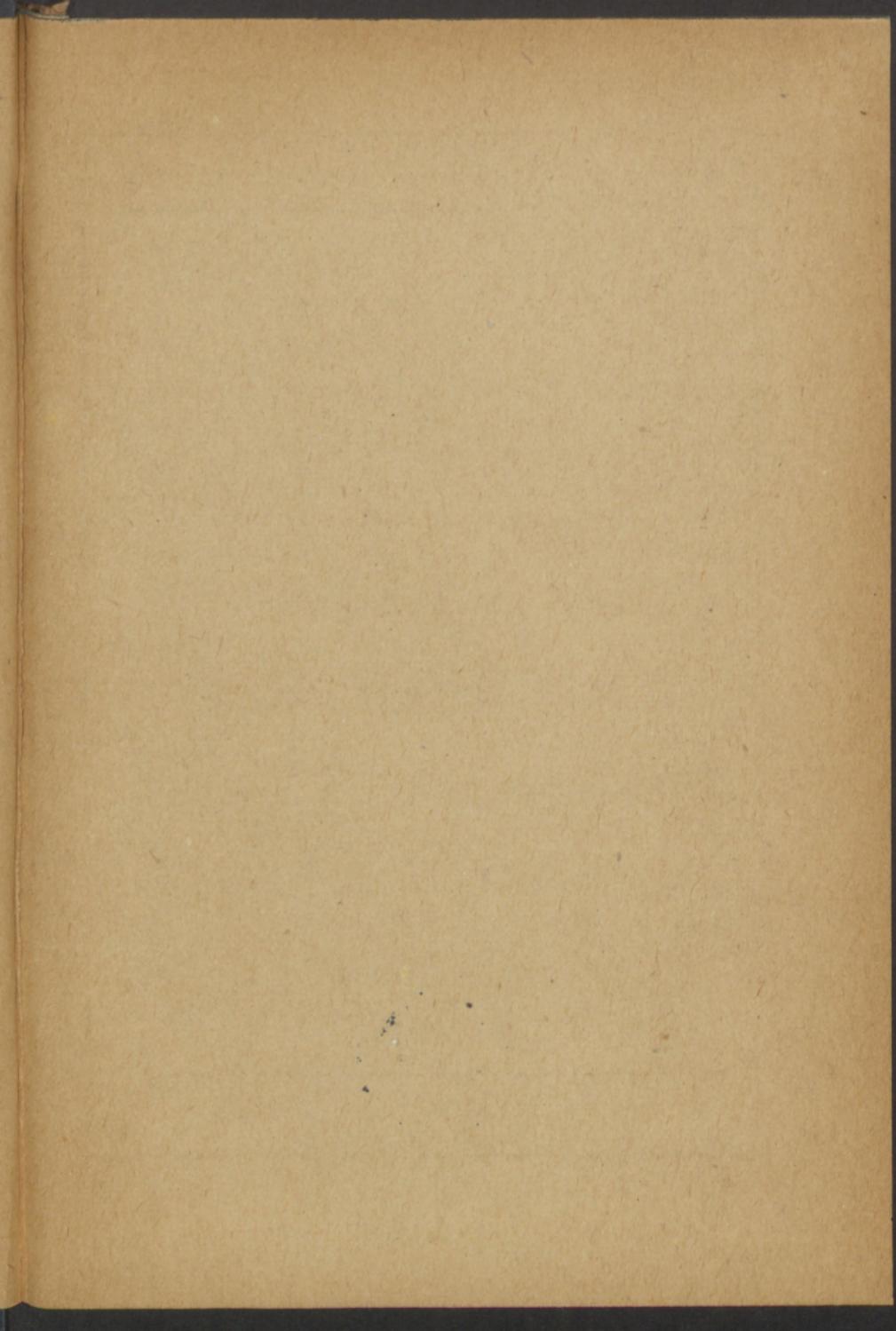
„Fürst Emic,“ sagte der Alte, und der Strom seiner Seele schwang mit in seiner zitternden Stimme, „du warst mir mehr als mein Sohn, du warst wie Fleisch und Blut von mir, du bist noch immer ein Stück meines Herzens. Schmähe mich — und wenn deine Hand mich schlagen will, ich werde nicht zucken. Was ich tat, geschah um Illyriens willen. Ich kann auch leiden meinem Lande zuliebe. Du, Fürst, bist noch jung, und die Jugend wird dein Leid lindern und dir die Überwindung erleichtern. Sieh, du ziehst ja als Sieger von dannen und nicht als geschlagener Flüchtlings, und wenn du in Wien . . .“

Mit einer schroffen Handbewegung hieß Emich ihn schweigen. Ohne ihn anzusehen, griff er zur Feder, und während er seinen Namen unter die Urkunde setzte, sprach er halblaut und doch jedes Wort bewertend:

„Russland als Schützer Illyriens . . .“ Die Feder flog auf den Tisch zurück. Die Tinte spritzte über das Leinen . . . „Pfui Teufel! . . .“

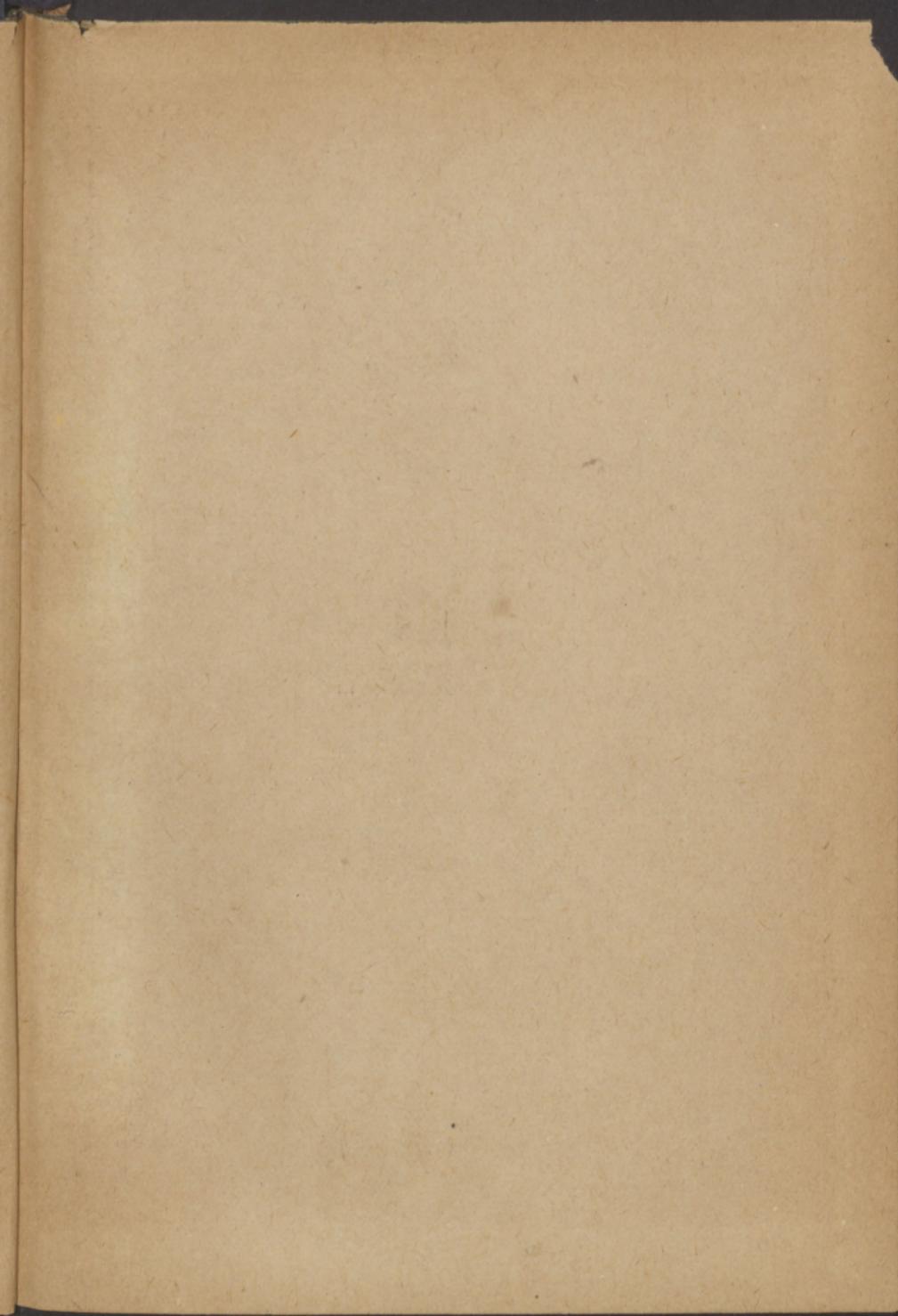
Der Fürst erhob sich. „Erzellenz Kaulen, ich bin bereit . . .“

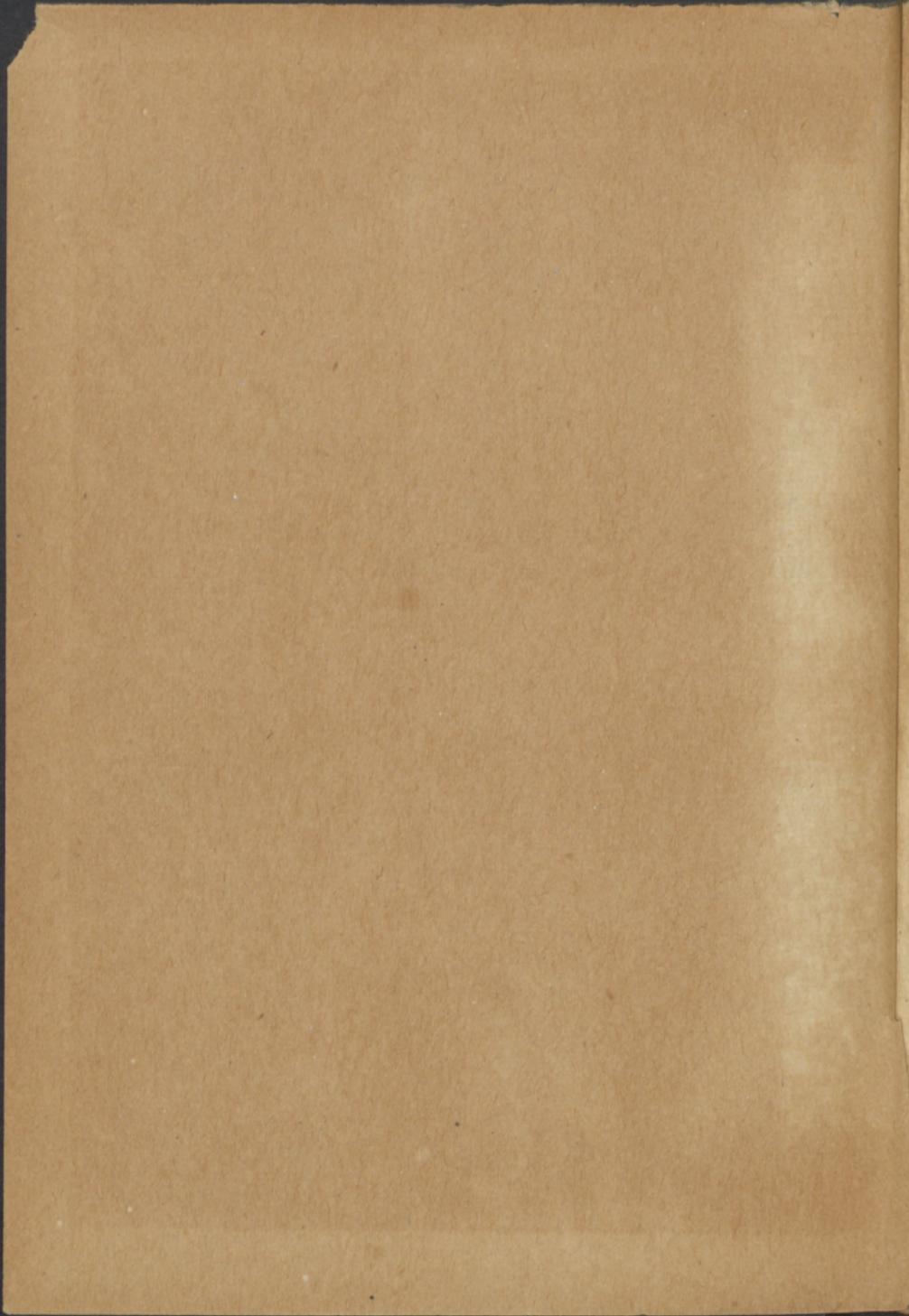






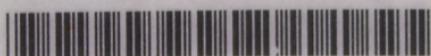
Ullstein & Co
Berlin SW 68





18,-

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-043567